

# Badische Heimat

Dezember

4/ 1994

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde  
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

~~Eh~~  
~~Sch~~ ~~St~~  
Hr

~~BW~~



# Spielraum – Unser Programm für den eigenen Haushalt



Auf dem Weg zum eigenen Haushalt ist eine Reihe von finanziellen Hürden zu nehmen. Gern möchten wir Ihnen diesen Weg ebnen – mit einer breiten Palette an Dienstleistungen: vom Girokonto bis zum Dispokredit, vom Sparbuch bis zum VR-Vorsorgeplan, von der Hausrat-Versicherung bis zum Bausparvertrag. Unser Programm für den eigenen Haushalt gibt Ihnen mehr Spielraum für Ihre Wünsche und Ideen.

## Wir machen den Weg frei



**Volksbanken Raiffeisenbanken Spar- und Kreditbanken**

**Unser FinanzVerbund:** Volksbanken Raiffeisenbanken, SGZ-Bank, DG Bank, Bausparkasse Schwäbisch Hall, R+V Versicherungen, Süddeutsche Krankenversicherung, Deutsche Genossenschafts-Hypothekenbank, Münchener Hypothekenbank, VR-Leasing, DIFA Deutsche Immobilien Fonds, Union-Investment

# Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.  
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,  
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß  
Weißdornweg 39, 76149 Karlsruhe

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,  
Hansjakobstraße 12, 79117 Freiburg  
Telefon (07 61) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo 14.00 – 18.00 Uhr,  
Di. 8.00 – 12.00 Uhr,  
Do. 8.00 – 12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postbank Karlsruhe,  
Konto-Nr. 16468-751, BLZ 660 100 75  
Sparkasse Freiburg,  
Konto-Nr. 20 032 01, BLZ 680 501 01  
J. A. Krebs, Freiburg, Privatbankiers,  
Konto-Nr. 873, BLZ 680 301 00  
Spenden bitte an das  
Konto der Stadt Freiburg  
Nr. 2010012 bei der Sparkasse Freiburg  
Vermerk „Spende Badische Heimat“  
bitte nicht vergessen

Gesamtherstellung:

G. Braun Druckerei GmbH & Co. KG  
Anzeigenverwaltung:  
G. Braun Fachverlage GmbH & Co. KG  
G. Braun Verleger Services  
Karl-Friedrich-Straße 14-18  
76133 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 165-2 33  
Telefax (07 21) 1 65-7-3-76  
Zur Zeit Anzeigenpreisliste Nr. 6 gültig  
Reproduktionen:  
G. Braun GmbH

*Titelbild: Porträt der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar-Eisenach (1811–1890), die spätere Kaiserin Augusta. Pastell auf Pergament, Weimar 1817 (Privatbesitz). Bei diesem Porträt handelt es sich um eine eigenhändige Kopie des Künstlers, wohl im Auftrag der badischen Großherzogin Stephanie*



*Christkind von einer für das Ende des 19. Jahrhunderts typischen Kirchenkrippe*

(Foto: H. Hauß)

*Ein gutes  
glückliches Jahr 1995  
wünscht allen  
Mitgliedern und Freunden*

*Ihr Vorstand  
des Landesvereins  
Badische Heimat*

# Inhalt

- Über Karlsruhe,  
seinen Plan und dessen Sinn  
*Johannes Werner, Elchesheim* ..... 481
- „Mir ist um Wahrheit zu thun ...“  
Jacob Wilhelm  
Christian Roux (1771–1830)  
*Patrick Heinstein, Weinheim* ..... 495
- Bildhauer Alois Rauffer (1794–1856)  
*Kurt Hodapp, Waldshut* ..... 511
- Ein eigenes Bild von der Welt  
Primitive Malerei im 20. Jahrhundert im  
Museum „Haus Cajeth“, Heidelberg  
*Hubert Morgenthaler, Neckargemünd* 511
- Ein Rundgang zwischen Chuuscht,  
Chader und Schrättelefuß  
Das Freilichtmuseum Vogtsbauernhof  
im Gutachtal  
*Sabine Wienker-Pienpho, Freiburg* .... 561
- 250 Jahre Michaelskapelle bei  
Bruchsal-Untergrombach  
*Josef Lindenfelser, Untergrombach* .... 569
- 225 Jahre Lehrerausbildung  
in Karlsruhe  
*Gerhard Silberer, Offenburg* ..... 587
- Der rückgewandte Blick –  
Bildinstallation nach 225 Jahren  
Lehrerausbildung in Karlsruhe  
*Helmut G. Schütz, Karlsruhe* ..... 599
- Ein wenig bekanntes Forscherleben:  
Das Lebenswerk des badischen Schnecken-  
pfarrers Gottfried Nägele (1841–1914)  
*Clemens Siebler, Freiburg* ..... 605
- Hans Kampffmeyer –  
Pionier der Gartenstadtbewegung  
und badischer Wohnungsbaupinspektor  
*Manfred Bosch, Rheinfelden* ..... 617
- Winterhauch, Bauland und Taubergrund  
Umbrüche in der nordostbadischen Land-  
wirtschaft im 19. und frühen  
20. Jahrhundert  
*Wolfram Förster, Mannheim* ..... 627
- „Lebensweg und Vermächtnis“  
des Pantaleon Rosmann  
*Adolf Schmid, Freiburg* ..... 639
- Ein neu aufgefundener Erstdruck  
Johann Peter Hebels  
*Johann Anselm Steiger, Heidelberg* ... 645
- Zum Tode von Karl Wörn  
*Volker Kronemayer / Ludwig Vögely* .. 651
- Vor 190 Jahren geboren:  
Naturforscher Karl Friedrich Schimper  
(1803–1867)  
*Karl Wörn †, Schwetzingen* ..... 653
- Großes Engagement für die Heimat  
Stadtarchivar i. R. Edmund Kiehnl  
feierte seinen 70. Geburtstag ..... 659
- Vor 100 Jahren wurde der  
badische Komponist  
Josef Schelb geboren  
*Konrad Watrin, Freiburg* ..... 661
- Buchbesprechungen ..... 662

# Über Karlsruhe, seinen Plan und dessen Sinn

Eine Übersicht

Johannes Werner, Elchesheim

*Breite Straßen führen (...) in den Glanz der Mitte.*

*Siegfried Kracauer, Analyse eines Stadtplans*  
Es gibt Städte, deren Ruhm gewissermaßen auf mehreren Säulen ruht; und andere, die aus einem Grund, mit einem Schlag berühmt geworden und geblieben sind. Karlsruhe zählt, wenn nicht alles täuscht, zur zweiten Kategorie.

Daß eine Stadt aus dem Boden gestampft wurde, wo vorher noch keine war, kam zuweilen vor, zumal im Barock. „Das Barock gründet. Es bereitet sich kaum die Verlegenheit der Wahl. Es tritt auf, steckt den Stab in die Erde, und voll von Fähigkeit, überall Erde zu lockern und fruchtbare Saat zu streuen, den Bedingungen der Situation immer überlegen, so sehr es ihnen mit eingeborenem Takt sich fügen mag, spricht es das eine Wort: hier.“<sup>(1)</sup> Der Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach, der, mitten im weiten Hardtwald, am 17. Juni 1715 den Grundstein seines neuen Schlosses legte, hatte zwar schon eins, dessen Auf- und Ausbau aber auf technische, politische und finanzielle Hindernisse stieß. (Und mit der Frau, die er dort hatte, kam er auch nicht mehr zurecht.) Es kam hinzu, daß ihm sein Vetter von der anderen Linie, Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden-Baden, mit gutem Beispiel vorangegangen war, indem er seine Residenz nach Rastatt verlegte.<sup>(2)</sup>

Was hier auffällt, ist jedoch weniger die Gründung selbst als vielmehr die Form, die sie fand. Als zum Schloß die Stadt kam, die dann zur neuen Hauptstadt wurde, war das

Ganze doch aus einem Guß, nach einem Plan aus einer Hand, nach einem Willen. Vom Turm des Schlosses gingen nunmehr 32 schnurgerade Straßen aus; d.h. 7 Straßen in die Stadt, die in dem von seinen Seitenflügeln begrenzten Sektor lag, und 25 Alleen in das Land hinter ihm.

Es ist also sein einzigartiger Plan, dem Karlsruhe seinen Ruhm verdankt; nämlich diese „einmalige individuelle Lösung eines eigenwilligen Souveräns, ohne Beispiel in der Theorie, ohne Vorläufer, fast ans Kuriose grenzend in der schematisierten Glorifizierung des absolutistischen Staatsgedankens“<sup>(3)</sup>. (Darüber wird noch Genaueres zu sagen sein.) Sogar der große Le Corbusier kannte den Plan, lobte ihn aber nicht: „Plan von Karlsruhe. Was auf dem Kapitol in Rom das glanzvolle Meisterwerk eines eminenten Könners war, das führte Schritt für Schritt zum Entwurf auf dem Zeichenbrett, der ohne Rücksicht auf Bauplatz, Material und menschliche Gegebenheiten verfertigt wurde, zu dem, was man die ‚Illusion des Grundrisses‘ nannte.“<sup>(4)</sup> Aber gerade diese Rücksichtslosigkeit war typisch für den absolutistischen Geist, dem Karlsruhe sich verdankt; und die Bedeutung, die dem Plan und seinem Sinn beigemessen wurde, war es ebenfalls.

Und wie kam der Plan zustande? Diese Frage wurde schon oft gestellt; eine Antwort gibt es freilich nicht, nur deren mehrere, die voneinander abweichen, wenn nicht sogar oft einander widersprechen.<sup>(5)</sup> Sie vor allem zu sammeln, zu ordnen und zu werten, ist die

Absicht der vorliegenden Arbeit, als einer längst fälligen Bilanz; und zu zeigen, daß es sich mit diesem Plan nicht anders verhält als mit anderen großen Werken der Kunst, die nämlich mehreres zugleich bedeuten können – ja deren Größe gerade darin besteht.

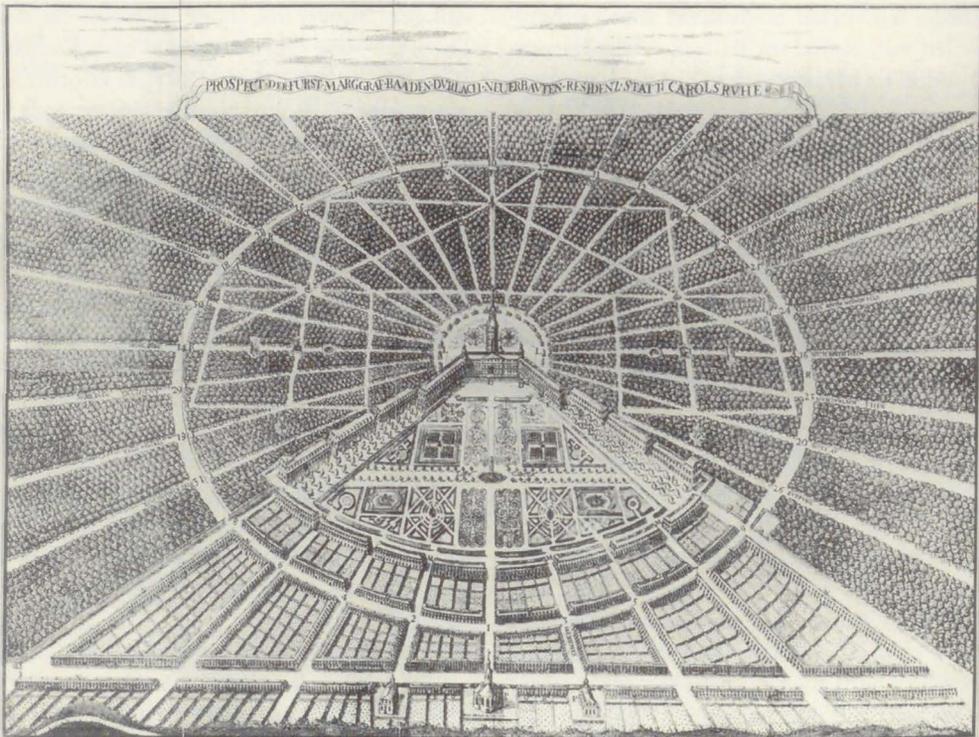
## 1. Legendarisch

*Nehmts für ein solches Ding, wie mans auf Fächern/Gemalt sieht, nicht für mehr ...*

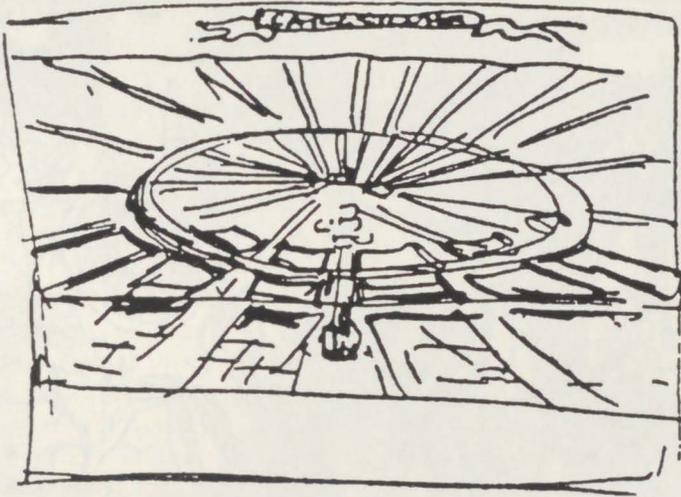
*Hugo von Hofmannsthal, Der weiße Fächer*  
Wer Karlsruhe kennt, kennt es als die „Fächerstadt“ schlechthin. Man nennt es so, weil man, wenn man seinen Grundriß sieht, an einen Fächer denkt oder auch, darüber hinaus, an eine gern erzählte Geschichte, nach der die Markgräfin einst ihren Fächer

verloren und der Markgraf ihn dann gefunden habe, und mit ihm den langgesuchten Grundriß der geplanten Stadt.<sup>6)</sup> „Karlsruhe bewahrt uns das Bild des größten Fächers“<sup>7)</sup> heißt es, kurz und bündig, bereits bei Karl Julius Weber.

Diese Geschichte ist zwar nicht wahr, aber gut erfunden; denn für den barocken Hof, der hier entstehen sollte, und für jeden anderen anderswo war (etwa neben Vorhang, Spiegel und Maske)<sup>8)</sup> der Fächer eines der wichtigsten Requisiten. Mit ihm fächelten die eng geschnürten Damen sich Luft zu, um nicht in Ohnmacht fallen zu müssen; mit ihm schützten sie sich vor der Sonne, wehrten sie den Fliegen und klopfen wohl auch den zudringlichen Herren auf die Finger; hinter ihm verbargen sie ihr Gesicht und ihren Blick.



*Prospekt der Residenzstadt Karlsruhe, 1721*



Le Corbusier, Plan von Karlsruhe

Unter Ludwig XIV. wurde der Fächer zu einem Luxusartikel, mit dessen Zier sich die berühmtesten Künstler beschäftigten. Dabei war er in seiner nun geläufigen Gestalt, nämlich als viertel- oder halbkreisförmiger Faltfächer, aus Japan nach Europa gekommen, wo man sich für alles Orientalische maßlos begeisterte;<sup>9)</sup> davon zeugt auch das Porzellan, das der Markgraf in Durlach herstellen und mit chinesischen Motiven bemalen ließ, nicht weniger als die Orangerien, Fasanerien und Teehäuser, die er und sein Nachfolger in den Karlsruher Schloßgarten stellten. So kam man sich dann selber wie einer jener orientalischen Herrscher vor, von denen so vieles erzählt wurde. Sie imponierten durch ihre politische wie private Zügellosigkeit – und durch ihre erotische wohl besonders dem Markgrafen, der Karlsruhe gründete, weil er seine Ruhe haben wollte. Liselotte von der Pfalz schien schon 1718, drei Jahre nach der Gründung, genau zu wissen, wozu er sie brauchte: „Ich habe schon von dem lächerlichen Serail gehört, so der Markgraf von Durlach hält.“<sup>10)</sup> Daß er schließlich unter einer Pyramide begraben wurde, paßt gut zu ihm,

der durch sich und seine Stadt so viel Orientalisches anklingen ließ.<sup>11)</sup> So paßt auch die Geschichte vom Fächer hierher, auch wenn sie nur erfunden ist.

## 2. Pragmatisch

*Dein Weg ist krumm, er ist der meine nicht.*  
Friedrich Schiller, *Wallensteins Tod*

Zunächst einmal entspricht der Karlsruher Plan den „damaligen jagd- und forsttechnischen Gepflogenheiten“;<sup>12)</sup> es war, wie etwa ein gewisser Heinrich Wilhelm Döbel in seinen ‚Jäger-Praktika‘ von 1746 zeigte, durchaus üblich, ein Waldgelände durch radial geführte Wege zu erschließen.<sup>13)</sup>

Zugleich trafen eben diese Wege recht genau auf die Dörfer der nördlichen Hardt, was zwar, in Anbetracht ihrer Anzahl, fast unvermeidlich, aber auch sehr erwünscht war; denn so kamen Menschen und Materialien auf dem schnellsten Weg dorthin, wo sie gebraucht wurden: zur herrschaftlichen Baustelle, zum Forst und zur Jagd. Nach ihren Zielorten – Welschneureut, Teutschneureut, Eggenstein, Linkenheim usw. – hat man jene



Ausschnitt aus der „Chinesischen Tapete“ im Ettlinger Schloß (um 1729)

Wege auch benannt.<sup>14</sup>) (Noch heute kann man die Genauigkeit bewundern, mit der sie einst gezogen wurden.)<sup>15</sup>)

### 3. Ballistisch

*Und am Schluß des Krieges war ich einem General unterstellt, der hatte nur ein Wort im Kopf: Schussfeld. Weißt du, was Schussfeld ist? Heinrich Böll, Billard um halbzehn*

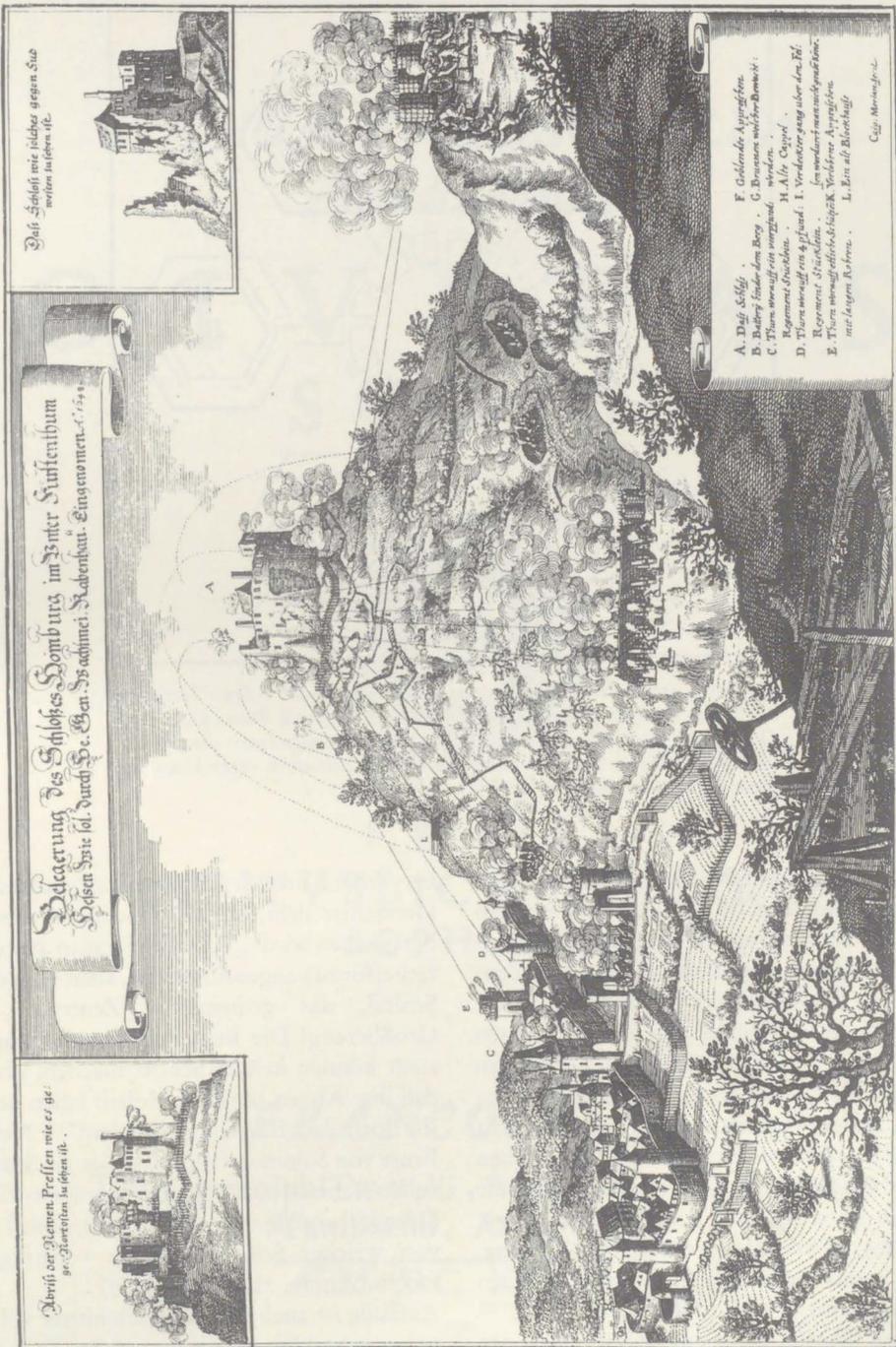
Ein weiterer Vorteil dieser Anlage lag darin, daß man die vom Zentrum ausstrahlenden Straßen von ihm aus unter Beschuß nehmen, also jede unerwünschte Annäherung militärisch unterbinden konnte. Ob der Markgraf selber daran dachte, ist ungewiß; aber immerhin äußerte er sich einem Besucher gegenüber über „die Lage meines Landes, das jeden Augenblick Kriegstheater werden kann. Ich bin nicht imstande, hier einen festen Platz herzustellen. Ich könnte ihn nicht einmal mit Mauern umgeben.“<sup>16</sup>)

Die sonst unumgängliche Befestigung einer Stadt sollte, wie man damals meinte, durch eine lineare Straßenführung ergänzt, wenn auch nicht ersetzt werden.<sup>17</sup>) Solche Meinungen mußten dem Markgrafen vertraut sein, zu dessen standesgemäßer Ausbildung einst eine zweijährige Reise durch italienische, schwedische und norddeutsche Städte (und wohl auch eine Einführung in das Bauwesen)<sup>18</sup>) gehört hatte; und der dann in die Reichsarmee eingetreten und dort, nach vielfacher Bewährung, zum kaiserlichen Generalfeldzeugmeister aufgestiegen war.<sup>19</sup>)

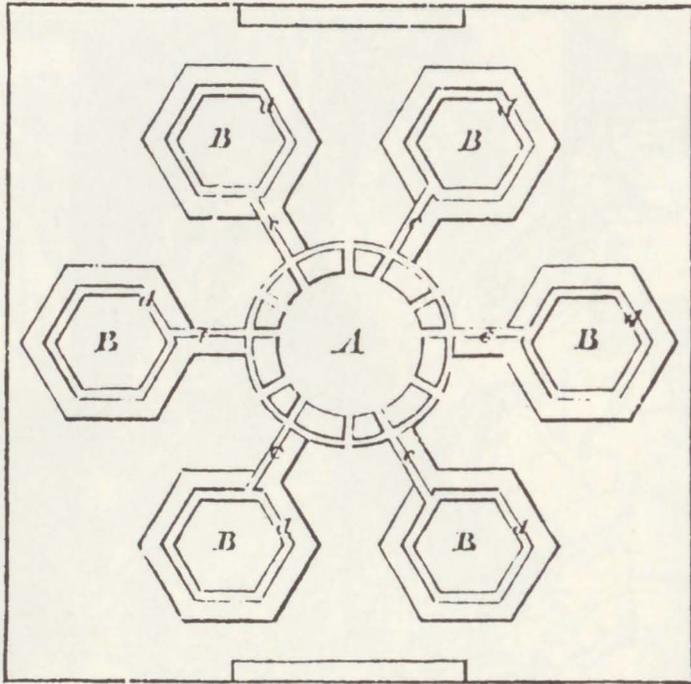
### 4. Optisch

*König Peter: Werden die Grenzen beobachtet? Zeremonienmeister: Ja, Majestät. Die Aussicht von diesem Saal gestattet uns die strengste Aufsicht.* Georg Büchner, *Leonce und Lena*

Man wurde schon dadurch in Schach gehalten, daß man ununterbrochen unter Beob-



Matthaeus Merian. Belagerung des Schlosses Homburg. Bei dieser Gelegenheit (1648) zeichneten sich die Belagerer wie auch die Belagerten durch ballistische Meisterstücke aus, die hier wiedergegeben sind



*Grundriß des Millbank-Gefängnisses in London (nach August Hermann Niemeyer, Beobachtungen auf einer Reise nach England, Wien 1825). Das „Runde Gebäude ist als Centralpunct der Vereinigungsort der eigentlichen Aufseher (...), so daß in den Abtheilungen sich nichts regen kann, was ihrer Aufmerksamkeit entginge“ (Teil 1, S. 218)*

achtung stand; in Karlsruhe jedenfalls schien es so. „Karlsruhe ist eine Stadt der geraden Linien, die von einem gemeinsamen Zentrum ausgehen; und dieses gemeinsame Zentrum ist das Schloß des Großherzogs. Seine zwanzigtausend Bürger müssen die loyalsten Menschen der Welt sein, denn sie können ihren Fürsten niemals aus den Augen verlieren. Unausweichlich werden sie auf Schritt und Tritt an seine Macht erinnert. Sie können nicht aus ihren Fenstern schauen, ohne die seinen zu sehen. Sein Auge ruht auf ihnen, wie das der Vorsehung, den ganzen Tag lang; und wenn jemand Blähungen bekommen sollte, müßte er dafür die Stadt verlassen.“<sup>20</sup> Diesen Worten eines englischen Reisenden des 19. Jahrhunderts entsprechen die eines französischen ganz genau; denn wenn, wie er

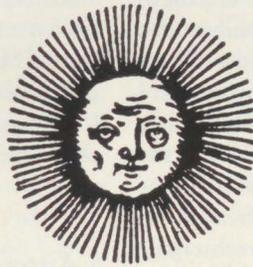
hervorhebt, der Bürger immer das Schloß des Herrschers sieht, vergißt er nicht, daß er selber gesehen wird. „Von allen Straßen aus, die fächerförmig angeordnet sind, sieht man das Schloß, das gemeinsame Zentrum. O Großherzog! Die Bewohner Eurer Hauptstadt können keinen Schritt machen, ohne daß ihre Augen auf Eure Hoheit fallen oder sie Euch den Rücken zuwenden!“<sup>21</sup> Noch Ernst von Salomon fand, daß dies an Karlsruhe am meisten auffiel: „Alle Hauptstraßen liefen fächerartig auf das Schloß zu, so daß es, von welcher Seite man auch vordringen mochte, immer zu sehen war.“<sup>22</sup>

Auffällig ist auch die (dennoch bisher völlig unbemerkte) Übereinstimmung des Karlsruher Plans mit dem „Panopticon“, das Jeremy Bentham, der utilitaristische Philosoph, 1787

F. THOMÆ CAMPANELLÆ

*Appendix Politica*

C I V I T A S  
S O L I S



I D E A  
REIPUBLICÆ PHILO-  
SOPHICÆ.

FRANCOFVRTI

Typis Egenolphi Emmelii , Impensis vero Godofredi  
Tambachii , Anno Salutis

---

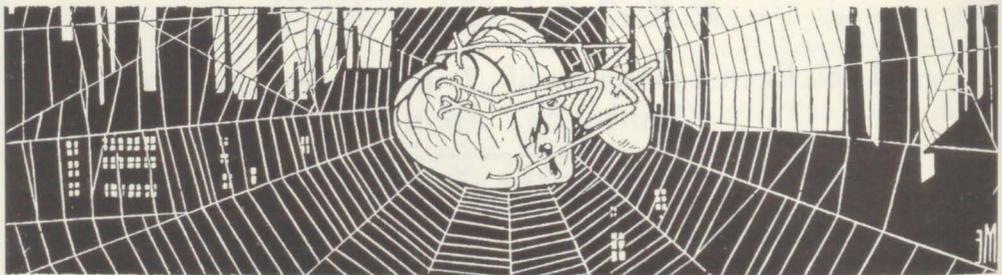
M. DC. XXIII.

publizierte. Die Konstruktion, die er dabei vorschlug, bestand hauptsächlich aus einem ringförmigen Bau mit zahlreichen Einzelzellen, die zwar gegeneinander abgeschottet, aber von einem Turm inmitten des Rings aus gleichzeitig einsehbar sein sollten. Gebäude dieser Art eigneten sich, so Bentham, als Schulen, Irren-, Kranken-, Armen-, Arbeits- und Zuchthäuser; diejenigen, die dann so oder ähnlich tatsächlich gebaut wurden, dienten und dienen vor allem als Gefängnisse. Selbst wenn man von dem Prinzip der Abschottung absieht, das eine gegenseitige Ansteckung, Anstiftung und Störung unterband, dann bleibt immer noch das der „Schaffung eines bewußten und permanenten Sichtbarkeitszustandes beim Gefangenen, der das automatische Funktionieren der Macht sicherstellt. Die Wirkung der Überwachung ‚ist permanent, auch wenn ihre Durchführung sporadisch ist‘; die Perfektion der Macht vermag ihre tatsächliche Ausübung überflüssig zu machen; der architektonische Apparat ist eine Maschine, die ein Machtverhältnis schaffen und aufrechterhalten kann, welches vom Machtausübenden unabhängig ist; die Häftlinge sind Gefangene einer Machtsituation, die sie selber stützen.“<sup>22a</sup>) So, und noch viel eingehender, hat Michel Foucault die Bedeutung von Benthams Entwurf beschrieben – und somit, ohne es zu wissen, auch eine des Karlsruher Plans. Jedoch galt der herrscherliche Blick nicht allein den Bürgern und der Stadt;

vielmehr schweifte er über sie hinaus ins Weite, ja Unendliche. Nichts hielt ihn auf, und es schien, daß die Macht noch weiter als das Auge reichte, daß sie unbegrenzt war, eben absolut. Daher rührt die Vorliebe für die scheinbar unendliche Perspektive, wie sie sich vom Schloßturm aus gleich 32fach eröffnet.<sup>23</sup>) Auch die barocken Deckengemälde (und andere als barocke gibt es kaum) wollten glauben machen, daß der Raum oben nicht geschlossen sei, sondern sich erst recht öffne und derart einen Blick in die höchsten Höhen erlaube, bis in den Himmel Gottes oder der Götter hinauf. Auch die Musikstücke schienen, indem sie immer neue Variationen aus sich hervorbrachten, in alle Ewigkeit fortspielen zu wollen und zögerten ihr Ende mit allen möglichen Mitteln hinaus. Es ist gewiß kein Zufall, daß im Absolutismus sowohl die Infinitesimalrechnung als auch das Teleskop und das Mikroskop erfunden wurden.<sup>24</sup>)

## 5. Astronomisch

*Und es begannen sich zu kehren  
Um die Gewichtigen die Minderen  
Um die Vorderen die Hinteren  
Wie im Himmel, so auch auf Erden.  
Bertolt Brecht, Leben des Galilei*  
Vom Schloßturm gehen die Straßen aus wie Strahlen von der Sonne. Diese war eigentlich ein Symbol Gottes, wurde aber im Barock



*Spinne als Blutsaugerin am menschlichen Herzen; allegorische Darstellung von E. M. Lilien (1902)*

immer mehr zu einem, das dessen irdische Repräsentanten meinte; nämlich, nach den Worten der zeitgenössischen Zedlerschen Enzyklopädie, die „obersten Regenten, in weltlichen Stande, davon alle Unterthanen ihren Glantz und Ehre haben, Wärme und Schutz, aber auch sehr oft gestochen und verbrannt werden.“<sup>25</sup>) (Das ganze Gold und Silber, die Lüster, die Spiegel und die Wasserflächen dienten nur dazu, diesen Glanz zu mehren.)<sup>26</sup>)

Daher wurde Ludwig XIV., der bedeutendste Herrscher jener Zeit, auch als Sonnenkönig bezeichnet; ihm eiferten noch die unbedeutendsten nach, aber keinem gelang es besser, das Gemeinte in ein großes Bild zu fassen, als jenem „badischen Duodez-Roi-Soleil“ mit „seinem barocken Plan einer Sonnen- oder Strahlen- oder Fächerstadt“<sup>27</sup>). Er hat das Sinnbild, in dem er sich selber sah, umstandslos in seinen Stadtplan übersetzt.<sup>28</sup>) Damit wurde er zugleich zu einem der letzten, ja wohl auch zum reinsten Vertreter einer Tradition, die 1623 mit dem „Sonnenstaat“, der Sonnenstadt des Tommaso Campanella begonnen hatte. Bei ihm herrscht, auch architektonisch, „die mathematische Abzirklung schlechthin, in Konsequenz der sonstigen, sogar astrologisch determinierten Ordnungsutopie“.<sup>29</sup>) Bei Campanella steht inmitten der Stadt ein Tempel, worin Gott als Sonne verkörpert und verehrt wird; in Karlsruhe ist es ein Schloß, in ihm der sonnengleiche Fürst, den seine Hofbeamten wie Planeten umkreisen. (Das „lever“ und „coucher“ des Sonnenkönigs ahmte nur das der Sonne selber nach.) Demnach ist der Plan von Karlsruhe zu Recht als „großartige Abbréviatur des Sonnensystems“<sup>30</sup>) bezeichnet worden.

Wobei wiederum die Sonne dem Auge, das sie sieht, strukturell ähnelt. („Wär nicht das Auge sonnenhaft, / Die Sonne könnt' es nie erblicken.“<sup>31</sup>) „Der Grundriß der Stadt Karlsruhe ist also ein Auge, weil er ein Stern oder eine Sonne ist.“<sup>32</sup>)

## 6. Zoologisch

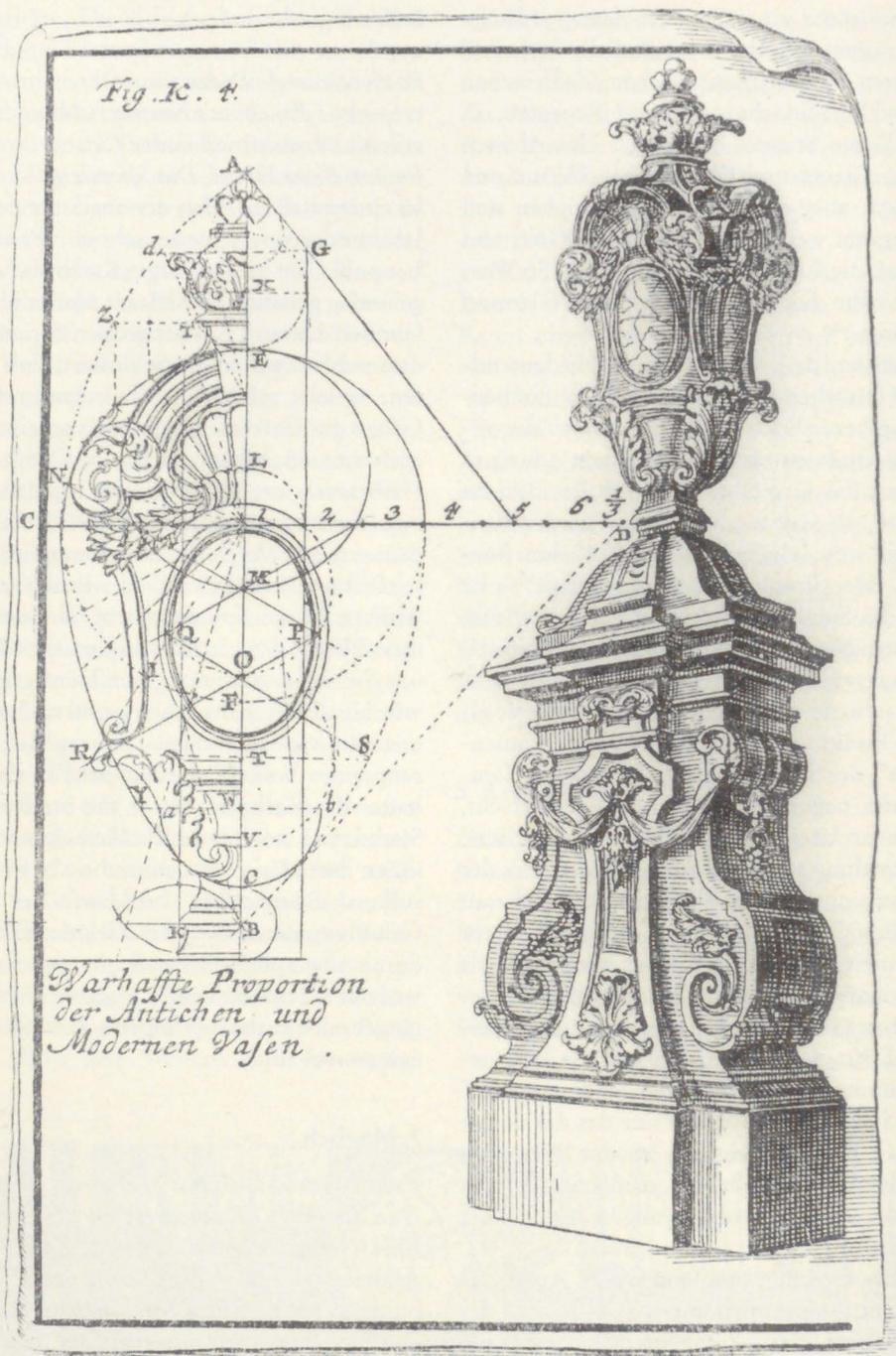
*Es zieht e lange Faden uus:  
es spinnt e Bruck an's Nochbers Huus;  
es baut e Landstroof in der Luft ...  
Johann Peter Hebel, Das Spinnlein*

In einem Reisebericht, der am Ende des 18. Jahrhunderts erschien, schrieb Friedrich Leopold Graf zu Stolberg: „Karlsruhe ist regelmäßig gebauet. Diese Stadt nimmt ohngefähr den dritten Theil des großen Cirkels ein, dessen Mittelpunkt das Schloß ist. Ihre Gassen, welche, gleichwie die schnurgeraden Gänge des Gartens, gleichweit von einander entfernt sind, bilden mit diesen Gängen die Halbmesser eines Cirkels, welcher daher einem Spinnewebe ähnlich ist.“<sup>33</sup>) Was bedeutet dieser Vergleich, wenn man ihn weiterdenkt, weiter als Stolberg selbst? Daß der Markgraf einer Spinne gleicht, die inmitten ihres Netzes sitzt, in das sie ihre Opfer lockt, um sie dann auszusaugen. (Häufig genug wurden die feudalistischen – und nach ihnen noch die kapitalistischen – Herren als „Blutsauger des Volks“<sup>34</sup>) bezeichnet.) In der Tat hatte der Markgraf, als er die Straßen der Stadt baute, noch nicht die Menschen, die an ihnen ihre Häuser bauen und sie bewohnen sollten. ‚Peuplierung‘ hieß, wie bei jeder Gründung dieser Art, das Ziel, das sich nur durch eine spürbare Privilegierung der Bewohner erreichen ließ.<sup>35</sup>) Daß sie ins Netz gingen, sich in ihm verfangen – darauf kam es erst einmal an.

## 7. Magisch

*Kreis hat zaubrisch sich gezogen,  
Und die Hitze ist gewichen.  
Karl Krolow, Mahlzeit unter Bäumen*

Andererseits schloß der Kreis, dessen Mittelpunkt der Schloßturm ist, den Hof mit seinen Bauten ein und die Stadt mit den ihren aus; als ob die Herrschaften ungestört für sich sein wollten. Dieser Wille spricht auch aus der – mit der ‚Peuplierung‘ nur schwer zu



Aus Schüblers „Perspectiva“, 1719. Das scheinbar so wuchernde, quellende und schäumende Barock hat, im Großen wie im Kleinen, seinen Ursprung im messenden und rechnenden Umgang mit Zirkel und Lineal: in der Geometrie

vereinbarenden – Inschrift, die der Herrscher und Gründer 1728 am Schloß anbringen ließ: „Contra meam voluntatem populus affluxit, civitatemque erexit.“<sup>36)</sup> (Gegen meinen Willen strömte das Volk herbei und erbaute eine Stadt.) Einen geschlossenen Kreis zog man, einem alten und allgemeinen Volksglauben gemäß, um sich darin zu bergen und vor allem Unheiligen, das draußen bleiben mußte, zu schützen. Vielleicht lebt im Karlsruher Plan auch noch etwas von dieser Absicht fort; jedenfalls fällt auf, daß der Kreis, „um nicht mit dem Profanen zu verschmelzen und dadurch die magische Wirkung zu verlieren“<sup>37)</sup>, nicht einmal die Gerade berührt, die die Hauptstraße der Stadt darstellt.<sup>38)</sup>

## 8. Geometrisch

*So und nicht anders! sagt die Geometrie. So und nicht irgendwie!*

*Max Frisch, Don Juan oder Die Liebe zur Geometrie*

Der Herrscher erscheint also als Sonne, als Spinne – oder auch einfach als Mitte, „Mittelpunkt des irdischen Koordinatennetzes; an ihm hat sich alles zu orientieren“.<sup>39)</sup> Wieder ist von einer ganz und gar barocken Erfindung die Rede; nämlich von der analytischen Geometrie, die es erlaubt, jede beliebige Kurve, wenn sie nur in einer Ebene liegt, auf eine Mitte zu beziehen, von ihr aus zu bestimmen und zu berechnen.

Réné Descartes, der diese Geometrie erfand, kam, in seinem „Discours de la Méthode“, auch auf das Problem der Stadtplanung zu sprechen; da verglich er nämlich die alten Städte „mit jenen regelmäßigen Plätzen, die ein Ingenieur nach freiem Entwurf auf einer Ebene absteckt“, und fand sie „für gewöhnlich ganz unproportioniert; zwar findet man oft ihre Häuser – betrachtet man jedes für sich – ebenso kunstvoll oder gar kunstvoller als in anderen Städten – wenn man jedoch sieht, wie sie nebeneinanderstehen, hier ein

großes, dort ein kleines, und wie sie die Straßen krumm und uneben machen, so muß man sagen, daß sie eher der Zufall so verteilt hat und nicht die Absicht vernünftiger Menschen“.<sup>40)</sup> Das Ideal, das Descartes meinte, wurde in Karlsruhe realisiert; was hier geschah, war die Geburt einer Stadt aus dem Geist der Geometrie.

Die geometrische Form, die dem Barock über alles ging, ist hier Ausdruck des souveränen Willens; Ausdruck der Macht, der Ordnung und Verordnung, der Regel und des Reglements. Nichts darf so sein, wie es etwa selber sein möchte, sondern alles muß begradigt und beschnitten werden: ob Straße oder Allee, ob Haus oder Baum. Das wie immer Natürliche wurde in Fesseln gelegt (um von der bürgerlichen Opposition des 18. Jahrhunderts dann nur um so entschiedener aus ihnen befreit zu werden)<sup>41)</sup>.

Der Karlsruher Plan gehorcht dem Gesetz der Geometrie; überdies auch dem der Symmetrie. Deren Tendenz „zu gleichförmiger Anordnung der Elemente nach durchgehenden Prinzipien ist (...) allen despotischen Gesellschaftsformen eigen“.<sup>42)</sup> Mit „ihrer inneren Ausgeglichenheit, ihrer äußeren Geschlossenheit, ihrem harmonischen Verhältniß der Theile zu einem einheitlichen Centrum“<sup>43)</sup> stellt sie, mit ihren Mitteln, den Despotismus zugleich dar und her. Jede Gesellschaft bezeugt und bewirkt sich durch eine Kunst, deren Formen den ihren insgeheim entsprechen.<sup>44)</sup>

## 9. Der Unterschied

„Man kann zwischen zwei Arten von Stadtbildern unterscheiden: den einen, die bewußt geformt sind, und den andern, die sich absichtslos ergeben. Jene entspringen dem künstlerischen Willen, der sich in Plätzen, Durchblicken, Gebäudegruppen und perspektivischen Effekten verwirklicht, die der Baedeker gemeinhin mit einem Sternchen beleuchtet. Diese dagegen entstehen, ohne

vorher geplant worden zu sein. Sie sind keine Kompositionen, die (...) ihr Dasein einer einheitlichen Baugesinnung zu verdanken hätten, sondern Geschöpfe des Zufalls, die sich nicht zur Rechenschaft ziehen lassen. Wo immer sich Steinmassen und Straßenzüge zusammenfinden, deren Elemente aus ganz verschieden gerichteten Interessen hervorgehen, kommt ein solches Stadtbild zustande, das selber niemals der Gegenstand irgendeines Interesses gewesen ist. Es ist so wenig gestaltet wie die Natur und gleicht einer Landschaft darin, daß es sich bewußtlos behauptet. Unbekümmert um sein Gesicht dämmert es durch die Zeit.“<sup>45)</sup>

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Wilhelm Hausenstein, *Vom Geist des Barock*. München 1921, S. 54

<sup>2)</sup> Vgl. dazu z.B. Johannes Werner, *Geometrie der Macht*. Der barocke Plan von Rastatt. In: *Die Ortenau* 56 (1976), S. 83-94; ders., *Noch etwas über die Geometrie der Macht*. In: *Die Ortenau* 57 (1977), S. 269-277

<sup>3)</sup> Gerhard Peters, *Mannheim-Rastatt-Karlsruhe*. Blick auf drei Barockstädte. In: *Die Pyramide* 49/1931, S. 192-193; hier S. 193

<sup>4)</sup> Le Corbusier, *Grundfragen des Städtebaus* (= Beispielsammlung moderner Architektur 3). Stuttgart o.J., S. 21

<sup>5)</sup> Man sollte meinen, daß die einschlägige Ausstellung, die vom 15. Juni bis zum 14. Oktober 1990 im Badischen Landesmuseum Karlsruhe stattfand, diese Frage beantwortet hätte (vgl. den Katalog: „Klar und lichtvoll wie eine Regel“. Planstädte der Neuzeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. Karlsruhe 1990). Doch dem ist insofern nicht so, als die Autoren nur einen Teil der Literatur, die sich auf Karlsruhe bezieht, zur Kenntnis genommen haben; sie wurde hier nun insgesamt verarbeitet und um einige neu aufgefundene Zeugnisse ergänzt

<sup>6)</sup> Vgl. Edgar Frhr. v. Rotberg, „Karls Ruhe“. In: Hermann Eris Busse (Hrsg.), *Karlsruhe* (= *Badische Heimat*, Jahresheft). Karlsruhe 1928, S. 44-52; hier S. 52

<sup>7)</sup> (Karl Julius Weber,) *Demokritos oder hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen*. Bd. 8. 6. Aufl. Stuttgart 1858, S. 105

<sup>8)</sup> Vgl. Johannes Werner, *Der Spiegel*. Ein barockes Motiv in badischen Beispielen. In: *Badische Heimat* 4/1982, S. 39-47

<sup>9)</sup> Vgl. Johannes Werner, *Baden, Böhmen und der*

*Orient*. *Barocke Geographie im Schloß Favorite*. In: *Die Ortenau* 57 (1977), S. 262-268

<sup>10)</sup> C. Künzel [Hrsg.], *Die Briefe der Liselotte von der Pfalz, Herzogin von Orleans*. Ebenhausen 1912, S. 387; zur *Orient-Mode* vgl. S. 208. - Auf Karlsruhe, seinen „Sultan“ und dessen „Serail“ zielte viele Jahre danach noch Wilhelm Ludwig Wekhrin (Eine schwäbische Anekdote. In: Jost Hermand [Hrsg.], *Vom deutscher Republik*. 1775-1795. Bd. 1 [= Aktuelle Provokationen]. Frankfurt a.M. 1968, S. 77-78

<sup>11)</sup> Vgl. Johannes Werner, *Die Pyramide*. Über das Wahrzeichen von Karlsruhe. In: *Badische Heimat* 2/1978, S. 157-162

<sup>12)</sup> Arthur Valdenaire, *Theorien über die Karlsruher Stadtanlage*. In: *Die Pyramide* 35/1933, S. 139-140 u. 36/1933, S. 142-143; hier S. 142. - Vgl. auch: Gottfried Leiber, *Vom Jagdsitz zur Stadtanlage*. Die städtebauliche Entwicklung Karlsruhes bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. In: „Klar und lichtvoll...“, S. 297-312; hier S. 297-299

<sup>13)</sup> Döbel empfahl auch schon das Maß, das dann offenbar für Karlsruhe verwendet wurde: nämlich 600 Schritt (vgl. Leiber, a.a.O. S. 299)

<sup>14)</sup> Vgl. ebd. S. 300. - Die Verkehrslage spielte überhaupt eine große Rolle; insofern war Karlsruhe auch eine „auf wirtschaftlichen Überlegungen aufgebaute Stadtgründung des heraufziehenden badischen Merkantilismus“ (Franz Schneider, *Die Anfänge von Schloß und Stadt Karlsruhe*. In: *ZGO NF* 46 [1933], S. 423-455; hier S. 455; vgl. S. 441-444)

<sup>15)</sup> Vgl. J. K. Mehldau, *Zur Geometrie des Karlsruher Fächers*. In: *Allgemeine Vermessungsnachrichten* 8-9/1981, S. 302-305. Die sog. „esoterischen“ Deutungen des Karlsruher Plans bleiben hier bewußt außer Betracht; ebenso die ihn im Wesentlichen nur wenig betreffende Tatsache, daß der Gründer der Stadt deren Straßen auf die Ritter des von ihm gleichzeitig gestifteten Hausordens bezog (vgl. dagegen Liselotte Andersen, *Balthasar Neumann in Baden-Württemberg* [= *Ausstellungskatalog*]. Stuttgart 1975, S. 61 u. ö.)

<sup>16)</sup> Zit. n. Rotberg, a.a.O. S. 49

<sup>17)</sup> Vgl. Hartwig Neumann, *Reißbrett und Kanonendonner*. Festungsstädte der Neuzeit. In: „Klar und lichtvoll...“, S. 51-76; hier S. 69; dazu auch A.E. Brinckmann, *Die baugeschichtlichen Grundlagen des Karlsruher Stadtplans*. In: *Zeitschrift für Bauwesen* 10-12/1913, Sp. 603-622; hier Sp. 610

<sup>18)</sup> Vgl. Neumann, a.a.O. S. 70; vgl. auch den ebd. abgebildeten Idealplan, in dessen Zentrum ebenfalls, wie in Karlsruhe, ein Schloßturm steht. - Zu den Vorläufern und möglichen Vorbildern des Karlsruher Plans vgl. Brinckmann und, in engerem Rahmen: A. Stürzenacker, *Geschichtliche und kritische Betrachtungen über Karlsruhe's Fächerplan*. In: *Deutsche Bauzeitung* 14/1921, S. 73-76

<sup>19)</sup> Vgl. Rotberg, a.a.O. S. 46. - Übrigens wurde nach denselben Prinzipien, nach denen Karlsruhe gestaltet worden war, noch Paris umgestaltet; nämlich durch den Baron Haussmann, dessen geradlinige Durchbrüche durch die unregelmäßig gewachsene Stadt durchaus auch einer „strategischen Absicht“ folgten (Fritz Stahl, Paris. Eine Stadt als Kunstwerk. Berlin 1929, S.168). Nur plagte ihn die Angst nicht vor dem äußeren, sondern dem inneren Feind: dem rebellischen Bürger. „Der wahre Zweck der Haussmannschen Arbeiten war die Sicherung der Stadt gegen den Bürgerkrieg. Er wollte die Errichtung von Barrikaden in Paris für alle Zukunft unmöglich machen“ (Walter Benjamin, Paris, die Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts. In: W.B., Illuminationen. Ausgewählte Schriften. Hrsg. von Siegfried Unseld. Frankfurt a.M. 1961, S. 185-200; hier S. 198)

<sup>20)</sup> Leitch Ritchie, Travelling Sketches on the Rhine, and in Belgium and Holland. London 1833, S. 40 (Übersetzung vom Verf.)

<sup>21)</sup> Edmond Texier, Voyage pittoresque sur les bords du Rhin. Paris 1858, S. 90 (Übersetzung vom Verf.). Für die Vermittlung der beiden vorgenannten Reisebeschreibungen dankt der Verf. Herrn Rainer Wollenschneider, Rastatt. - Mit anderen Worten: „Der Markgraf vermochte von seinem Schlosse aus in alle Straßen seiner Fächerstadt zugleich zu sehen: nichts konnte der patriarchalischen Fürsorge dieses Polizeistaates entgehen, überall konnte sie rasch eingreifen, regeln, ordnen. Die Abhängigkeit der Untertanen vom Fürsten war in diesem Stadtgrundriß zu vollendetem Ausdruck gelangt“ (Franz Schnabel, Karlsruhe, die Stadt als Denkmal. In: O. Berendt [Hrsg.], Karlsruhe. Das Buch der Stadt. Stuttgart 1926, S. 11-15; hier S. 12. Vgl. auch Herbert Meininger/Hubert Doerschuck, 250 Jahre Karlsruhe. Die Chronik zum Jubiläum der Stadt. Karlsruhe 1965, S. 20f.)

<sup>22)</sup> Ernst v. Salomon, Die Kadetten. Berlin 1933, S. 11f.

<sup>22a)</sup> Michel Foucault, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a.M. 1994, S. 258; vgl. insges. S. 221-229, 251-291, 318-329

<sup>23)</sup> So wurde etwa eigens eine 200 Fuß breite Lichtung in den Ketscher Wald geschlagen, damit der Kurfürst Karl Philipp vom Schwetzingen Schloß aus nach den fernen Pfälzer Bergen sehen konnte (vgl. Rudolf Sillib, Schloß und Garten in Schwetzingen. Heidelberg 1907, S. 21). - Zentralperspektive „bedeutet Unterordnung der Dinge unter ein Ganzes, bedeutet Primat des Ganzen vor den Teilen“ (Willy A. Bärtschi, Linearperspektive. Geschichte, Konstruktionsanleitung und Erscheinungsformen in Umwelt und bildender Kunst. Perspektive I. 3. Aufl. Ravensburg 1981, S. 11)

<sup>24)</sup> Vgl. Egon Friedell, Kulturgeschichte der Neuzeit. Die Krisis der europäischen Seele von der Schwarzen Pest bis zum Ersten Weltkrieg. München 1969, S. 532-535, 555f.

<sup>25)</sup> Zedlers Lexikon Bd. 38 (1743), Sp. 772f.; vgl. auch Arthur Henkel/Albrecht Schöne (Hrsg.), Emblemata. Handbuch zur Sinnbildkunst des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Stuttgart 1967, Sp. 14; Willi Flemming, Deutsche Kultur im Zeitalter des Barocks. 2. Aufl. Konstanz 1960, S. 114-116

<sup>26)</sup> Vgl. Werner, Der Spiegel

<sup>27)</sup> Wilhelm Hausenstein, Badische Reise. München 1930, S. 21f.

<sup>28)</sup> Vgl. auch Rotberg, a.a.O. S. 52

<sup>29)</sup> Ernst Bloch, Das Prinzip Hoffnung. Bd. 2. Frankfurt a.M. 1969, S.866. - Zum Zusammenhang zwischen gedachter und gebauter Stadt vgl. auch, anhand eines anderen Beispiels: Johannes Werner, Von Freudenstadt über Christianopolis nach Kopenhagen. Stadtplanung im 17. Jahrhundert. In: Zeitschrift für Kunstgeschichte 4/1976, S. 312-313

<sup>30)</sup> Heinrich Berl, Der Grundriß der Stadt Karlsruhe als Weltsystem. In: Die Pyramide 8/1931, S. 27-29; hier S. 29

<sup>31)</sup> Johann Wolfgang Goethe, Werke Bd. 1 (= Gedichte und Epen 1). 15. Aufl. München 1993, S. 367

<sup>32)</sup> Berl, a.a.O. S. 28

<sup>33)</sup> Zit. n. Christoph Insu Kim, Kosmos, Vernunft und Ordnung. Die Stadt Karlsruhe in Briefen und Aufzeichnungen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts. In: „Klar und lichtvoll...“, S. 329-337; hier S. 331

<sup>34)</sup> So etwa Eulogius Schneider, ein früherer Franziskaner, als Ankläger am elsässischen Revolutionstribunal; zit. n. Walter Grab, Ein Volk muß seine Freiheit selbst erobern. Zur Geschichte der deutschen Jakobiner. Frankfurt a.M./Olten/Wien 1984, S. 159; vgl. u.a. auch S. 418. - Ein anderer Kritiker sprach von „Blutigeln“ (Waldemar Friedrich von Schmettau, Die Pflicht zur Rebellion. In: Hermand, a.a.O. S. 168-172; hier S. 169)

<sup>35)</sup> Vgl. Christina Müller, Peuplierung, Zu einem Aspekt absolutistischer Residenzgründungen. In: „Klar und lichtvoll...“, S. 259-278; bes. S. 262f. u. 267-276

<sup>36)</sup> Zit. n. Leiber, a.a.O. S. 303

<sup>37)</sup> Schneider, a.a.O. S. 446

<sup>38)</sup> Von „Kreisen“, zumal von geschlossenen, spricht in durchaus ähnlichem Sinn auch die Soziologie

<sup>39)</sup> Friedell, a.a.O. S. 503; vgl. auch S. 494f.

<sup>40)</sup> René Descartes, Discours de la Méthode. Von der Methode des richtigen Vernunftgebrauchs und der wissenschaftlichen Forschung. Hrsg. von Lüder Gäbe (= Philosophische Bibliothek 261). Hamburg 1964, S. 19ff.

<sup>41)</sup> Vgl. z.B. Leonardo Olshki, Der geometrische Geist in Literatur und Kunst. In: DVjs 8 (1930), S. 516-538; Henning Eichberg, Geometrie als barocke Verhaltensnorm. Fortifikation und Exerziten. In: Zeitschrift für historische Forschung

1/1977, S. 17-50; Leo Balet/E. Gerhard, Die Verbürgerlichung der deutschen Kunst, Literatur und Musik im 18. Jahrhundert. Hrsg. von Gert Matenkloft. Frankfurt a.M./Berlin/Wien 1973, S. 394-490

<sup>42)</sup> Georg Simmel, Soziologische Aesthetik. In: Die Zukunft 17 (1869), S. 204-216; hier S. 208

<sup>43)</sup> Ebd. S. 209

<sup>44)</sup> Vgl. Johannes Werner, Kunstform und Gesell-

schaftsform. Materialien zu einer soziologischen Ästhetik (= Literaturwissenschaft-Gesellschaftswissenschaft 40). Stuttgart 1979; ders., Das Ganze und die Teile. Grundlagen einer soziologischen Ästhetik. In: Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 26/2 (1981), S. 117-126

<sup>45)</sup> Siegfried Kracauer, Aus dem Fenster gesehen. In: S.K., Straßen in Berlin und anderswo. Frankfurt a.M. 1964, S. 51-53; hier S. 51

# „Mir ist um Wahrheit zu thun ...“ Jacob Wilhelm Christian Roux (1771-1830)

Die Heidelberger Jahre des fast vergessenen Künstlers

*Patrick Heinstei,<sup>1)</sup> Weinheim*

Als Jacob Roux im April 1816 zum ersten Mal badischen Boden betritt, geschieht dies nur teilweise aus freien Stücken. Wenngleich an den Stätten seines bisherigen Wirkens – Jena und Weimar – allgemein anerkannt und geschätzt, blieben materielle Not und persönliche Schicksalsschläge die hartnäckigsten Weggefährten dieses ungemein vielseitigen bildenden Künstlers. Daß sein Lebenswerk bis heute von der Forschung völlig unbeachtet geblieben ist, liegt nicht zuletzt an der jüngeren politischen Vergangenheit, die man die „Deutsch-Deutsche“ genannt hat: an eine lückenlose Erforschung der 48 Thüringer und 11 Badener Jahre des Künstlers war nicht zu denken. So ist es auch zu erklären, daß selbst sein Geburts- und Sterbedatum in fast allen einschlägigen Lexika falsch angegeben ist.<sup>2)</sup>

Jacob Wilhelm Christian Roux wurde 1771 in Jena als Sohn einer im 17. Jahrhundert aus Grenoble eingewanderten hugenottischen Familie geboren. Sein Großvater war französischer Sprachmeister an der Universität Jena und Verfasser des maßgeblichen Deutsch-Französischen Wörterbuchs seiner Zeit.<sup>3)</sup> Dieses erschien bis ins 19. Jahrhundert hinein in mehreren Auflagen.

Als 7. von 10 Kindern geboren, konnte die schulische Ausbildung des Knaben nur mit Mühe finanziert werden. Während Kindheit und Jugend Roux' weitgehend im Dunkeln liegen, gibt es mit dem Beginn des Studiums an der Universität Jena erste gesicherte

Quellen. Zunächst im Zeichnen und Malen sich autodidaktisch bildend, erhält Roux bei dem Jenaer Zeichenlehrer Oehme vor 1790 ersten Unterricht. Er absolviert ab 1791 ein fünfjähriges Universitätsstudium, vor allem in den Fächern Medizin und Physik.<sup>4)</sup> Hier legt Roux den Grundstein zu der entschiedenen naturwissenschaftlichen Ausrichtung seines künstlerischen Werks. Vor allem die Vorlesungen und Sektionen des großen Anatomen Justus Christian von Loder – dem Anatomielehrer Goethes – müssen den jungen Mann nachhaltig beeindruckt haben. Loder erkennt das Geschick Roux' und gewinnt ihn als Zeichner und Präparator bei der Erstellung seiner „Anatomischen Tafeln zur Beförderung der Kenntnis des menschlichen Körpers“ (Weimar 1794–1803), bis dahin das ehrgeizigste Projekt dieser Art: auf 182 Tafeln wird die menschliche Anatomie dargestellt, zumeist nach Kopien aus älteren Werken. Für die neu angefertigten Darstellungen zeichnet Roux verantwortlich; wenigstens 20 Abbildungen hat er mittels einer Unzahl aufwendiger Vorzeichnungen geschaffen, die den ausgezeichneten Ruf des Künstlers auf dem Gebiet der Wissenschaftsillustration begründen. Daneben betätigt sich Roux als Porträtist der Jenaer und Weimarer Gesellschaft, als Landschaftsmaler und -radierer. Letzteres vor allem unter dem Einfluß Johann Christian Klenzels, den er während seiner Dresdener Zeit 1801–1802 und 1807 kennenlernt. Der Wei-

marer Hof wird auf Roux aufmerksam, und man sucht lange Zeit vergebens nach einer Möglichkeit, den sich mit Auswanderungsgedanken tragenden Künstler in Weimar zu halten. Goethe selbst, der mit Roux über 20 Jahre in Kontakt bleibt, bemüht sich um die Einrichtung einer privaten Kunstschule in Jena. Auf Goethes Wunsch ist Roux zwar als Direktor vorgesehen, jedoch werden sich die Verhandlungen zum Leidwesen des Künstlers über 10 lange Jahre hinziehen, ohne zu einem konkreten Ergebnis zu gelangen.

1806 erhält Roux als Anerkennung seiner Verdienste als Künstler und Naturwissenschaftler an der Universität Jena das Diplom eines Doktors der Philosophie verliehen. Doch noch im Oktober des gleichen Jahres sollte die Schlacht bei Jena, mit ihren verheerenden Brandschatzungen und Plünderungen, Unglück über die Familie bringen: das 4jährige Söhnchen stirbt im Zuge der Nachkriegswirren, das Wohnungsinventar dürfte, wie bei allen Jenaer Bürgerhäusern, den französischen Truppen ebenso als Brennmaterial gedient haben, wie die große Zahl Zeichnungen und Gemälde. Es ist deshalb kaum verwunderlich, warum über das Frühwerk Roux' so wenig in Erfahrung zu bringen ist.

Ohne Aussicht auf eine feste Anstellung, sich und seine Familie nur notdürftig von gelegentlichen Porträtaufträgen und privaten Zeichenstunden ernährend, wendet sich Roux erneut hilfesuchend an Goethe und übereignet ihm eine radierte Ansicht des Goetheschen Gartenhauses in Weimar<sup>5)</sup> (siehe Abb.).

Endlich, im Jahre 1813 findet er eine feste Anstellung als Zeichenmeister an der Universität Jena. Ungeschickterweise kommt es durch Roux' kleinliches Beharren, sich in den gedruckten Vorlesungsverzeichnissen der Sektion „Freie Künste“ – neben Reit-, Tanz- und Fechtmeistern – an erster Stelle genannt zu sehen, fast zu einem Eklat innerhalb der Professorenschaft. Seinem Schwa-

ger, dem damaligen Prorektor und Juristen Johann Caspar Gensler, wirft man gar Begünstigung vor.<sup>6)</sup> Nur mit Mühe wird ein größerer Schaden abgewendet.

Roux unterrichtet kaum 2 Monate – seine Studenten sind vor allem junge Mediziner, die er in der wissenschaftlich exakten Darstellung anatomischer Präparate unterweist – da rücken die französischen Truppen erneut gen Jena vor. Vor dem Hintergrund der schrecklichen Ereignisse von 1806 flieht Roux mit seiner Frau und der 5jährigen Tochter über Nürnberg in die Schweiz und kehrt erst im April 1814 nach Jena zurück.<sup>7)</sup> Während der folgenden beiden Jahre widmet er sich seiner Lehrtätigkeit und den technischen Möglichkeiten der Lithographie, die er zu verbessern sucht. Goethes Plan, Roux mit der Illustration seiner „Italienischen Reise“ zu betrauen, wird anhaltend diskutiert. Er schreibt in diesem Zusammenhang an Goethe:

„Ihr Befehl, daß ich nach Weimar kommen soll, um dort die Gewißheit und die weiteren Instructionen zu empfangen, wird mir einen sehr frohen Tag geben, und ich habe sonst der frohen Tage wenige, da die Sorge für die Zukunft wohl auch das heiterste Künstlergemüthe trüben kann.“<sup>8)</sup>

Roux' Situation bleibt trotz der leidlich vergüteten festen Anstellung offenbar kritisch. Goethe läßt das Projekt schließlich fallen und begünstigt damit Roux' Wunsch nach einem zunächst vorläufigen Wegzug aus Jena. Roux' Freund und Schwager Gensler hatte inzwischen einen Ruf als Professor der juristischen Fakultät nach Heidelberg erhalten. Der Künstler beschließt, seinem Schwager in die Stadt am Neckar zu folgen. Am 20. April verläßt er mit Frau und Kind Jena.<sup>9)</sup> Mit einem Empfehlungsschreiben Goethes an den in Heidelberg ansässigen Sulpiz Boisserée – dessen Sammlung „altdeutscher“ Gemälde weithin Beachtung findet – wird dem Künstler der Eintritt in die ungewohnte Umgebung erleichtert:



Die Gärten bei Weimar, im Jahre 1808.  
 Von dem Künstler J. G. Schlegel.  
 Nach dem Original von J. G. Schlegel.  
 In der Verlagsbuchhandlung von J. G. Schlegel.  
 Weimar, bey J. G. Schlegel.

Goethes Gartenhaus bei Weimar.

Die Gärten bei Weimar, im Jahre 1808.  
 Von dem Künstler J. G. Schlegel.  
 Nach dem Original von J. G. Schlegel.  
 In der Verlagsbuchhandlung von J. G. Schlegel.  
 Weimar, bey J. G. Schlegel.

Goethes Gartenhaus bei Weimar. Radierung (Maße 460 mm x 325 mm), Jena 1812

„Herrn Dr. Roux, den Überbringer, empfehle ich bey'm Eintritt zu freundlicher Aufnahme. Er wird sich bald als gebildeter Mann und schätzbarer Künstler bewähren. Freundlichst begrüßend sich selbst empfehlend  
Göthe.

Weimar d. 26. März 1816<sup>10)</sup>

Bei oberflächlicher Kenntnis der Materie könnte man glauben, Roux fand nun in Heidelberg eine blühende Künstler- und Literatenlandschaft vor: aber die schreibenden Protagonisten der „Heidelberger Romantik“ hatten der Stadt längst den Rücken gekehrt, der akademische Zeichenlehrer Friedrich Rottmann – dessen Nachfolger Roux bald werden sollte – war gerade gestorben. Seine Schüler Carl Rottmann, Ernst Fries und Carl Fohr waren zwischen 15 und 21 Jahre alt, bildeten gewissermaßen die Schülergeneration, deren Lehrer Roux hätte sein können. Fohr verließ im Sommer 1816 Heidelberg, um nach Rom zu gehen; Roux hat ihn möglicherweise nie getroffen. Da der Maler Xeller zu dieser Zeit noch in Frankfurt weilte und Wallis nach London zurückgekehrt war, blieben nur noch Christian Philipp Köster und Johann Jakob Schlesinger, die beide als Restauratoren für die Boisséréesche Gemäldesammlung arbeiteten. Deren Einfluß auf Roux' maltechnische Versuche der Jahre 1820–1830 kann bislang nur vermutet werden.<sup>11)</sup>

Nur schwer konnte sich Roux an der neuen Umgebung erfreuen. Seinem väterlichen Freund, dem Goethe-Intimus Karl Ludwig von Knebel, schildert er seine Eindrücke aus Heidelberg:

„Es ist freilich nur, die Gegend hier hat wegen der dunklen, hohen mit dichtem Wald bewachsenen Berge etwas düsteres, und mancher Fremde kann sich nicht so leicht daran gewöhnen. Wir Jenenser vermissen unsere freundliche Wiesen sehr, man muß Berge ersteigen, wenn man Aussicht haben will... Hat man die Berge erstiegen, so übersieht

man eine sehr weite Ebene, die ganz in der Entfernung mit den Rheingebürgen und den Vogesen begränzt ist. In dieser Ebene schlängelt sich der Rhein in mannigfaltigen Krümmungen fort. Der Untergang der Sonne ist von hiesigen Bergen ein großartiger Anblick, und überhaupt für einen Landschaftsmaler gibt es hier sehr viel Schönes...“<sup>12)</sup>

Obwohl Roux unter den Heidelberger Professoren gute Bekannte trifft – Thibaut, Hegel, Paulus u.a. waren von Jena nach Heidelberg gekommen, sogar der zynische Homerübersetzer Johann Heinrich Voß blieb ihm lebenslang wohl gesonnen –, mochte sich Roux zu einem dauerhaften Bleiben in Heidelberg zunächst nicht entschließen. Weiter schreibt er an Knebel:

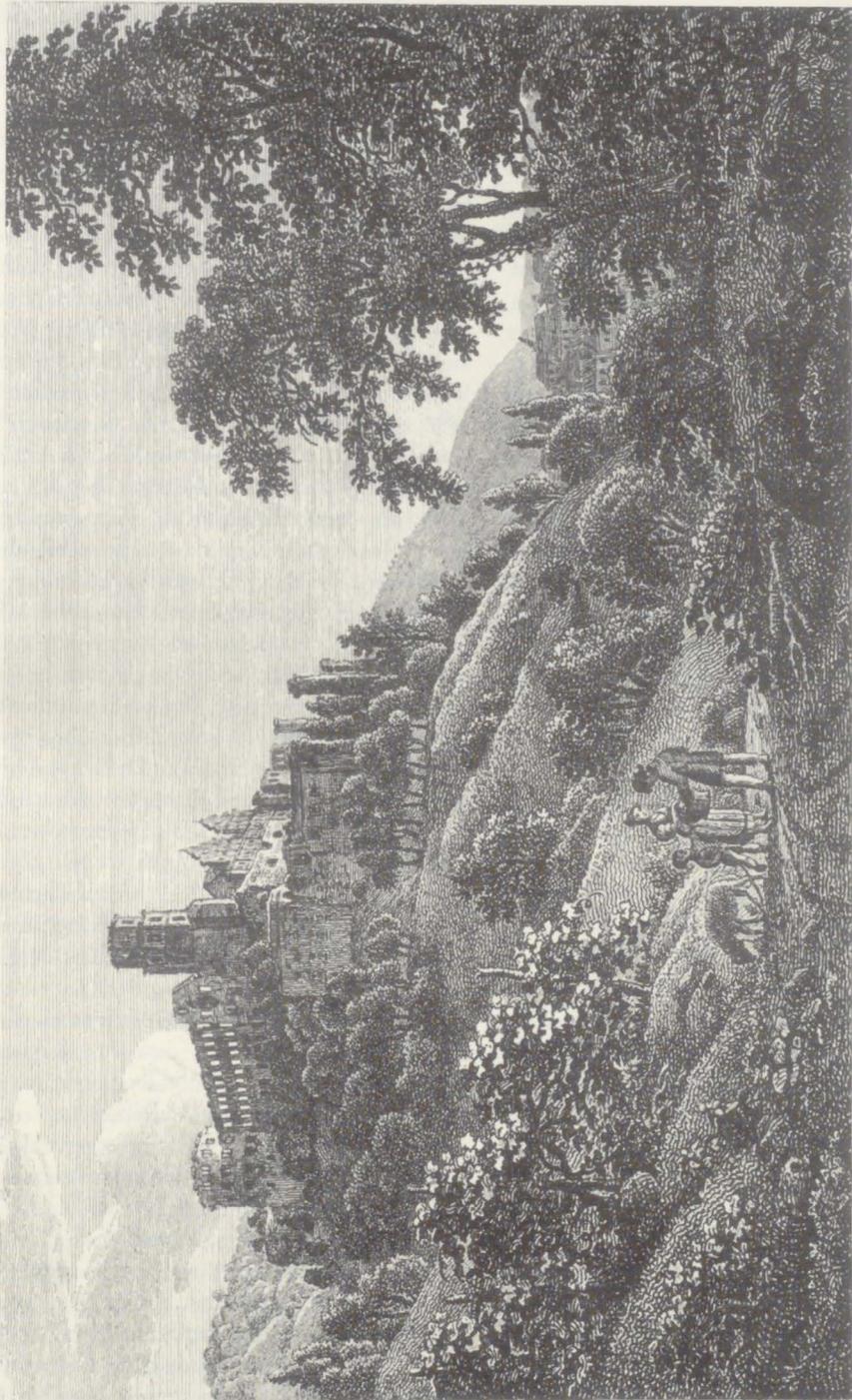
„...bei all diesen Schönheiten könnte ich mich doch nur schwer entschließen hier zu wohnen, und noch weniger meine Frau, denn es fehlt hier sehr an Geselligkeit. Nur wenige Familien kommen zusammen, und die meisten leben getrennt, ohne eben Freunde zu sein.“<sup>13)</sup>

Durch die Bekanntschaft mit dem Heidelberger Verleger Joseph Engelmann, dessen Haus vorwiegend illustrierte Reiseliteratur publiziert, reift der Gedanke heran, eine Folge von 6 Ansichten des Heidelberger Schlosses (siehe Abb.) und 40 Rheinansichten der Gegenden zwischen Neustadt/Weinstr. und Bonn zu radieren.

„Bis zu Ende August werden wir wohl noch hier bleiben, und wenn dann, wie ich hoffe, das Wetter anhaltend gut wird, so machen wir die Rheinreise. Auf dieser Reise will ich recht viel zeichnen und malen. Auf den Herbst gedenken wir nach Jena wieder zurückzukehren.“<sup>14)</sup>

Die Rheinreise wird unternommen, jedoch die Rückkehr nach Jena immer wieder verschoben, so daß Roux wohl erst im April 1817 wieder in Jena ist, um seinen Unterricht an der Universität rechtzeitig zum beginnenden Semester wieder aufzunehmen.

Während der kommenden beiden Jahre, die



VUE DU CHÂTEAU DE HEIDELBERG  
*prise au pied de la Montagne.*

ANSICHT VOM HEIDELBERGER SCHLOSSE  
*von der Höhe des Berges genommen.*

Ansicht des Heidelberger Schlosses von Nordosten. Radierung (Maße 210 mm x 140 mm), 1817

letzten in seiner Heimatstadt, ist er vor allem mit der Fertigstellung der radierten Rheinansichten beschäftigt. Dazwischen liegen häufige Zusammentreffen mit Goethe, der sich bei seinem Aufsatz über die „entoptischen Farben“ Roux' Kenntnissen als Physiker bedient.

Die Heidelberger Schloß- und Rheinansichten werden in fast allen Literaturzeitingen angezeigt, doch offenbar bis 1819 vom Verleger zurückgehalten, da dieser inzwischen auch die Künstler Fries, Kunz, Xeller und Wintergerst zu einer Rhein- und Moselreise eingeladen hat, um weitere, noch fehlende Ansichten „merkwürdiger“ Gegenden aufzunehmen.<sup>15)</sup>

72 Blatt stark soll das Ansichtenwerk nun werden. Mit einem Begleittext des populären Aloys Schreiber versehen, erhofft man sich hohe Verkaufszahlen. Doch bis Februar 1819 „waren die Ansichten noch nicht an das Publikum gegangen, weil der Verleger Engelmann, wie es scheint, erst eine Anzahl Hefte geendigt wissen will“.<sup>16)</sup>

Unter dem Titel „Vollständiges Gemälde der Rheinlande von Schaffhausen bis Holland...“ bzw. „Malerische Ansichten des Rheins, der Mosel, des Haardt und Taunusgebürges“ kommt es schließlich heraus und erlebt mehrere Auflagen. Zu Recht wird es noch heute als das schönste und wichtigste Werk der Rheinromantik bezeichnet. Dies führte zu dem bis heute anhaltenden Mißverständnis, Roux der Gruppe der an dem Werk beteiligten „romantischen“ Künstler zuzuordnen. Roux war aber weder von seiner Gesinnung für die Anliegen der eine Generation jüngeren Künstler empfänglich, noch ist seine Landschaftsauffassung mit der eines Ernst Fries vergleichbar: Roux war als Landschaftler viel zu sehr den überkommenen Traditionen des 17. und 18. Jahrhunderts verhaftet, sich brav, wenn auch virtuos, an einen schematisierten Bildaufbau in Vorder-, Mittel- und Hintergrund haltend, zumeist mit der üblichen Personenstaffage bestückt, die ein-

mal abwechselnd aus „Eselsreiterin“, „Wasserträgerin“ oder „ruhendem Wanderer“ bestand. Sicher bedienten sich auch die Künstler um Fries gelegentlich jener Versatzstücke, jedoch weit weniger fixiert auf deren unbedingtes Vorkommen. Die Natur wird noch genauer abgebildet, ein bestimmter Baum oder Strauch wird zu etwas Einmaligem, ohne daß er auf einer weiteren Darstellung in dieser individuellen Form noch einmal wiederholt werden muß. Wie anders im Gegensatz dazu die Landschaften Roux': Bäume, Sträucher und Steine seiner 1806 entstandenen „Jenaischen Gegenden“ findet man mühelos auf seinen Rheinansichten von 1817 wieder. Doch erst bei genauerer Kenntnis seines Werks wird man gewahr, daß er in seinen wenigen, erhaltenen Handzeichnungen sehr wohl realistische Tendenzen zeigt, die aber mit dem Übertragen auf die Kupferplatte wieder verloren gehen!

Dessen ungeachtet, sind die Rezensionen des Ansichtenwerks fast ausnahmslos freundlich, manchmal sogar überschwenglich: „Niemand macht wohl die Rheinreise ohne Schreibers Handbuch und niemand sollte dieses Handbuch besitzen ohne Roux' Ansichten.“<sup>17)</sup> Andernorts heißt es: „Die Radiernadel des Hr. Roux hat Löbliches geleistet und ohngefähr  $\frac{2}{3}$  dieser Blätter sind von bester Auswahl und von genialer Ausführung.“<sup>18)</sup>

Roux' Verhandlungen mit Goethe über die projektierte Kunstschule in Jena kamen trotz häufiger und intensiver Zusammentreffen wieder ins Stocken. Dieses und die Erinnerung an früher erlittene Not und Entbehrung machten es dem Künstler und seiner Familie immer schwerer, in Jena zu bleiben. Einen wesentlichen Anteil an der dauerhaften Übersiedlung nach Heidelberg spielte sicher Roux' Gattin, die die Trennung von der geliebten Schwester in Heidelberg nur schwer verschmerzen konnte. Roux bitet seinen Schwager Gensler in aller Stille, ihm beim Badischen Staatsministerium in

Karlsruhe einen Ruf als Professor nach Heidelberg zu erwirken. Immerhin war die Stelle des verstorbenen Zeichenlehrers Rottmann immer noch vakant. Im Januar 1819 beginnen die Verhandlungen auf höchster Regierungsebene. Gensler erweist sich als geschickter und diplomatischer Verhandlungspartner; er deutet dem badischen Staatsrath v. Eichrodt gegenüber an, daß er möglicherweise schon bald einen Ruf an eine andere Universität annehmen könne. Dies hätte zur Folge, daß auch die anderen Professoren – Cropp, Welcker und Rosshirt – Heidelberg verlassen würden. Selbst der Stolz der juristischen Fakultät, der bedeutende Gelehrte Thibaut, hätte dann möglicherweise die Universität verlassen. Nur eine Lösung bietet Gensler an, den „Untergang“ der Heidelberger juristischen Fakultät doch noch abzuwenden: die Einberufung seines Schwagers Roux!

Gensler schreibt: „So wohlwollender Aufforderung gemäß säume ich nicht mit der Eröffnung, daß die Frau des Dr. Roux die einzige Schwester meines Weibes ist, und daß beide bis jetzt ihre Trennung nicht verschmerzen konnten. Roux hat für Unterricht den Vorzug, daß er in allen Fächern der Kunst zu zeichnen, zu malen p., nicht ohne Auszeichnung erfahren, als Landschafts-, als Portraits-Mahler u. als Kupferstecher beliebt ist, dort in allen Formen u. Farben, insonderlich auch durch anatomische Kenntniße besonders fähig, anatom. Zeichnungen zu fertigen.“<sup>19)</sup>

Eichrodt ließ sich von dieser Argumentation überzeugen und suchte die noch nicht überwundenen verwaltungstechnischen und finanziellen Klippen so rasch wie möglich zu umschiffen: denn Geld war für eine neue Stelle nicht vorgesehen. Also sollte Gensler auf eine in Aussicht gestellte Gehaltszulage verzichten und Roux, neben seinem Unterricht an der Universität, wöchentlich 5-6 Stunden am Gymnasium erteilen. Dies wollte Roux nicht gefallen.

An Gensler schreibt er aus Jena: „Wenn meine Bitte erhört wird, und man bewilligt 800 fl ohne daß ich den Unterricht am Gymnasium zu geben habe, so kannst du in meinem Namen es zusagen, u. deine Frau kann hernach gleich nach einer Maler Wohnung suchen. Nur nicht im kalten Thale, wo es den Winter dunkel ist, sondern mehr nach dem Mannheimer Thor zu.“<sup>20)</sup>

Tatsächlich wird Roux vom Unterricht am Gymnasium entbunden, bekommt ein anständiges Reisegeld zugesichert und erhält im März 1819 schließlich den lang ersehnten Ruf:

„Seine Königliche Hoheit haben gnädigst geruht, den Doctor der Philosophie und Lehrer der anatomischen Zeichnungskunst in Jena, Jacob Roux als Professor bey der Universität Heidelberg anzustellen.“<sup>21)</sup>

Für Goethe kam diese Entwicklung völlig überraschend. Er schreibt an Roux:

„Ew Wohlgeboren Entschluß, Jena mit Heidelberg zu vertauschen, ist mir in diesem Augenblick um so unerfreulicher, als ich eben von Serenissimo (d.i. Herzog Carl-August) den Auftrag erhalte mit Ihnen die Einrichtung einer bedeutenderen Kunstschule zu Jena nach früheren Ideen zu besprechen. Indem mir nun aber leid thut, dieses Geschäft unterbrochen zu sehen, so werde ich mich doch jederzeit erfreuen zu vernehmen, wenn es Ihnen auch am Neckar recht wohl gehe.“<sup>22)</sup>

Wie verbittert muß Roux gewesen sein, daß er nun, da die Eröffnung einer Kunstschule in Jena – mit ihm als Direktor – unmittelbar bevorstand, ein solch verlockendes Angebot abschlug. Am 16. April nimmt er seinen endgültigen Abschied von Goethe und verläßt am 20. April 1819 Jena, ohne seine Heimat je wiederzusehen.

Vielfältige Aufgaben harrten nun in Heidelberg seiner und es verblieben ihm noch 11 produktive Jahre als Lehrer, Porträtist, Landschaftsmaler, Illustrator und Schriftsteller. Auf der Universität schätzte man sich

glücklich, ihn als Mann von ausgezeichnetem Ruf unter den Professoren aufzunehmen.<sup>23)</sup>

An seine erfolgreiche Arbeit für Loder anknüpfend, arbeitete Roux zunächst für den Heidelberger Physiologen Friedrich Tiedemann. Wichtige medizinische Illustrationswerke waren in Heidelberg zuvor nicht erschienen. Mit Hilfe Roux' macht man sich nun daran, den Universitäten Göttingen und Berlin auf diesem Sektor den Rang abzulaufen. Kurz nacheinander schuf Roux bis 1825 die Vorlagen für alle Illustrationen der Tiedemannschen Werke: es waren dies die Veröffentlichung über die Uterus-Nerven, Abbildungen seltener Säugetiergehirne und die 38 lebensgroß ausgeführten Darstellungen der menschlichen Arterien, die „Tabulae arteriarum corporis humani“, die in mehreren Lieferungen bis 1824 erschienen sind (siehe Abb.). Für das gigantische Projekt waren nicht weniger als 500 Leichen seziiert worden. Roux' Arbeitssituation am geöffneten Leichnam war äußerst schwierig – sofern er nicht nach Präparaten arbeitete –, da die Konservierungsmethoden zu jener Zeit nur sehr unvollkommen entwickelt waren. Ein zügiges und sicheres Arbeiten und die unbedingte Beherrschung der technischen Mittel waren Voraussetzung für diese Arbeit. Auch darf man sich keineswegs vorstellen, daß zur Ausführung der 38 lithographierten Tafeln nur 38 Vorzeichnungen notwendig waren: deren Anzahl ging ohne weiteres in die Hunderte. Der Erfolg des Werks war durchschlagend, es wurde in das Französische und Englische übersetzt und bekam nur positive Kritiken:

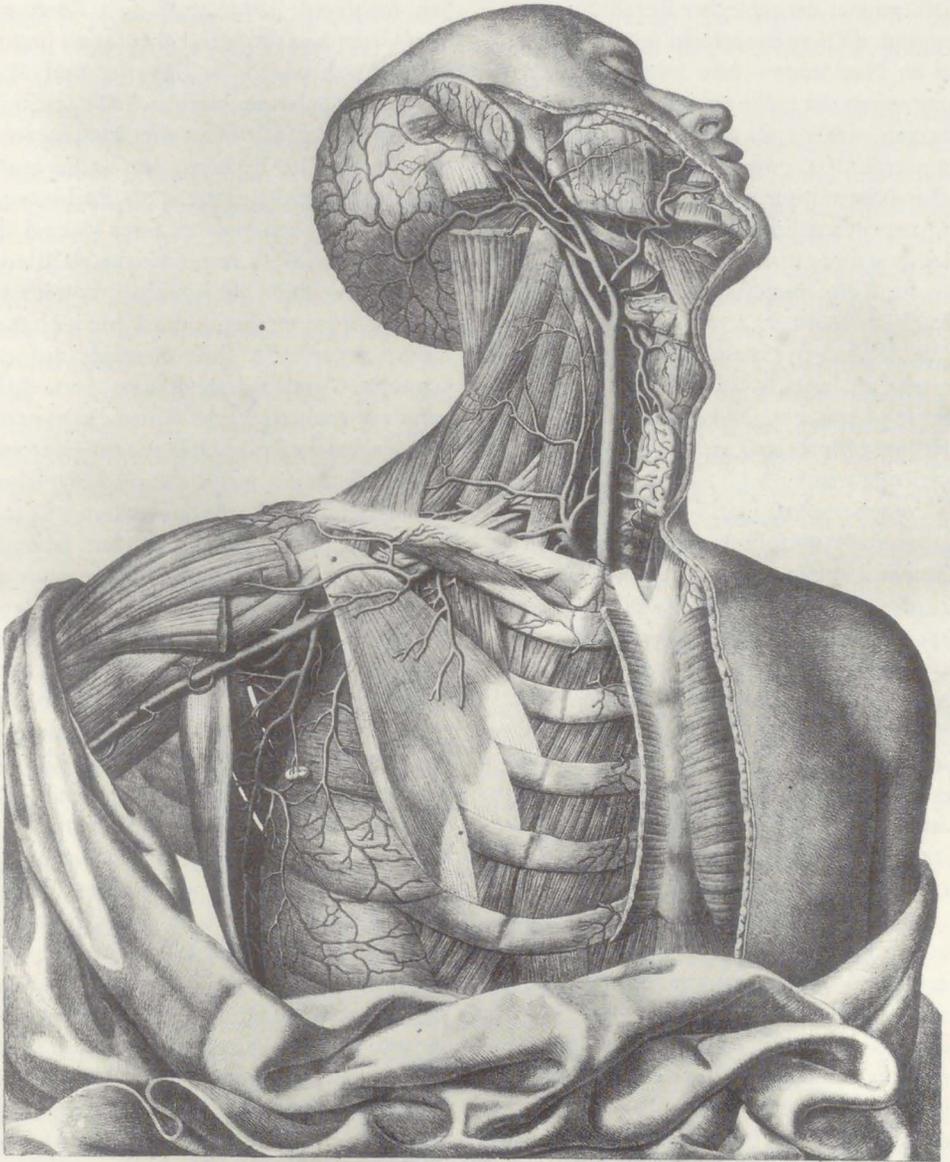
„Endlich müssen wir noch des vorzüglichen Antheiles erwähnen, welcher dem als Zeichner rühmlichst bekannten Hn. Prof. Roux in Heidelberg an diesem deutschen Nationalwerk gebührt, indem die Abbildungen von seiner Meisterhand nach der Natur entworfen und ausgeführt, von dem mit Recht sehr geschätzten lithographischen Institute des Hn.

C. F. Müller in Carlsruhe aber, dessen angestrigelteste Sorgfalt bey der vielseitigen schwierigen Ausführung des großartigen Unternehmens nicht verkannt werden darf, in einer sehr zarten Manier auf Stein übertragen, und dabey die Arterien sorgfältig colorirt sind.“<sup>24)</sup>

Über Roux' Lehrtätigkeit in Heidelberg ist bislang wenig bekannt geworden. Laut der gedruckten Vorlesungsverzeichnisse lehrte Roux 1819 „Geschichte der Malerkunst in noch zu bestimmenden Stunden“. Ab 1825 werden die Stunden etwas bestimmter; „Unterricht im Nachzeichnen anatomischer Gegenstände: Prof. Roux von 1-2 Uhr. Theoretisch praktischer Unterricht im Figuren- und Landschaftszeichnen: Derselbe in noch zu bestimmenden Stunden.“

Der mit Roux freundschaftlich und verwandtschaftlich verbundene Archäologe Josef Anselm Feuerbach – der Vater des bekannten Malers – schreibt als Heidelberger Student am 10. November 1823 an seinen Vater:

„Vorzüglich viel verdanke ich Roux. Sein Eifer, mich in Kunstkenntnis weiterzubringen, beschämt mich, und ich sinne vergebens hin und her, wie ich ihm alles, was er mir tut, wenigstens mit einer kleinen Freude vergelten könnte. Er macht es, daß Tiedemann mir ganz besondere Sorgfalt schenkt... Daß Anatomie für jeden Kunstkenner ganz unentbehrlich ist, ja sein erstes Studium sein sollte, ist mir jetzt erst so recht klar geworden...“<sup>25)</sup> Man darf behaupten, daß Roux möglicherweise der erste Hochschullehrer überhaupt war, der gezielt im Anfertigen naturwissenschaftlicher – insbesondere anatomischer – Illustrationen ausbildete; nicht im Sinne einer Künstleranatomie, dies wurde seit Jahrhunderten vermittelt, sondern im Sinne einer Ausbildung professioneller Wissenschaftsillustratoren. Um so erstaunlicher ist es, daß seine Schülerschaft so klein und unbedeutend geblieben ist, sieht man einmal von dem heute völlig vergessenen Heidel-



FRIDERICI TIEDEMANN TABULAE ARTERIARUM.

*A. Blaus del. & sculpsit.*

*Sculpsit J. F. Meissner.*

Darstellung der Kopf- und Schlüsselbeinarterien. Tafel VI aus Fr. Tiedemanns „Tabulae arteriarum...“, Karlsruhe 1822-1824

berger Franz Xaver Wagner ab. Dieser führte die hohe Kunst seines Lehrers als einziger fort und machte sich als Illustrator in den Jahren 1830–1860 einen Namen. Es mag nicht zuletzt die schlechte Bezahlung gewesen sein, die – einhergehend mit einem Mangel an Nachfrage – eine solche Spezialisierung seinerzeit nicht zuließ. Wagner war im übrigen niemals als Student in Heidelberg immatrikuliert, sondern gehörte zu der Schar Namenloser, die Roux' Privatstunden in Anspruch nahmen.

Das gesellschaftliche Leben in Heidelberg war für Roux nun durchaus annehmlich. An Goethe schreibt er:

„Hier lebe ich mit allen Mitgliedern der Universität in freundschaftlichstem Verhältniß und ich kann, einigen Anfällen von Krankheit ausgenommen, mit Heidelberg sehr zufrieden sein.“<sup>26)</sup>

Es folgen mehrtägige Sommerreisen nach Karlsruhe<sup>27)</sup> und Frankfurt, wechselseitige Besuche, Aufwartungen und Teekränzchen bei den Professoren-Kollegen und deren Frauen. Doch auch die Heidelberger Zeit sollte nicht ohne tragische Erlebnisse für den Künstler sein: schon im November 1821 stirbt der geliebte Freund und Schwager Gensler, im Juli 1823 seine Gattin, zu der er ein vielfach bezeugtes, inniges Verhältnis hatte. Man fürchtet zu Recht um Roux' Gesundheit und Leben. Zur Erholung bricht der Künstler zu seiner einzigen längeren Reise von Heidelberg auf: er besucht seinen Bruder in Erlangen und verweilt dort 10 Tage. Der junge Feuerbach schreibt dazu an seinen Vater nach Ansbach:

„Er ist von jemem schweren Schläge noch körperlich und geistig krank. Eine Reise ist hinlänglich geboten.“<sup>28)</sup>

In Begleitung des treuen Feuerbach erfolgt im September 1823 die Abreise. Schon im darauf folgenden Jahr lernt Roux seine zweite Gattin kennen und heiratet diese im Februar 1825. Zusammen mit der inzwischen 17jährigen Emilie aus erster Ehe ver-

lebt man ein glückliches Familienleben, das durch die Geburt zweier Söhne – darunter der spätere Maler Carl Roux – bereichert wird.

Seit mehreren Jahren muß sich Roux mit dem Gedanken getragen haben, seine praktischen Erfahrungen als Künstler und Maltechniker niederzuschreiben. 1824 erscheint dann auch das erste von drei Heften unter dem Titel „Die Farben“. Im Vordergrund seiner Ausführungen steht die Problematik der enkaustischen Malerei, einer Malerei, die anstelle des Öls flüssiges Wachs als Bindemittel einsetzt. Überlegungen dieser Art waren keineswegs neu. Immer wieder hatten Künstler versucht, ihre Gemälde auf der Grundlage griechischer Plinius-Texte haltbarer zu machen. Wachs schien ein geeignetes Mittel, dem natürlichen Alterungsprozeß der Gemälde ein wenig entgegenzuwirken. Endlich, mit der Entdeckung Pompejis und Herkulaneums im 18. Jahrhundert, lebte die Enkaustik-Debatte aufs neue auf, denn die dort entdeckten Wandfresken waren vorzüglich erhalten und man fand bei einigen Analysen Wachs als Bindemittel oder firnisartigen Überzug. Die entbrannte Enkaustik-Debatte wurde seither von vielen Künstlern mit großer Leidenschaft geführt. Zumeist scheiterten glückliche Versuche an der falschen Interpretation der Plinius-Texte.

Roux hingegen war an einer Restitution der antiken Enkaustik gar nicht gelegen. Es ging ihm vielmehr um eine neue, „vollkommene Malertechnik“, bei der das Wachs nicht, wie meist üblich, erst nachträglich auf den Bildträger eingebrannt werden mußte, sondern als flüssige Paste einfach und mühelos aufzutragen war. Roux' Kritik setzt vor allem an der seiner Meinung nach unvollkommenen Maltechnik des 18. und frühen 19. Jahrhunderts an. Gemälde – kaum ein paar Jahrzehnte alt – waren offenbar in einem desolateren Zustand als die Arbeiten der älteren Meister, des 16. Jahrhunderts etwa. Roux hatte sicherlich in vielen seiner

Thesen auch aus heutiger Sicht recht, doch konnte er sich nicht sicher sein, ob viele der von ihm bewunderten Alten Meister nicht durch spätere Übermalungen verfälscht waren. In jedem Fall sind seine konservatorischen Überlegungen ehrenwert und seiner Zeit in vielerlei Hinsicht weit voraus. In kaum einer privaten Gelehrtenbibliothek der Zeit durften Roux' Schriften fehlen; in persönlichen Schreiben hat er eine Vielzahl von Exemplaren Persönlichkeiten von Rang und Namen übereignet, darunter Goethe, S. Th. v. Soemmering, der Zarentochter Maria Pawlowna von Sachsen-Weimar-Eisenach und der badischen Großherzogin Stephanie Beauharnais.<sup>29)</sup>

Roux' Ausführungen wurden von der Öffentlichkeit im wesentlichen begrüßt, jedoch man beklagte zu Recht, daß es der Autor schlichtweg versäumt hatte, das genaue Rezept seines von ihm entwickelten, neuen Malverfahrens mitzuteilen. Auch in seinem zweiten Heft über „Die Farben“, das 1828 erschien, war davon keine Zeile zu finden. Roux stand im Begriff, seine Glaubwürdigkeit zu verlieren. Erst heute, nach Auswertung aller verfügbaren handschriftlichen Quellen, wird der Grund seines Zögerns deutlich. Seine zweite Frau schreibt in diesem Zusammenhang nach seinem Tod an einen Freund die folgenden Zeilen:

„Immer waren ihm die fertigen Bilder noch nicht gut genug, und er wollte ein neues, besseres mahlen. Das ist auch der Grund, warum er sich nicht entschließen konnte, seine Erfindung über die Wachsmalerei niederzuschreiben; jedes neue Bild geriet vollkommener als die früheren, und so wollte er es erst zu der möglichsten Vollkommenheit gebracht haben, ehe er, seine für die Kunst so wichtige Entdeckung bekannt machte...Die Vorsehung hatte es anders beschlossen, es sollte nicht sein.“<sup>30)</sup>

Ein einziges gesichertes Wachsgemälde Roux' hat sich erhalten: ein Porträt des Theologen Paulus. Dieses ist in einem glän-

zenden Erhaltungszustand und scheint den Überlegungen und Versuchen des Künstlers über 160 Jahre nach dessen Tod recht zu geben. Eine demnächst vorzunehmende naturwissenschaftliche Analyse soll das Geheimnis von Roux' Enkaustik endlich lüften.

Allein durch sein Professorengehalt war Roux außer Stand gesetzt, seine fast zehn Jahre währenden, immer neuen maltechnischen Experimente zu finanzieren; häufige Porträtaufträge sicherten ihm die dafür notwendigen Mittel, während die Landschaftsmalerei – ohnehin von ihm selten ausgeübt – nun offenbar gar nicht mehr betrieben wurde. Ohne daß dies bis heute bekannt geworden ist, war Roux der am meisten beschäftigte Porträtist des Heidelberg der 1820er Jahre. Die Liste der zumeist in Pastellkreide ausgeführten Porträts liest sich wie ein „who is who“ der Gelehrtenwelt seiner Zeit: Kreuzer, Geiger, Gmelin, Langsdorf, Leonhard, Paulus, Puchelt, Schlosser, Thibaut, Tiedemann, Ullmann und Voß, nur um die gesicherten Werke einmal zu nennen. Daneben gab es aber auch eine größere Anzahl in Heidelberg ansässiger Adliger, die sich der Dienste des Künstlers gerne bedienten, so der badische Staatsminister v. Reitzenstein (siehe Abb.) und die gesamte Familie Jenison-Walworth.

Roux maß diesen Arbeiten keine besondere Bedeutung zu; nur selten hat er signiert. Dies macht, ohne die Kenntnis seines Gesamtwerks, eine eindeutige Zuschreibung seiner vielfach in Privatbesitz befindlichen Bildnisse dem Laien so schwer. Biedermeierlich nüchtern, akkademisch glatt, jedoch nie seelenlos, blicken die Porträtierten auf den heutigen Betrachter. Aus Vergleichsabbildungen weiß man, daß die Dargestellten immer genau „getroffen“ sind; Roux erfaßte den charakteristischen Ausdruck eines Gesichts bereits in der Vorzeichnung, die hin und wieder unter der Pastellkreide sichtbar ist. Besonders geschätzt waren Roux' Kinder-



*Porträt des badischen Staatsministers Sigismund von Reitzenstein (1766–1847). Um 1825, Pastell auf Pergament. Verbleib unbekannt*

bildnisse. Wie wenig andere verstand er es, die noch nicht voll entwickelte kindliche Physiognomie einzufangen. Seine Arbeiten auf diesem Sektor gehören ohne Zweifel zu den bedeutendsten seiner Zeit (siehe Abb.). Nachdem die erwartete Anerkennung seiner Enkaustik-Versuche trotz Teilnahme an mehreren Kunstausstellungen – so in Karlsruhe und Berlin – ausgeblieben war, begibt sich Roux parallel dazu auf ein gefährliches und anspruchsvolles Terrain: auf das der Farbenlehre. Als Physiker von jeher von den Phänomenen des Lichts fasziniert, legt er seine Überlegungen in seinem dritten Heft über „Die Farben“ dem Publikum vor. Mit

Goethe war ihm die Ablehnung des Newtonschen Systems gemeinsam, das er für falsch hielt. Roux fand einerseits Unterstützung durch die bedeutendsten Naturwissenschaftler seiner Zeit, so durch den kurz in Heidelberg weilenden Berzelius, wurde andererseits auf das eindringlichste vor einer Veröffentlichung gewarnt. An Soemmering schreibt er:

„Als Ew. Hochwohlgeboren bei meinem letzten Aufenthalte in Frankfurt äußerten, ich möchte ja nicht wagen, gegen eine Lehre zu schreiben, welche so lange Zeit als unumstößlich wahr erkannt worden wäre, damals hatte ich schon mehreres zum Inhalt dieser



*Porträt der Prinzessin Augusta von Sachsen-Weimar-Eisenach (1811–1890), die spätere Kaiserin Augusta. Pastell auf Pergament, Weimar 1817 (Privatbesitz). Bei diesem Porträt handelt es sich um eine eigenhändige Kopie des Künstlers, wohl im Auftrag der badischen Großherzogin Stephanie*

Schrift aufgezeichnet, nur Ihre wohlmeinende Warnung hielt mich zurück, meine Beobachtungen drucken zu lassen.“<sup>31)</sup>

In dem Glauben, neuesten wissenschaftlichen Phänomenen auf der Spur zu sein, trat Roux im September 1829 vor das bedeutendste Wissenschaftsforum seiner Zeit, die „Versammlung der Deutschen Naturforscher und Ärzte“, die sich aus einigen hundert der wichtigsten Gelehrten des In- und Auslands rekrutierte.<sup>32)</sup> Der Tagungsort war in jenem Jahr Heidelberg.

„Auf Veranlassung zeigte und erklärte ich auf hiesiger Versammlung der Naturforscher und Ärzte in der physikalisch-chemischen Sektion meine Versuche, und ich fand an einigen Physikern heftige Gegner, aber mehrere Gelehrte, die mit zugegen waren, stimmten mir bei und suchten sich genau davon zu unterrichten... Mir ist um Wahrheit zu thun, jede gründliche Gegenbemerkung werde ich dankbar anerkennen, weil dadurch die Wissenschaft, die mir als Künstler so nahe liegt, nur gewinnen kann.“<sup>33)</sup>

Das Echo in der Öffentlichkeit blieb gleich Null. Sogar Hegel wurde von Roux um eine Rezension bemüht, aber weder diese noch eine andere ist je erschienen. Zu gewagt und unausgereift schienen die Thesen, zu schwierig die Thematik, als daß man sich öffentlich mit ihr auseinandersetzen wollte. Schließlich hatte man die Debatten um die Goethesche Farbenlehre noch lebhaft in Erinnerung! Die andauernden Anfeindungen und die versagte öffentliche Anerkennung setzten der angegriffenen Gesundheit des Künstlers über das erträgliche Maß hinaus zu. Am 22. August stirbt Jacob Roux 59jährig in Heidelberg. Ernestine Voß, die

Witwe des Dichters, berichtet: „Was uns alle sehr aufgeregt hat, ist das plötzliche Hinscheiden des guten Roux. Er ist so recht an gänzlicher Erschöpfung gestorben, und hat sich so tapfer wie möglich gewehrt, seine letzten [sic!] Kräfte zusammen zu halten. Kaum konnte er noch gehen, da hat er sich noch angestrengt nach dem Schloßweg hin zu gehn und ins Museum, daß waren 5 Tage ehe er einschlief. Später hat ihn Lehmann auf dem Sofa sitzend gefunden, wo er geklagt hat, er sey gar zu schwach, die Stiefel wären ihm so schwer. – In der Nacht auf Sonntag ist er sanft eingeschlafen.“<sup>34)</sup>

Der plötzliche Tod des Künstlers bringt die Familie in arge Bedrängnis. Zu allem Unglück ist die Witwe schwanger, drei kleine Kinder gilt es zu ernähren. Mit der tatkräftigen Unterstützung aller Freunde wird das schlimmste Unglück abgewehrt.

Schon bald nach seinem Tod geriet das Werk Roux' in völlige Vergessenheit. Dabei ist es bis heute geblieben. Die Gründe hierfür sind vielschichtig: neben den eingangs erwähnten mag es das Akademische am Werk des Künstlers sein, das nachfolgenden Generationen den Zugang nicht eben erleichterte. Wieviel interessanter mochte da die Vita eines früh verstorbenen Romantikers sein, oder der phänomenale Perfektionismus einer Ausnahmerecheinung wie Schinkel. Daneben nimmt sich das Werk Roux' auf den ersten Blick bescheiden-biedermeierlich aus. Erst eine kritische Aufarbeitung seines gesamten ungewöhnlich vielfältigen Schaffens kann dazu beitragen, die kunstgeschichtliche Bedeutung dieses Künstlers in ein rechtes Licht zu rücken.

## Anmerkungen

<sup>1)</sup> Vorliegender Aufsatz ist ein stark gekürzter Auszug aus der Dissertation des Verfassers, die gegenwärtig am Kunsthistorischen Institut der Universität Heidelberg entsteht. Der Verfasser wäre für weitere Hinweise zu Leben und Werk des Künstlers dankbar, die gegebenenfalls an die Redaktion der „Badischen Heimat“ zu richten sind

<sup>2)</sup> siehe u.a. Thieme-Becker, „Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler...“, Bd. 29, S. 122, dort: „1775-1831“

<sup>3)</sup> Roux, Oscar: *Der Réfugié Francois Roux. Seine Ahnen und Nachkommen.* (Privatdruck.) Jena 1928, S. 49

<sup>4)</sup> Antrag Roux' auf Zerkische Stipendiengelder v. 10. März 1791 u. 1. Juli 1793. Stadtarchiv Jena, B I, VI a, Nr. 9

<sup>5)</sup> Brief v. 16. September 1812, Goethe-Schiller-Archiv Weimar, Hs 28/59

<sup>6)</sup> Akten Universitätsarchiv Jena, Bestand A, Nr. 651

<sup>7)</sup> Die Erlebnisse auf dieser 6monatigen Reise wurden von Roux' Frau in einer kleinen Reisebeschreibung veröffentlicht, die 1814 in Nürnberg anonym unter folgendem Titel erschien: „Auswanderung einer sächsischen Künstlerfamilie in die Schweiz beim Ausbruch des Krieges 1813, in Briefen von P. gebohrne H. an ihre Schwester“. Erst jetzt ist es gelungen, Pauline Roux, geb. Heyligenstädt, als Verfasserin eindeutig zu identifizieren

<sup>8)</sup> Brief an Goethe v. 13. Januar 1815, Goethe-Schiller-Archiv Weimar, Hs 28/66

<sup>9)</sup> siehe Knebels Tagebücher, Eintrag v. 19. April 1816, Goethe-Schiller-Archiv Weimar, 54/X, 5

<sup>10)</sup> Goethes Werke (Sophienausgabe). IV. Abteilung, 26. Band, S. 309

<sup>11)</sup> zu Köster siehe: Rudi, Thomas: *Christian Philipp Köster (1784-1851). Leben und Werk mit kritischem Œuvreverzeichnis.* Phil. Diss. Heidelberg (in Vorbereitung)

<sup>12)</sup> Roux an Knebel v. 27. Juni 1816, Freies Deutsches Hochstift Frankfurt, Hs 13259

<sup>13)</sup> a.a.O.

<sup>14)</sup> a.a.O.

<sup>15)</sup> vgl. Bott, Elisabeth: *Ernst Fries (1801-1833).* Phil. Diss. Heidelberg 1978, S. 25, Anmerkungen 74-76

<sup>16)</sup> Gensler an den badischen Staatsrat v. Eichrodt v. 28. Februar 1819, Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 205, Fasz. 249-250

<sup>17)</sup> „Literarisches Wochenblatt“ (Leipzig), 1818, Nr. 42, S. 336

<sup>18)</sup> „Der Spiegel“ (Mainz), v. 9. März 1824, Nr. 30, S. 119

<sup>19)</sup> Gensler an Eichrodt v. 4. Februar 1819. Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 205, Fasz. 249-250

<sup>20)</sup> Roux an Gensler v. 19. Februar 1819, a.a.O.

<sup>21)</sup> „Großherzogliches Staats- und Regierungsblatt“, Karlsruhe, v. 19. April 1819, S. 78

<sup>22)</sup> Goethes Werke (Sophienausgabe). IV. Abteilung, 31. Band, S. 95

<sup>23)</sup> Prorektoratsreden der Universität Heidelberg. Muncke, Georg Wilhelm: *Sacra Natalitia...* Heidelberg 1819, S. 33. Der Originalwortlaut der Rede ist lateinisch verfaßt: „Additi sunt Professorum numero viri celeberrimi ...Rouius.“

<sup>24)</sup> „Medizinisch-Chirurgische Zeitung“ Nr. 53, 7. Juli 1823, S. 21

<sup>25)</sup> Nachlaß Feuerbach. Pfälzische Landesbibliothek Speyer

<sup>26)</sup> Roux an Goethe v. 15. Juli 1821. Goethe-Schiller Archiv Weimar, Hs 28/94

<sup>27)</sup> siehe „Karlsruher Intelligenz- und Wochenblatt“ Nr. 62, 3. August 1820, S. 264. Roux nest Familie steigt mit Gensler und Familie im Gasthaus „Zum Schwarzen Bären“ ab. Offenbar erfolgt eine mind. 1wöchige Weiterreise mit bisher unbekanntem Ziel, vielleicht nach Straßburg oder Freiburg, denn zwischen dem 8. und 11. August wird Roux im gleichen Blatt als Gast im „Darmstädter Hof“ zu Karlsruhe aufgeführt

<sup>28)</sup> Brief J.P.A. Feuerbachs an seinen Vater v. 2. September (1823). Das unvollständige Datum des Briefs konnte durch den Tod von Roux' Frau genau bestimmt werden. Pfälzische Landesbibliothek Speyer

<sup>29)</sup> vgl. das gedruckte „Verzeichnis der von Ihrer K. Hoheit der verstorbenen Großherzogin Stephanie von Baden nachgelassenen Bibliothek“, Versteigerungskatalog, Frankfurt am Main, 21. Januar 1861, S. 69, Nr. 1345. Großherzogliches Familienarchiv Karlsruhe, 7A, Verlassenschaft 1860

<sup>30)</sup> Lotte Roux, seit 1825 die zweite Frau des Künstlers, an Christian Wilhelm Schweitzer, ein Freund Roux' in Weimar, v. 16. Oktober 1830. Goethe-Schiller Archiv Weimar, 86/I, 4, 15

<sup>31)</sup> Brief v. 6. Mai 1829, Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Archiv Autographen K 43. Der bislang unbekannte Adressat konnte im Zuge der laufenden Recherchen erstmals ermittelt werden

<sup>32)</sup> siehe „Isis“, Heft V. 1830, Spalte 561/562

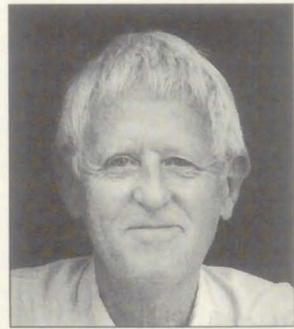
<sup>33)</sup> Roux an A. v. Lindenau v. 24. März 1830. Sächs. Landesbibliothek Dresden, Mscr. Dresd. h 37, Bd. 167, Nr. 37

<sup>34)</sup> Ernestine Voß an ihren Sohn Hans Voß v. 25. August 1830. Schleswig-Holsteinische Landesbibliothek Kiel, Sign. Cb 4. 51, Nachlaß E. Voß



Literatur als  
Heimat

HANS BENDER  
zu Ehren



Herausgegeben von  
Hans-Rüdiger Schwab

G. Braun

# Bildhauer Alois Raufer

geb. 16. Mai 1794 in Lenzkirch; gest. 4. Februar 1856 in Karlsruhe

(Ein Lebens- und Werkbericht zum 200jährigen Geburtsjubiläum<sup>1)</sup>)

Kurt Hodapp, Waldshut

## Vorbemerkungen

Jubiläen dieser Art werden neben der Besprechung und Würdigung der Leistungen und des Erfolges des Jubilars oft auch zu einer nicht gerechtfertigten Hervorhebung und Bedeutungssteigerung des Geburtsortes genutzt. Nicht so in unserem Falle.

Kein Kranz wurde dem Jubilar in seiner Heimat geflochten, keine ehrende Feier hat für den Mann stattgefunden, der ein viertel Jahrhundert die bildhauerische Szene der jungen badischen Residenzstadt des neu geschaffenen Großherzogtums in der letzten Phase der Ära Weinbrenner dominierte.

Der Grund hierfür liegt aber weniger in absichtlicher Nichtbeachtung oder leichtfertigen Vergessen des Jubiläumstermins für den vor 200 Jahren in Lenzkirch (Kreis Breisgau-Hochschwarzwald) geborenen berühmten Sohn, sondern im absoluten Fehlen jeglicher Hinweise auf ihn in den Quellen, aus denen üblicherweise solche Verbindungen offenkundig werden. Allein die eigenhändige Angabe von Alois Raufer selbst in den Dienerakten des „Polytechnischen Institutes“, der späteren Technischen Hochschule in Karlsruhe, belegen als Geburtsort Lenzkirch und als Geburtsdatum den 16. Mai 1794.

Weder in den Kirchenbüchern der Pfarrei Lenzkirch, deren ältere Exemplare dem großen Brand vom 12. Mai 1813 zum Opfer fielen, noch in der vergleichsweise bereits sehr früh erschienenen ersten Ortsgeschichte<sup>2)</sup> findet sich auch nur der geringste Hin-

weis auf die Existenz dieses Künstlers und seiner Herkunft aus Lenzkirch, auch nicht auf die ein halbes Jahrhundert am Ort wirkenden „künstlerischen“ Vorfahren, von denen Großvater Andreas Raufer nach dem Steuerbuch von 1745/46 für seine „Mahlerkunst“, die er als „Professionalist“ ausübte, entsprechend zur Steuer veranlagt war. Auch die spezielle Monographie zur „Bevölkerungsgeschichte“ von Lenzkirch<sup>3)</sup>, die allerdings in der Hauptsache auf den für die Zeit vor 1813 ergänzten und unvollständigen Angaben der Kirchenbücher basiert, läßt diese Familie Raufer unerwähnt.

Erst die ortsgeschichtliche Benutzung weniger offen liegender Quellen-Unterlagen ergab einige recht interessante und wichtige Auskünfte über dieses zumindest kunsthandwerklich tätige Geschlecht der Raufer in Lenzkirch. Wenn wir daher diese in der Familientradition ruhende malerisch-bildhauerische Vorbelastung des Jubilars berücksichtigen, so ist der von den Zeitgenossen mehrfach bewunderte Aufstieg von Alois Raufer „*vom einfachen Hirtenjungen auf bedeutende Höhe*“ und so ähnlich doch etwas übersteigert, wenn auch nicht ausgeschlossen werden soll, daß der junge Raufer in Lenzkirch tatsächlich seines Vaters oder anderes Vieh gehütet haben mag.

Um das Kapitel „Irrtümer und fehlerhafte Angaben“ der Literatur im Zusammenhang mit Raufer zu vervollständigen, so muß auf das mit 1. August statt Mai angegebene falsche Geburtsdatum bei Thieme-Becker<sup>4)</sup>



Abb. 1 Ansicht von Lenzkirch. Gouache von J. Morat, um 1850. Links das Geburtshaus von Alois Rauber

und auf den vielfach und besonders in älteren zeitgenössischen Nachrichten genannten falschen Geburtsort Freiburg hingewiesen werden. Letzteres ist dadurch leicht zu erklären, weil Vater Franz Joseph Rauber als Bildhauer mit seiner Familie 1804 oder schon früher von Lenzkirch nach Ebnet und Freiburg wegzog und der junge Rauber, als er in das Blickfeld der Kunstexperten trat, somit als von Freiburg stammend erschien. Weitere Irritationen sind durch vielerlei fehlerhafte Namen entstanden, die dem Geschlecht zugelegt werden und wohl ausschließlich auf Lesefehler zurückzuführen sind. So wird in einer neueren kunstgeschichtlichen Publikation der Name des Vaters mit Franz Joseph Kaufer bezeichnet<sup>3)</sup>, eine weitere, jedoch kirchlich-historische Schrift entstellt den Namen unseres Künstlers zu Stauer<sup>4)</sup>; auch wird er mit Raumer oder der Vorname wird mit Karl angegeben.

Daß der Vorname wie vielfach üblich Aloys geschrieben wird, soll uns weiter nicht verwirren.

Begeben wir uns nun auf die Suche nach den Wurzeln, die diesen Sproß aus dem kargen Hochschwarzwälder Boden hervorbrachten.

### Die Familie Rauber in Lenzkirch

Von 1569 ab kann in Lenzkirch der Familienname Rauber durchgehend nachgewiesen werden, ohne allerdings den Zusammenhang mit unserem Geschlecht belegen zu können. Großvater Andreas Rauber schließlich findet sich erstmals 1744 in den Amtsprotokollen des Obervogteiamtes Neustadt erwähnt, als ihm am 15. April die Erlaubnis zur Verheiratung mit Regina Mutschellerin durch die fürstenbergische Herrschaft erteilt wurde. Im Steuerbuch von 1745/46 wird er dann

bereits mit seinem Besitz verzeichnet, einem halben Hausteil in der Schliecht, 10 Ruthen Hausgarten und ein wenig Ackerfeld mit 2 Gulden (fl = Florin) 14<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Kreuzer (= kr) und zusätzlich „wegen seiner Mahler-Kunst“ für die Profession mit 1 fl jährlicher Steuer veranlagt. Das genannte „halbe Haus in der Schliecht“, damals Teil des einzigen Gebäudes hier am steil ansteigenden Weg am Nordhang des Stöckleberges, findet sich in zwei von insgesamt drei vorhandenen Darstellungen von Lenzkirch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Es zeigt sich dort in der Form, wie es 1781 nach der Aufstockung durch Sohn Franz Joseph Raufer entstanden war, nämlich als ein recht malerisches altes Schwarzwaldhaus (siehe Abb. 1 und 2).

Beachtenswert aus der Fülle der erhalten gebliebenen Nachrichten aus dem 18. Jahrhundert über die Familie ist dann der Heiratsbrief des Sohnes Franz Joseph Raufer mit Agatha Straub aus angesehenener Lenzkircher Familie, der am 15. Oktober 1779 in Neustadt ausgefertigt wurde. Kurz danach, am 19. November desselben Jahres, verkaufte Andreas Raufer sein Tagelöhnergütle an den Sohn Franz Joseph und dessen Braut um 500 Rheinische Gulden.

Doch behält der Vater sich vor, so lange es ihm beliebt auf dem Anwesen weiter zu wirtschaften, d.h., der Käufer hat vorläufig lediglich ein Anrecht auf das Gut erworben. Er erhält aber 1781 die obrigkeitliche Genehmigung für einen Stockaufbau und ein neues Feuerwerk (Kamin), wodurch er sich den für die Familie notwendigen Wohnraum schafft. Noch für fast 15 Jahre behält Andreas Raufer das Heft in der Hand, denn die internen Familienverhältnisse zwischen dem verheirateten Sohn und seiner Frau einerseits und den drei unverheirateten Töchtern, die nach dem Tod der Mutter mit dem Vater Beruf und Hauswesen betreiben, entwickelt sich nicht gerade harmonisch. Es gibt Streit, sogar Handgreiflichkeiten, die bis vor den Obervogt gebracht werden müssen.

Um spätere Auseinandersetzungen zu vermeiden, läßt Andreas Raufer beim Obervogtamt in Neustadt eine Vorweg-Erbschaftsregelung aktenkundig machen, aus der wir über die berufliche Tätigkeit einiges entnehmen können.

Zunächst wird im Protokoll vom 6. Februar 1787 festgestellt, daß dem Sohn Franz Joseph das Tagelöhnerweselein um 500 fl in „kindlichen“, d.h. verbilligten Anschlag gegeben worden sei, trotzdem es nach Zeugnis der zwei anwesenden Bürgermeister „wohl 700 fl werth gewesen“. Obwohl der Vater „sich das Forthauseen wilkührlich vorbehalten“, hat dann der Sohn, „der ansonsten in Mus und Brod seines Vaters bis dahin gestanden und den Verdienst von seiner Bildhauer- und Fasmahler-Kunst in die (gemeinsame) Haushaltung einzuwurfen verbunden gewesen“, diesen Verdienst allein für sich benutzt. Er hat also auf eigene Rechnung gearbeitet und gewirtschaftet.

Wir erfahren weiter, daß die Ehefrau des Andreas Raufer 9 Jahre bettlägerig war und dem Hauswesen deswegen nicht mehr vorstehen konnte. „Gleichwie aber sein meistes Brod durch Bildermachen für Auswärts suchen müßen, hierzu aber als ein etlich 60 jähriger presthafter Mann seine drei annoch ledige Töchtere Katharina, Elisabetha und Maria theils zur Pfllegung der Hausgeschäften, theils zu seiner Bildermacherey und Fasung und theils zum Mitverkauf in dem Land, zu Haus benöthiget gewesen und noch ist, so hat sich derselbe dato dahin erkläret, daß bey künftiger Abtheilung jede dieser drei Töchtere wegen ihrem Verdienst und Mithilf 50 fl als ein resp. Voraus abgegeben werden solle“. Der Vater bat den Obervogt, dies dem Amtsprotokoll einzuverleiben, obwohl sein Sohn sich sehr dagegen sträube und er befürchte, benachteiligt zu werden. Er bat jedoch weiter, gegen alle möglichen Einwendungen „keine Attention zu machen“, da er entschlossen und überzeugt sei, die Gegen-Rechnung für die Verdienste

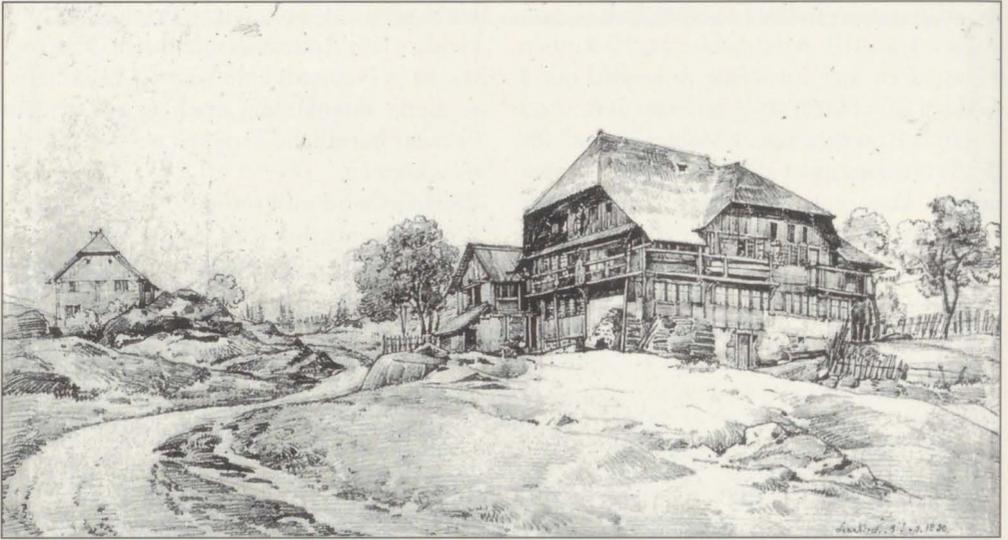


Abb. 2 Geburtshaus Raufers „in der Schliecht“. Bleistiftzeichnung von Joseph Berckmüller vom 8. September 1830

der Töchter recht bedacht zu haben, und hat darum gebeten, diese seine Absichten seinerzeit „in Execution zu bringen“.

Da Andreas Raufers „des Schreibens unerfahren“ war, hat man die Verhandlung mit „dessen Handzeichen“ (drei Kreuze) und den Unterschriften der anwesenden beiden Bürgermeister von Lenzkirch „unterfertigen lassen“<sup>7)</sup>

Die vom Vater vorausgesehene Auseinandersetzung war dann 1796 aktuell geworden, „da Andreas Rauffer, Wittiber von Lenzkirch, vor was Zeit verstorben und entzwischen desselben vier Erben einige Streitigkeiten (sich) ergeben“ haben.

Deshalb suchte man die Hilfe des Amtes in Neustadt. Es wurde dann geregelt, wie die Habseligkeiten verteilt werden, wobei hier nur von Interesse ist, daß die drei Schwestern von dem auf insgesamt 824 fl 54 kr taxierten Gesamt-Vermögen insbesondere die für die Weiterführung der „Mahlerkunst“ vorhandenen Utensilien an sich bringen. „Mehr dieselben für zerschiedenen Model zum Figuren machen: 17 fl... Vorbe-

sagte Katharina, Elisabetha und Maria Raufferin für halb gefertigte Bildere: 5 fl.“<sup>8)</sup>

Trotz dieser Angaben ist es leider nicht möglich, zu den von der Rauferschen Familie angefertigten und durch Hausieren „im Land“ vertriebenen kunstgewerblichen Bildern Konkretes auszusagen, da die Mitteilungen doch mehrere Möglichkeiten offen lassen und weitere ergänzende Hinweise über ihre Tätigkeit fehlen. Am ehesten jedoch scheint die Annahme berechtigt zu sein, es handle sich dabei um einen frühen Nachweis von Hinterglasmalerei, da die Übernahme der „Model“ und die etappenweise Anfertigung (Übernahme halbfertiger Bilder) durch die weiter produzierenden Schwestern dies wahrscheinlich machen. Denn die Hinterglasmaler „verwendeten Schablonen mit Umrisszeichnungen für die Rahmenornamente wie für Figuren und Blumen“.<sup>9)</sup>

Allerdings gibt auch die neuerlich verstärkt dem Thema Hinterglasmalerei im Schwarzwald sich zuwendende Literatur keinen Beweis für diese Vermutung. Der Name

Rauffer im Zusammenhang mit der Hinterglasmalerei ist auch in dieser Spezial-Literatur nicht zu finden, was allerdings hier kein Beleg für die Nichtausübung dieses Volksgewerbes sein kann, denn die meisten noch erhaltenen frühen Hinterglasbilder sind unbezeichnet, ihre Schöpfer sind namentlich nicht faßbar.<sup>10)</sup>

Oder dürfen wir etwa den Hinweis bei Wingenroth auf unseren Maler und Wanderhändler Andreas Rauffer und seine Töchter beziehen, wenn er über die von Luzian Reich berichtete Art schreibt, wie dessen Großvater Mathias in Dür rheim, der zunächst in der Zeit zwischen der Feldarbeit drechselte, malen und schnitzen lernte: „Ein alter Bildschnitzer und Faßmaler, der mit seiner ledigen Tochter von Ort zu Ort zog und Heiligenbilder verkaufte, übernachtete oft im Haus (in Dür rheim) und dieser veranlaßte den Mathias, sich ebenfalls mit solchen Arbeiten zu befassen.“<sup>11)</sup>

Und Luzian Reich selbst schreibt darüber in seinem Buch „Hieronymus“: „Von einem herumziehenden Bildschnitzer, welcher Kruzifixe und Heiligenbilder fertigte, die seine ihn stets begleitende Tochter faßte, d.h. farbig bemalte, lernte er die wesentlichsten Handgriffe und Vorteile im Farbenreiben und Anstreichen.“<sup>12)</sup> Diese Beschreibung wäre durchaus in jeder Hinsicht für den Raufferschen Kunstgewerbe-Betrieb eine zutreffende und mit allen sonst bekannten Angaben übereinstimmende Erklärung.

Für Franz Josef Rauffer hingegen ist der Tätigkeitsbereich eingrenzbar auf seine „Bildhauer- und Fasmaler-Kunst“, worunter auch die Fassung, d.h. Bemalung der von ihm angefertigten Bildhauerarbeit zu verstehen ist.

### Die Familie Rauffer in Freiburg

Franz Joseph Rauffer, der die vom Vater betriebene „Mahlerei-Kunst“ auf das plastische, auf Bildhauerarbeit erweitert hatte,

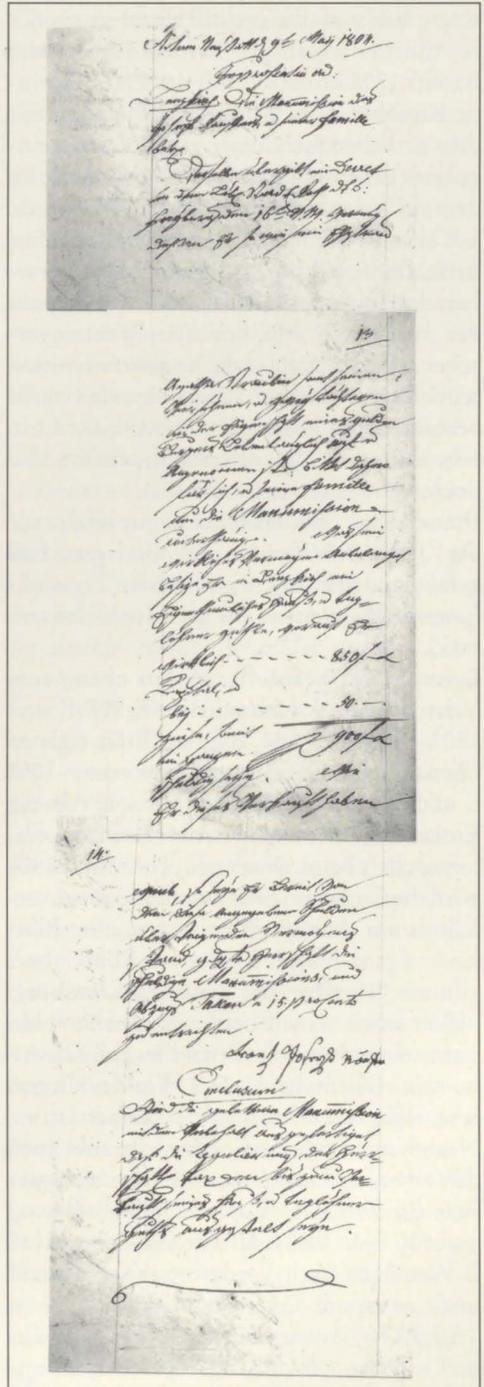


Abb. 3 Eintrag über Leibeigenschafts-Entlassung der Familie Rauffer vom 9. Mai 1804

wagte sich nun offensichtlich auch an größere, künstlerisch anspruchsvollere Aufgaben. Bereits 1798 konnte er mit der Pfarrgemeinde Kirchhofen im Breisgau, gemeinsam mit dem örtlichen Steinhauer, einen Vertrag eingehen zur Anfertigung eines Taufsteines, zu dem noch der kurz zuvor verstorbene große J. Christian Wentzinger das Modell geliefert hatte. Die von Raufer gefertigte Bildhauerarbeit des Taufsteindeckels konnte jedoch mit der bekannten Meisterschaft Wentzingerscher Schöpfungen nicht konkurrieren und wird vom kritischen Kunstexperten nicht besonders gut beurteilt.<sup>13)</sup> Das Objekt ist in Kirchhofen noch vorhanden, scheint also doch nicht ganz wertlos zu sein.

Franz Joseph Raufer hatte somit schon vor der Jahrhundertwende im Breisgau Fuß gefaßt und sah dort wohl bessere Entwicklungsmöglichkeiten als im Hochschwarzwald.

Bereits 1798 verkaufte er den alten, vom Vater erkauften Hausanteil um 805 fl und 1804 auch den neu aufgestockten eigenen Hausteil samt Garten und Mobilien um 1050 fl und beantragte die Manumission, d.h. die Entlassung aus der fürstenbergischen Leibeigenschaft beim Obervogt. Am 9. Mai 1804 wird die Entlassung aus dem Untertanenverhältnis im Amtsprotokoll vermerkt. Bildhauer Franz Joseph Raufer aus Ebnet übergibt ein Schreiben des Stadtamtes Freiburg, daß er sowie seine Ehefrau Agatha Straubin samt seinen vier Söhnen und zwei Töchtern in der Eigenschaft eines Guldenbürgers lebenslänglich auf- und angenommen ist.

Nachdem er nun zu diesem Zeitpunkt auch den zweiten Hausteil veräußert hatte, ergibt sich für ihn eine Kapitalschuld-Belastung von 900 fl, so daß Raufer lediglich noch 150 fl Vermögen nach Vorderösterreich abzieht und er somit „*vertragsmäßige 15% = 22 fl 30 kr*“ davon als Manumissionsgebühr und sogenannter „Abzug“ der fürstenbergischen Landesherrschaft zu entrichten hat.<sup>14)</sup> Der Wohnwechsel von Lenzkirch nach Frei-

burg ging also zu einem Zeitpunkt vor sich, als der junge Alois Raufer gerade 10 Jahre alt geworden war, wenn die Familie nicht bereits schon früher den Hochschwarzwald verlassen hat, da Raufer in den amtlichen Unterlagen 1804 als „*von Ebnet*“ bezeichnet wird.

Wir finden nun den Bildhauer Franz Joseph Raufer seit dem Jahre 1806 in den Adreßkalendern von Freiburg als Guldenbürger genannt und seit 1823 auch als Bildhauer im „*Alphabetischen Verzeichnis der hiesigen Gewerbe und Professionalisten*“ neben dem weit bekannteren Joseph Hauser.<sup>15)</sup> Der für Raufer z. T. alljährlich festzustellende Wohnungswechsel in Freiburg zeugt allerdings nicht von einer besonders guten finanziellen Situation der Familie.

Nach dem Totenbuch der Münsterpfarre Freiburg starb „*Joseph Rauffer – 86 Jahre alt, verww. Bildhauer und Ehemann der verst. Agathe geb. Straub*“ am 17. März 1835.<sup>16)</sup> Er war demnach um 1749 geboren und erreichte ein recht hohes Alter.

Über die berufliche bzw. künstlerische Tätigkeit von Bildhauer Franz Joseph Raufer in Freiburg sind nicht allzu viele Angaben zu gewinnen.

Die Schaffung des Taufsteindeckels für Kirchhofen nach Wentzingers Modell im Jahre 1798 wurde schon erwähnt. Im gleichen Jahr schuf Raufer auch einen Brunnenstock und Marienbildnis für die Gemeinde Pfaffenweiler. Von 1805 wird berichtet, Raufer habe bei einer Ausstellung im Freiburger Gasthof „Zum Pfauen“ eine „Abnahme vom Kreuz“ in Alabaster gezeigt. 1809 ist dann das noch erhaltene Friedhofkruzifix für Buchholz bei Waldkirch von ihm geschaffen worden. Erst für 1828 können weitere Arbeiten Raufers genannt werden, nämlich ein Reliefbild „Anbetung des Christkinds durch die Hirten“ für Mariastein in der Schweiz sowie eben dort ein hölzernes, gefaßtes Wappenrelief des Abtes Placidus Ackermann, das von allegorischen Figuren

gehalten wird und das heute über dem inneren Eingang der Höhlen-Kapelle zu sehen ist.<sup>17)</sup> 1834 legte Rauffer eine Entwurfskizze zu einem neuen Hochaltar-Tabernakel für die Pfarrkirche Kappel im Tal mit Ausführungsangebot vor. „Die Zeichnung zeigt den vorgeschlagenen Tabernakel in klassizistischen Formen, ganz vergoldet, mit einem „Trillen und drei Nischen“ (Drehtabernakel für die Monstranz). Auf seitlichen Volutenabläufen knien anbetend kleine, mit Lendentüchern bekleidete Engel. Signatur; 16 Louisdor, Rauffer Bildh.“<sup>18)</sup>

Auch für seinen Heimatort Lenzkirch bemühte sich Franz Joseph Rauffer kunsthandwerklich tätig zu werden. Er lieferte für die 1817 im Wiederaufbau begriffene, 1813 abgebrannte Pfarrkirche St. Nikolaus einen Entwurf und Kostenüberschlag für den zu beschaffenden neuen Hauptaltar. Er konnte sich aber gegen zwei weitere Konkurrenten aus nicht bekannten Gründen nicht durchsetzen. Fälschlich wurde aber durch die Kunstgeschichts-Literatur diese Bewerbung dem Sohn Alois Rauffer zugeschrieben, da in den Unterlagen kein Vorname genannt wird und es lediglich dort heißt: „Rauffer aus Freiburg hat Risse und Modell für den neuen Hochaltar vorgelegt“ und offenbar von der Existenz des Vaters Franz Joseph Rauffer nichts bekannt war.<sup>19)</sup> Es kann aber kein Zweifel daran bestehen, daß auch hier, wie im Tabernakel-Entwurf für Kappel, der Vater Franz Joseph Rauffer tätig war.

Allerdings liegen auch Nachweise vor, wonach Auftraggeber des berühmteren Sohnes Alois Rauffer sich ausdrücklich ausbedungen haben, bestellte Skulpturen dürften nicht „durch seinen Vater oder seine Brüder“, sondern müßten von ihm selbst gefertigt werden.<sup>20)</sup> Diese Vertragsbedingung wird uns noch begegnen und bezieht sich auf einen kirchlichen Auftrag 1822 in Freiburg. Man wollte damit wohl verhindern, daß von zweiter Hand nur nach Modell des beauftragten Künstlers die Figuren angefertigt werden.

## Klassizismus als Blütezeit deutscher Bildhauerei

Die ganze, als Künstler tätige Lebenszeit von Alois Rauffer war eingebettet in die Kunstepoche des Klassizismus, die, beginnend in der Zeit der Aufklärung, voll ausgebildet bis zur Ära Napoleons, danach für etwa 30 Jahre besonders die Bildhauerei weitgehend beherrschte. Nach Überwindung von Barock und Rokoko strebte die junge Generation der Bildhauer dem neuen bürgerlichen Ideal des Menschen nach. Die Antike wurde zum einzigen und maßgeblichen Vorbild. „In den Meisterwerken der griechischen Plastik der Antike erschien Natürlichkeit, Sittlichkeit und Schönheit – Maximen des Menschenbildes der Aufklärung – vorbildlich verwirklicht. Aufgabe der Bildhauer war es, durch Nachahmung der antiken Kunst, Leitbilder für ihre Zeitgenossen zu schaffen...“ und Goethe formulierte 1817: „Der Hauptzweck aller Plastik... ist, daß die Würde des Menschen innerhalb der menschlichen Gestalt dargestellt werde.“<sup>21)</sup>

Entsprechend diesen Anschauungen faßten die Künstler die klassische Antike als höchstes Naturideal auf und versuchten diese Auffassung in ihren Werken zu verwirklichen.

Um die Jahrhundertwende vom 18. zum 19. Jahrhundert erreichte die deutsche Bildhauerkunst, die in der vorhergehenden Periode des sich ausbildenden Klassizismus noch keine Künstler von hervorragendem Rang hervorbrachte, ein „noch heute beeindruckendes Niveau, das vor allem dem Wirken mehrerer bedeutender Bildhauer zu verdanken ist, die das Vorbild der antiken Skulptur und Anregungen seitens Canovas und Thorwaldsens schöpferisch verarbeiteten und zugleich einen frischen Wirklichkeitsinn besaßen.“<sup>22)</sup>

Über 30 Jahre lang bestimmte nun der klassizistische Stil in der deutschen Plastik bei-

nahe ausschließlich das Feld und nur in geringem Maße und spät gelang es der Romantik, in Motivwahl und Darstellungsform den schließlich durch Überbetonung der Antike und deren Ideale formelhaft, blaß und langweilig erscheinenden Klassizismus zurückzudrängen. Jedoch gewährleisteten im Klassizismus „Festigkeit und Lehrbarkeit seiner ästhetischen und gestalterischen Normen und die Solidität der künstlerisch-handwerklichen Ausbildung z. T. erstaunliche Produktivität und hohes Durchschnittsniveau der Arbeiten“.

Die Ausbildung der Künstler wurde vielfach von den Landesherrschaften gefördert durch Stipendien zum Studium an Akademien und zu Bildungsreisen, meist nach Rom, das besonders zu dieser Zeit das Mekka aller deutschen Künstler war und wo lange Zeit eine große Künstlerkolonie der deutschen Maler, Plastiker und Architekten bestand.

Und auch Alois Rauffer machte von dieser Regel keine Ausnahme, wie wir noch näher erfahren werden.

Besonders das Erlernen der Marmorbearbeitung gehörte zu den ersten Tätigkeiten, die beim Romaufenthalt zu absolvieren waren. Doch bevor man eigene Modelle in Marmor ausführen konnte, mußten die künstlerischen und handwerklichen Fähigkeiten zunächst im Kopieren von antiken Vorbildern an Gipsmodellen geübt und vervollkommen werden; und selbst diese Kopien, oft in kleinem Maßstab, waren für Schlösser und Landhäuser gesuchte Objekte. Noch lange war die Bezeichnung: „Gefertigt in Rom“ ein besonderes Qualitätsmerkmal auf den Schöpfungen der deutschen Künstler.

Neben dieser Konzentration deutschen Kunstschaffens in Rom bestanden aber auch in Deutschland mehrere Zentren der plastischen Kunst, so in Berlin (Schadow, Rauch), in Stuttgart (Dannecker, Scheffauer), München (Schwanthaler), in Wien (Zauner), später auch in Dresden (Rietschel).

Die frühe klassizistische Epoche in der

napoleonischen Zeit wird 1987 für Baden recht abwertend so beschrieben: „Aus Baden sind uns heute kaum die Namen von Bildhauern aus dieser Zeit, noch weniger ihre Werke bekannt. Künstler wie Xaver Marchand, Tobias Günther oder Joseph Kayser sind so gut wie vergessen.“<sup>23)</sup> Da Bildhauer Alois Rauffer seine Tätigkeit in Karlsruhe erst nach der napoleonischen Zeit begonnen hat, mag diese Aussage ihre Gültigkeit haben, für das nachfolgende viertel Jahrhundert muß sie relativiert werden.

Quantitativ an der Spitze bildhauerischen Kunstschaffens stand noch weiterhin die Architekturplastik. Doch neben Grabmälern begann nun die Bedeutung der Denkmalsplastik derart zu steigen, daß man für das 19. Jahrhundert auch den Begriff des „Jahrhunderts der Denkmäler“ prägte. Friedrich Weinbrenner darf wohl auch auf diesem Gebiet als einer der aktivsten Baumeister seiner Zeit bezeichnet werden, die das „architektonische Denkmal als neue, führende Aufgabe der Kunst begriffen“.<sup>24)</sup> Das anfängliche Übergewicht des architektonischen Gestaltungselementes an den frühen klassizistischen Denkmälern wich bald der bildhauerischen Dominante. Auch Weinbrenner konnte sich dieser Strömung nicht entziehen.

Eine besondere Variante zwischen Denkmal und Brunnen entwickelte sich gerade in Karlsruhe durch das Zusammentreffen der Ausführung eines Wasserleitungsprojektes für die junge Stadt, der Notwendigkeit von Markt-Brunnenanlagen und dem neuen Denkmalbedürfnis. Doch die Denkmals-Euphorie war vielfach nur in der Theorie aktiv. Viele geplante Projekte scheiterten an Auffassungs-Unterschieden über Denkmals-Würdigkeit und -Anspruch, an der Kostümfrage und am Geldmangel.

Durch seine Ausbildung und die Einbindung in den Weinbrennerschen Gestaltungsanspruch bedingt, hat Alois Rauffer in der Anfangszeit wohl ausschließlich klassizisti-

schen Idealen gehuldt. Doch auch im Schaffen Raufers zeigt sich, wie allgemein in der Spätphase des Klassizismus, daß dieser Stil nicht mehr allein und dominierend angewendet wird.

Denn wie auch bei anderen und berühmteren Bildhauern wird gelegentlich eine vom klassizistischen Vorbild abweichende Motivgestaltung und bürgerlich-realistische Darstellungsweise sichtbar, die wohl auch durch das konstitutionell-monarchische politische Klima in Karlsruhe als Residenz eines kleinen deutschen Mittelstaates mit bedingt ist. Deshalb findet sich in der Spätphase des Rauferschen Schaffens der strenge Klassizismus nicht mehr, sondern macht eher realistischen und allgemeingültigen Gestaltungselementen Platz.

### Dunkel über Alois Raufers Lehrzeit

Ausgenommen die Studienzeit in Rom, herrscht über den Ausbildungsgang des Künstlers große Unklarheit, da keine Zeugnisse oder Aussagen darüber vorliegen. Wir sind daher weitgehend auf Indizien und Vermutungen darüber angewiesen, wie sich die Ausbildung Alois Raufers gestaltete.

Erste Anleitungen oder eine vollständige Lehrzeit wird Alois Rauffer wohl bei seinem Vater als „Bildschnitzer“ erhalten haben, kaum aber theoretischen Stil- und kunstgeschichtlichen Unterricht zum Klassizismus, da der Vater in anderen Stil-Traditionen verwurzelt war. Ungeklärt ist für die Frühzeit Raufers die Rolle des späteren väterlichen Förderers und Freundes Oberbaudirektor Friedrich Weinbrenner, der schon kurz nach dem Übergang Freiburgs an das neue Kurfürstentum Baden in der Breisgau-Hauptstadt den neuen Bertholdsbrunnen plante und ausführte, wo erste Verbindungen zu dem angehenden Künstler entstanden sein könnten.<sup>25)</sup> Die Gunst und Protektion des seinerzeit und heute wieder als Stadtplaner und Baukünstler hoch geachteten obersten Leiters der badi-

schen Bauverwaltung blieb Rauffer bis an dessen Lebensende 1826 erhalten. Weinbrenner scheint unverbrüchlich von den Qualitäten, vom Können und den ihm zusagenden künstlerischen Fähigkeiten von Anfang an überzeugt gewesen zu sein, daß er den jungen Künstler so selbstlos förderte und bevorzugte. Auf den Boden beweisbarer Tatsachen gelangen wir dann 1813, wenn wir die vorliegenden Angaben auswerten. Schon im Februar dieses Jahres 1813 finden wir den gerade 18jährigen bereits in Karlsruhe mit den Vertragsverhandlungen für die Anfertigung einer bedeutenden Bauplastik, einem Giebelfeldrelief für die neu entstehende Karlsruher Evangelische Stadtkirche und in der zweiten Jahreshälfte mit der Übernahme eines großen Bildhauer-Auftrages für Stein-Skulpturen befaßt. Die Geschichte der ersten ausgeführten Arbeit Raufers wird in der Werkbeschreibung zu finden sein, hingegen jene des nicht zur Ausführung gekommenen Basreliefs der Kirche in diesem Kapitel der Lehrzeit Raufers dargestellt werden. Rauffer scheint aber schon vor 1813 nach Karlsruhe gekommen zu sein, um mit großherzoglichem Stipendium an der von Markgraf Karl Friedrich gegründeten Akademie zu studieren. Obwohl keine Bildhauerklassen bestand, dürften ihm als Studienmaterial die von Akademie-Direktor Becker aufgestellten Gipsabgüsse antiker Vorbilder neben dem Zeichen-Unterricht gedient haben. Becker war nämlich der Ansicht, die antiken plastischen Kopien seien „zur Bildung des Geschmacks sowohl des Künstlers (auch der Maler) als der Liebhaber“ mehr geeignet als eine Gemäldesammlung.<sup>26)</sup>

In der Zeit von 1813 bis 1817 war Alois Rauffer angestrengt und ausschließlich mit der Erfüllung des ihm erteilten Auftrages für die Najaden-Figurengruppen beschäftigt, bei dessen Durchführung er einiges „Lehrgeld“ zahlen mußte. Für die Folgezeit bis 1819 fehlen konkrete Hinweise auf seine Tätigkeit, während dann sein Romaufenthalt bis

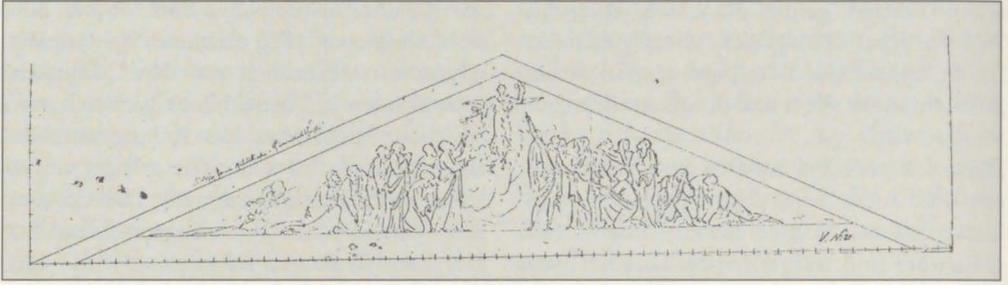


Abb. 4 Entwurfszeichnung von Alois Rauffer: Giebelrelief Evangelische Stadtkirche Karlsruhe 1814

zum Herbst 1821 folgte, der noch zu behandeln sein wird.

Zunächst jedoch soll uns jene frühe, ihm zugedachte Aufgabe beschäftigen, die über das Planungs- und Vertragsstadium nicht hinauskam: die Ausführung eines Reliefs für den Frontispiz der Evangelischen Stadtkirche in Karlsruhe, dessen Entwurfszeichnung von Rauffer glücklicherweise erhalten blieb (Abb. 4).

Die Evangelische Stadtkirche am neuen Marktplatz wurde von 1807 bis 1816 nach den Plänen und unter der Leitung Weinbrenners erbaut. Nach seiner Vorstellung sollte das mächtige Giebelfeld über dem Architrav des Säulen-Portikus mit einem plastischen Relief gefüllt werden, wie es die klassischen Vorbilder vorschrieben. Am 28. Februar 1813 lieferte Bildhauer Alois Rauffer seinen „Überschlag über die Ausarbeitung der Frontenspice zur neuen evang.-luth. Stadtkirche nach dem beiliegenden Modell von guten Sandsteinen, die auf den Platz unentgeltlich geliefert werden müssen“. Nach diesem Entwurf sollte ausgeführt werden „die Dreyeinigkeit mit 6 Engeln wovon Gottvater in kollosalischer und die Engel in verhältnismäßiger Größe in halberhabener Arbeit ausgehauen werden nebst anderen Engelsglorien in Wolken“.<sup>27)</sup> Rauffer glaubte mit einigen Gehilfen in einem Jahr die Arbeit vollbringen zu können und brachte dafür 1800–2000 Gulden in Anschlag.

Die Baukommission schloß zwar schon am 24. April 1813 den Bauvertrag ab, nach dem Hofbildhauer Kayser das Modell nach Rauffers Zeichnung liefern, dieser aber die Ausführung übernehmen und das Relief bis Ende April 1814 fertigstellen sollte. Da jetzt mehr Figuren vorgesehen waren, erhöhte man die Akkordsumme von 1800 auf 2000 Gulden.

Doch bereits im Dezember 1813 entschied es sich, „daß das Frontespice mit einem in Stein ausgehauenen, die Himmelfahrt Christi vorstellenden Basrelief nach dem von Rauffer gefertigten Modell verziert werden sollte“. Zwar käme nach Kabinetts-Order von 1808 Hofbildhauer Marchand für die Ausführung in Frage, doch sei dieser kein „Figurist“ und könne keine menschliche Figur und noch weniger eine ganze Figurengruppe fertigen. „Bildhauer Rauffer hingegen sei ein sehr geschickter junger Mann, von welchem man die meisterhafte Ausführung versprechen dürfe.“ Für dieses neue Reliefthema „Himmelfahrt“ sollte Rauffer jetzt 1400 fl erhalten.

In dem von Weinbrenner mit Rauffer und einem Maurermeister abgeschlossenen Werkvertrag war die Größe des ganzen Reliefs mit ca. 25 m Länge und rund 5,30 m Höhe fixiert. Es sollte nach dem Raufferschen Modell innerhalb 7 – 8 Monaten fertiggestellt sein. Zusätzlich wurde ausbedungen, daß noch zwischen den Aposteln „ein Engel

*bildlich vorgestellt werden muß, der gegen den, den Himmel hinaufsteigenden Christus deutet und die um ihn herumstehenden Jünger gleichfalls über diese Entfernung (des Herrn) zu trösten versucht“.*

Obwohl nun alles genau festgelegt war, wurde durch eine Sparkommission, die es bereits damals gab, wieder alles in Frage gestellt und am 16. August 1814 entschieden, „daß das vorgeschlagene Basrelief in dem Fronton über dem Porticus der Kirche ohnbeschadet des Gebäudes weggelassen werden könne“. Nachdem dann Weinbrenner, dem die Einsparung von 2000 fl offenbar dem gestalterischen Verlust nicht adäquat war, noch einmal mündlich sich um eine Revidierung dieses Sparbeschlusses bemüht hatte, eröffnete ihm das Finanzministerium am 27. Januar 1815 den endgültigen Verzicht auf die Ausführung des Basreliefs.

Hirsch meint zu diesem, nach zwei Jahren seit dem ersten Vorschlag Raufers nun endgültig gewordenen Auftragsverlust für Raufer: „Für den 20jährigen hat die Ablehnung die Zerstörung kühner Jugendträume bedeutet und vielleicht auch durch Unterbindung einer aussichtsreichen Entwicklungsmöglichkeit das Lebenswerk des Künstlers in negativem Sinne entscheidend beeinflusst. Die Kunst ist mit der Nichtausführung dieses Giebelfeldes wohl nur eines unreifen Jugendwerkes verlustig gegangen, das aber in architektonisch-dekorativer Beziehung ganz zweifellos seinen Zweck erfüllt hätte.“ Da jedoch Bildhauer Raufer zu diesem Zeitpunkt mit dem Auftrag der Najaden-Gruppe bereits stark beansprucht, ja wie wir sehen werden, völlig überlastet war, konnte der Wegfall des Relief-Auftrages für ihn nur vorteilhaft sein, da er als Anfänger offensichtlich seine Leistungsfähigkeit überschätzt hatte.

Die künstlerische Entwicklung wurde auch deshalb kaum negativ beeinflusst, weil Raufer erst nach dieser Zeit, nämlich 1819 bis Herbst 1821, zur Vollendung seiner Ausbil-

dung sich nach Rom begab, ermöglicht durch eine vermutlich von Weinbrenner veranlaßte Wiedergewährung des Stipendiums aus großherzoglichen Mitteln.

Die Stadt am Tiber erlebte damals ihre Blütezeit deutschen Kunst- und Künstlerlebens. „Die Ewige Stadt ist in diesem Zeitabschnitt (1814–1848) zu einer Zweigstelle deutschen Kunstschaffens geworden, die manche heimische Pflegestätte an Bedeutung übertraf, ja zeitweilig der maßgebende Mittelpunkt zu sein schien.“<sup>28)</sup>

Künstlerischer Mittelpunkt der nordischen Bildhauer-Kolonie war unbestritten der Däne Bertel Thorvaldsen (1770–1844), in dessen Werkstatt auch Alois Raufer eine Lehrzeit absolviert haben soll, was jedoch nicht durch gesicherte Zeugnisse belegbar ist.

Alois Raufer brachte von diesem Rom-Aufenthalt eine noch unfertige Marmorstatue mit, die von einem Kunst-Kritiker so beurteilt wurde: „Raufer aus Freyburg im Breisgau hat eine kleine sitzende Psyche in Marmor der Vollendung nahe gebracht; es ist eine schön gedachte Figur, welche mit Beyfall ist betrachtet worden.“ Einschränkend setzt er jedoch hinzu: „Etwas mehr gründliches Studium wäre indessen noch zu wünschen übrig.“<sup>29)</sup>

Erst 1837 hat Raufer diese Figur wieder ans Licht gebracht und nach einiger Überarbeitung bei der damals stattgefundenen Ausstellung des Karlsruher Kunstvereins als Tombola-Gewinn gestiftet.<sup>30)</sup> Das Kunstblatt gab ein Jahr später eine ausführliche Besprechung dieser in Rom begonnenen „Psyche“, die, Lob und Kritik vereinigend, uns allein eine Vorstellung dieses klassizistischen Bildwerks von Raufer gibt, da die Figur selbst verschollen ist:

„Von Bildhauer Raufer war da: Eine sitzende Psyche, in carrarischem Marmor, drei Fuß hoch. Psyche, freudetrunken zur Oberwelt mit der verhängnisvollen Prüfungsbüchse zurückgekehrt, hat letztere, von Neugierde



Abb. 5 Najaden-Brunnengruppen im Schloßpark Karlsruhe

besiegt, auf einem Felsen sitzend, eröffnet und der ihr entgegensteigende Dampf, der sie in Todesschlummer senkte, eben ihre Sinne umnebelt. So wollte der Künstler sie gleichsam in einer Entzückung darstellen, wo aus dem Tode sie für ein neues Leben erwacht!

Das Figürchen hat im einzelnen manches Gute, ist zart, sinnig und mit dem Bestreben schön zu seyn gehalten; aber der gewählte Moment spricht sich nicht aus. Psyche ist weder die sterbende, was auch eine unglückliche Wahl wäre, weil das eigentliche Sterben

für die Kunst immer bedenklich bleibt, noch ist sie die schon in ein neues Leben erwachende. Wenigstens wäre es nur der allererste, noch unentschiedene Augenblick ihrer neuen Besinnung, und ihre Ruhe ist zu gleichgültig, als daß der künftige Zustand ihrer höchsten Verklärung daraus hervorgehen sollte. Die Kopfstellung ist mit dem übrigen Körper zu gerade. Auch läßt sich, was die Bearbeitung betrifft, von diesem Kunstwerke, wie sonst von manchem anderen sagen, es sey fertig, aber nicht vollendet. Übrigens das Verdienstliche daran verkennen wir ganz und

gar nicht. Es ist eine Psyche nicht ohne Seele. Geschichtlich war sie das Bildwerk eines damals noch jungen Künstlers, der sie nunmehr, nach einer langen Reihe von Jahren, aufstellt, und von dem Thorvaldsen Gutes voraus verkündigte, das aber mannichfach gehemmt, wir wissen nicht, ob durch innere oder äußere Störung, nur zum Teil in Erfüllung gegangen ist.“<sup>31)</sup>

Allerdings kann eine Jugendarbeit, als Lotteriegewinn weggegeben, wohl nicht als Lebenswerk allzu streng beurteilt werden. Auch der Rezensent fügte seiner damaligen Beurteilung Raufers als Aufwertung noch den Hinweis auf das Standbild Großherzog Ludwigs an, das seiner Meinung nach als „höchst gelungen angesehen werden kann und schon lange eine öffentliche Besprechung verdient“.

## Das bildhauerische Werk von Alois Raufer 1813–1838

### 1. Die Najaden-Gruppen im Schloßgarten Karlsruhe 1813–1817

Diese erste uns bekannte und erhaltene Arbeit Raufers ist zwar ein Anfänger-Werk und auch nach fremdem Entwurf ausgeführt, erscheint aber trotzdem als beachtenswerte bildhauerische Leistung eines gerade Zwanzigjährigen.

Bei einer 1813 begonnenen Umgestaltung des Platzes in der Mittelachse vor dem Schloß waren beidseits zwei größere Wasserbecken mit figürlichen Plastiken vorgesehen. Hofbildhauer Kayser erhielt den Auftrag, ein Modell anzufertigen, während die Ausführung der Figuren, vermutlich auf Betreiben Weinbrenners, „dem damals noch jungen Aloys Raufer übertragen wurde, der nun erstmals in seiner Laufbahn die Möglichkeit erhielt, sich an Großskulptur zu erproben.“<sup>32)</sup> Die Bedingungen wurden in einem Vertrag vom 7. August 1813 fest-

gelegt, wobei als Honorar 2000 fl vereinbart waren.

Doch Verzögerungen verschiedenster Art, nicht zuletzt durch Raufer selbst bedingt, zogen die Fertigstellung in die Länge, so daß Raufer auch in finanzielle Bedrängnis geriet. Er wandte sich deshalb mit einer Bittschrift Anfang 1816 an den Großherzog: „Unerfahren in großen Arbeiten ahnte ich nicht wie schwer es einem Anfänger wird, vom kleinen Unbedeutenden ins Collosale über zu gehen, mein Geschäft ging ohngeachtet meines Fleißes wenig von statten, ich gebrauchte schon so viel Zeit zu den groben Arbeiten, als ich kaum zur gänzlichen Vollendung verwendet haben sollte.“

Weinbrenner bestätigte auf Anfrage, Raufer besitze die nötigen Fähigkeiten um ein guter Bildhauer zu werden, und so bewilligte der Fiskus eine Aufbesserung.<sup>33)</sup> Da auch die Wasserbassins nicht rechtzeitig fertig waren, stellte man die von Raufer mit letzter Anstrengung beendeten Figurengruppen erst 1817 an ihrem Standort auf. Eine sehr gute Beschreibung der Figurengruppe entnehmen wir der schon erwähnten Bestandsaufnahme Karlsruher Denkmäler, Brunnen und Freiplastiken ... (von Gerhard Kabierske):

„Die beiden Figurengruppen Raufers wurden in der Mitte der Bassins aufgestellt (siehe Abb. 4). Über einem quadratischen Sockel und einer runden Plinthe reihen sich Schulter an Schulter im Kreis drei weibliche Gestalten mit Blick zum Brunnenrand. Sie sind als Dreiviertelfiguren aus dem Sandsteinblock herausgearbeitet, dessen stehengelassener Kern mit reliefierten Schilfblättern kaschiert ist. Mit erhobenem linken Arm tragen sie über den Köpfen eine voluminöse runde Schale, über deren Rand das Wasser in einem dünnen Schleier vor den Figuren in das Becken hinabfällt. Jeweils mit ihrer rechten Hand raffen sie ein antikisierendes langes Gewand, das die rechte Brust frei läßt. Unter dem dünnen Stoff zeichnet sich die kontra-

*postische Haltung des Körpers deutlich ab. Trotz der typisierten Posen wirken die Figuren keineswegs schematisch. Auf den ersten Blick kaum wahrnehmbare Unterschiede der Gesichtszüge, der Handhaltung und des Faltenwurfes verlebendigen das Erscheinungsbild.*

Najaden sind antike Naturgöttinnen, zählen zu den Nymphen und sind als Beschützerinnen des Wassers verehrt worden. Da sie immer in Gemeinschaft auftreten, liegt deshalb die Dreiergruppierung nahe, wie sie auch hier gewählt wurde. Ursprünglich standen die beiden die Wasserschalen tragenden Najaden-Gruppen nicht wie heute auf einem unvermittelt aus dem Bassin aufsteigenden Steinwürfel, sondern sie waren zu ihren Füßen mit natürlichem Bewuchs aus Schilf, Farn und Moos in einem ihrem mythologischen Lebensraum entsprechenden Untergrund eingebunden.

„*Daß es sich bei den Figurengruppen nicht um künstlerisch hochrangige Werke handelt*“, kann akzeptiert werden. Der Ansicht jedoch, daß „*der junge unerfahrene Bildhauer Raufer von der Umsetzung des Modells in Stein sichtlich überfordert war*“, wird mit den vom betreffenden Autor selbst gegebenen Hinweisen widersprochen, da er selbst erklärt, man könne sich von der Qualität des Modells von Bildhauer Kayser keine Vorstellung mehr machen, da das Terrakotamodell verloren ging. Außerdem soll nach der gleichen Quelle die originale Raufersche Oberfläche der Statuen nicht mehr vorhanden sein, da durch die Nutzungsart verständlicherweise Schäden aufgetreten waren, die teils durch Ausbesserungen, teils durch Nacharbeiten behoben wurden. Zudem stürzte eine der Najaden-Gruppen 1944 um und mußte aus den Bruchstücken wieder zusammengesetzt werden.

Wenn wir also alle diese Einwirkungen im Verlaufe der Zeit, die unbekannte Qualität des Kayserschen Modells und die obige, recht positive Beurteilung berücksichtigen,

so darf man wohl nach dem heutigen, noch immer recht befriedigenden Erscheinungsbild der Najaden-Brunnenfiguren die bildhauerische Leistung des damals wirklich noch unerfahrenen, gerade 20jährigen Alois Raufer nicht zu gering werten.

## **2. Engel und Merkur auf Evangelischer Stadtkirche und Rathaus in Karlsruhe (Modelle 1814 bis evtl. 1824)**

Zwar ist aus zahlreichen Literaturstellen zu entnehmen, Raufer habe die Modelle für die beiden einander hoch in Lüften gegenüberstehenden „Wahrzeichen“ auf den Turmspitzen von Stadtkirche und Rathaus entworfen, so trifft dies auch mit größter Wahrscheinlichkeit zu, doch belegen läßt sich dies nach heutigem Kenntnisstand leider nicht. Planungs- und Ausführungszeitpunkt, gestalterische Formen und die maßgebende Entscheidungs-Mitwirkung Weinbrenners lassen die Autorschaft Raufers aber beinahe zur Gewißheit werden.

Bereits 1814 müßte das Modell des Engels geschaffen worden sein, weil zu diesem Zeitpunkt Blechnermeister Drechsler in Karlsruhe sowohl die Eindeckung des Turmdaches als auch die Anfertigung von Knopf und Engel aus dem Kupferblech der Klosterkirche zu St. Blasien in Auftrag erhalten hatte. Den „*Knopf mit dem Postament und mit dem Engel*“ hatte er in vergoldeter Ausführung um 1000 fl übernommen.<sup>34</sup>) Um diesen Betrag einzusparen, kam bei der zuständigen Kommission der Gedanke auf, ein „*Opferbecken mit brennenden Flammen*“ ausführen zu lassen, um so mehr, „*als der vorgeschlagene Engel in seiner äußersten (großen) Höhe und in der Voraussetzung, daß er schön ausgearbeitet werde, seinen ästhetischen Wert verliere, im Gegenteil aber, bey mißlungener Ausarbeitung mehr Stoff zur Mißdeutung als zur Bewunderung gibt*“.



Abb. 6 Nach dem Krieg erneuerte Engelsfigur der Evangelischen Stadtkirche

Vermutlich Weinbrenner selbst setzte diesen Überlegungen entgegen: „Kann nicht mehr abgeändert werden, da bereits der Knopffertig und an der Figur des Engels gearbeitet wird. Ein Vaßen (Opferbecken) paßt obnehin nur auf Garten- oder Lusthäuser und wird deshalb keine passende Verzierung, indem auch in meteorologischer Hinsicht die Figur des Engels signalisierender erscheinen wird“. Die Bauzeit der Evangelischen Stadtkirche wird von 1807–1815 angegeben, eine Einweihungsfeier fand dann erst am 2. Juni 1816 statt.<sup>35)</sup>

Den im Kriege 1944 mit der Kirche zerstörten Kirchturm-Engel ersetzte man beim Wiederaufbau in den 50er Jahren durch ein neu von Metallbildhauer und Silberschmied Hayno Focken in Lahr gefertigtes Exemplar. Für ihn war diese 4,70 m hohe Engelsfigur die erste größere Arbeit nach dem Kriege, aus Kupfer frei getrieben und vergoldet, genau dem erhalten gebliebenen Modell nachgebildet.<sup>36)</sup>

Merkur, der heidnische Gott des Handels und Gewerbes, aber auch der Spitzbuben und Diebe, auf dem gegenüberliegenden

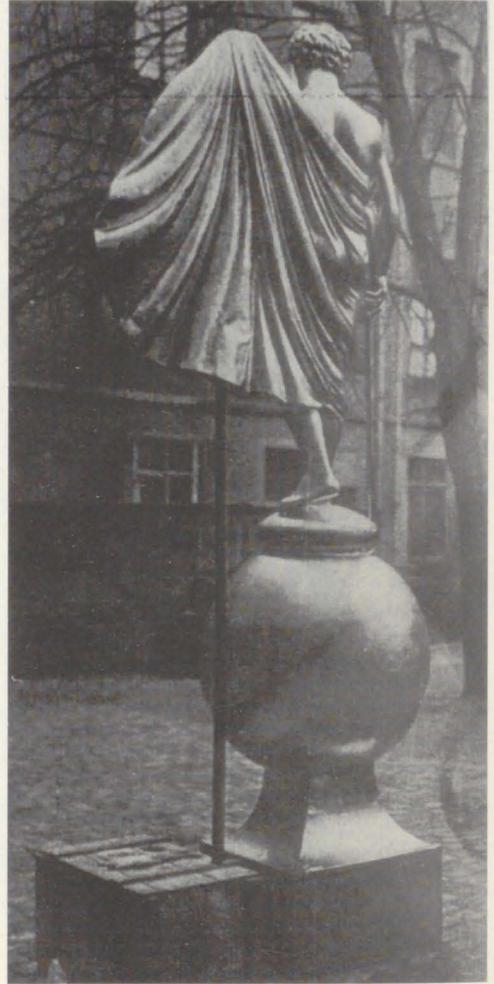


Abb. 7 Rathaus-Merkur, zur Reparatur 1927 abgenommen

Rathausturm überstand den Krieg ohne größere Blessuren, obwohl auch das Rathaus der Stadt beträchtliche Schäden erlitt. Auch seine Entstehungsgeschichte bietet anekdotische Züge, wenn wir erfahren, daß Architekt Weinbrenner beträchtliche Schwierigkeiten hatte, den Schirmherrn der Gauner auf der Rathaus-Turmspitze zu plazieren. Sinnigerweise war nämlich dieser Turm als Karlsruher Gefängnis errichtet worden. Da sich gewichtige Hindernisse der Idee Weinbrenners entgegenstellten, holte er schließ-

lich selbst die Entscheidung des Großherzogs ein, der sich für den Merkur entschied mit der Bemerkung, dieser diene in seiner Haltung „als Wegweiser wo der Wind herkommt“.<sup>37)</sup> Über den Ausführenden und den Zeitpunkt der Herstellung gab eine aufgedundene Inschrift Auskunft, als man 1927 den Rathaus-Merkur zur Überholung und Neugoldung heruntergenommen hatte. Auf einem Kupferschild fand sich die Angabe: „Gefertigt von F. Becker, Kupferschmied in Karlsruhe 1825.“ Der Durchmesser der

# BADISCHE HEIMAT



## KARLSRUHE

15. JAHRGANG · JAHRESHEFT 1928

Abb. 8 Merkur als Titelfigur der Monographie „Karlsruhe“ der Badischen Heimat.

Kugel mißt 85 cm. Hirsch bemerkt: „Die Modelle für beide (Engel und Merkur) werden wohl von Raufers Hand stammen.“<sup>38)</sup> Da das Rathaus 1825 eingeweiht wurde und auch die Anfertigung des Merkur in jenem Jahre vor sich ging, muß das Modell durch Raufers spätestens 1824 geliefert, kann jedoch auch bereits 1814 gleichzeitig mit jenem des Engels entstanden sein. Die später aufgekommene Behauptung, Engel und Merkur stammten von St. Blasien und seien nach dem dortigen Brand 1878

abmontiert und nach Karlsruhe gebracht worden, entbehrt jeder sachlichen und chronologischen Richtigkeit. Es ist reine Sage, die nur den berechtigten Hintergrund hat, daß das Kupferblech, aus welchem die Figuren angefertigt sind, dem nach der Säkularisation demontierten Dachdeckungsmaterial der Klosterkirche in St. Blasien entstammt. Abschließend sei noch vermerkt, daß auch der Landesverein „Badische Heimat“ den Rauferschen Merkur vom Rathhausturm als Titelfigur für das Jahresheft „KARLSRU-

HE“, 1928, 15. Jahrgang seiner Zeitschrift für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat- und Denkmalschutz gewählt hat. Diese Abbildung stellt einen guten Bezug zur vorliegenden Lebens- und Werkbeschreibung Raufers und der „Badischen Heimat“ her (Abb. 8).

### 3. Madonnenfigur Raufers für das Freiburger Münster (1822–1823)

Nachdem in Karlsruhe 1821 die auf Betreiben Weinbrenners dem Bildhauer Raufer zgedachten Arbeiten, weswegen er ihn auch aus Rom zurückgerufen hatte, sich verzögerten, zeigte Raufer auch Interesse an einem schönen kirchlichen Auftrag, der ihm in seiner „Vaterstadt“ Freiburg angeboten worden war. Dort hatte eine „Verschönerungs-Kommission“ begonnen, bedingt durch die eingetretene Änderung des Kunstgeschmacks, Altäre und Figuren aus dem Münster zu entfernen, um es von „*aller barbarischen Unzier des Barocks*“ zu reinigen.<sup>39)</sup> Ein Marien- und ein Josefsaltar wurden bestellt, wozu für den Figurenschmuck ein geeigneter, anerkannter Künstler gesucht wurde.

Im Protokoll der Verschönerungs-Kommission vom 12. Oktober 1822 findet sich dazu folgende Bemerkung: „*Zum Glück befindet sich gerade ein sehr vorzüglicher, in Rom gebildeter Künstler, welcher schon durch mehrere sehr gelungene Werke die Aufmerksamkeit der Kenner erregt hat, nämlich Bildhauer Raufer hier in Freiburg.*“<sup>40)</sup>

Bei den anschließenden Verhandlungen mit Alois Raufer forderte dieser zunächst für jede Figur 1000 fl, ging auf 600 fl zurück und übernahm schließlich auf Zureden der Baubeamten Moller und Arnold alle sechs Statuen für 2640 fl. Damit war auch die Kommission einverstanden und schloß mit Raufer einen Vertrag. Er sollte die erste Statue innerhalb 6 Monaten und alle 4 Monate eine weitere liefern.

Raufer lieferte von den sechs Statuen aber 1823 nur die erste, eine Marienfigur, die das Kunst-Blatt, vermutlich durch den Karlsruher Professor Aloys Schreiber, wie folgt beurteilte: „*Kunstmachrichten aus dem Badenschen: Herr Raufer, ein junger Bildhauer, der seine Studien mit schönem Erfolg in Rom gemacht, hat für den Münster seiner Vaterstadt Freyburg eine Madonna mit dem Kinde verfertigt; sie ist in einem edlen, einfachen Style gearbeitet, und mit Geist und Geschmack ausgeführt. Einige Geistliche sollen gegen die Aufstellung seyn, weil ihnen die zarten weiblichen Formen gefährlich erscheinen. Ist denn das Fleisch so willig und der Geist so schwach?*“<sup>41)</sup>

Auch Kempf bestätigt, die von Raufer abgelieferte Marienfigur sei „*sehr vorzüglich ausgefallen*“, und doch wurde sie nicht im Münster aufgestellt. Einmal der diffizilen Kunstauffassung der Geistlichkeit wegen, zum anderen auch deswegen, weil Raufer trotz der Bemühungen der Freiburger Auftraggeber bis 1825 weitere Figuren nicht lieferte. Er hatte jetzt in Karlsruhe genügend Arbeit, und so wurde der Auftrag schließlich annulliert und die Verschönerungs-Kommission ließ die bisher von Raufer in Gips zu fertigenden Figuren jetzt für weit weniger Kostenaufwand in Holz anfertigen.

Die Raufersche Madonna war in Freiburg in der Versenkung verschwunden und erst 15 Jahre später kam sie wieder zu Ehren. Erzbischof Ignaz Demeter bat am 2. April 1838 die staatlichen Behörden um Überlassung für den privaten Gebrauch in einer geplanten Klausnerhütte seines Gartens. Er schrieb: „*Die Statue sei so unglücklich ausgefallen, daß sie von den damaligen Kunstrichtern der Aufstellung im Münster für unwürdig erklärt wurde und jetzt schon mehrere Jahre in einem Verschlag des Hausganges im Nebengebäude der Kustodie verwahrt liege. Obwohl sein Augenschein (d.h. seine eigene Besichtigung) das Urteil bestätigt fand, fühle er doch Mitleid darüber, daß das Bild im*

*Grabe vermodern oder unbenützt liegen bleiben sollte.“*

Über das weitere Schicksal der Madonnenstatue ist nichts bekannt. Möglicherweise war tatsächlich der Stilunterschied zwischen den neugotischen Altären und der klassizistischen Kunstauffassung der Madonna von Raufer unvereinbar.

#### **4. Bildhauerarbeit an vier Karlsruher Stadtbrunnen (1823 – 1825?)**

Öffentliche Brunnen waren in Karlsruhe erste Objekte der in der Weinbrennerzeit beginnenden Denkmal-Epoche. Denn zunächst waren allgemein zugängliche Brunnen auf öffentlichen Plätzen notwendige Einrichtungen für Marktplätze und die Wasserversorgung der Stadtbevölkerung. Sie sollten aber gleichzeitig auch zum Schmuck der Platzanlagen dienen.

Für die zwischen 1790 und 1820 um das Vierfache an Einwohnern angewachsene junge Stadt Karlsruhe war die Wasserversorgung zum Problem geworden. Ab Oktober 1821 bemühte sich deshalb eine zu diesem Zweck eingesetzte „Wasserleitungs-Kommission“ um die technische und finanzielle Vorbereitung und Ausführung einer Wasserzuleitung aus Quelfassungen bei Durlach. Oberbaudirektor Friedrich Weinbrenner war als Mitglied der Kommission für Planung und Erstellung der Stadtbrunnen und Baudirektor Joh. Gottfried Tulla für die Wasserleitung selbst zuständig.<sup>42)</sup>

Schon am 22. April 1822 konnte der Kommission-Vorsitzende, Ministerialrat Winter, die von Weinbrenner entworfenen Projekte an elf verschiedenen Standorten in der Stadt für laufende Brunnen, die es bis dahin in Karlsruhe nicht gab, dem Großherzog zur Zustimmung vorlegen. Dieser genehmigte zwar die aquarelliert ausgeführten Zeichnungen, entschied jedoch verschiedentlich andere Entwürfe zu den einzelnen Standorten. Über die Ausführung des figürlichen

Schmuckes aller vorläufig sechs, auf Kosten der Wasserleitungskasse zu erstellenden Brunnen schloß die Kommission mit Bildhauer Alois Raufer am 15. Juli 1823 einen Sammelkontrakt. Unter den Objekten waren auch die beiden bedeutenderen und hier gesondert zu behandelnden Brunnen-Denkmale auf dem zentralen Marktplatz und dem Rondellplatz.

Für den Platz vor dem damals neuen Spital, heute Lidellplatz, auf dem auch der Holzmarkt eingerichtet war, wählte Großherzog Ludwig jenen Entwurf Weinbrenners aus, den dieser für den Ludwigsplatz vorgesehen hatte. Auf dem Spitalplatz erhielt der Brunnenstock die stilisierte Form einer Palme mit Feuerschale, die nach dem Planer die kurz zuvor stattgefundene Vereinigung der reformierten und lutherischen Kirchen symbolisieren sollte und damit eine gewisse Denkmalsfunktion erhielt.

Welchen Umfang die bildhauerisch von Raufer an den einzelnen Brunnen auszuführende Leistung hatte, ist hier, wie an den übrigen Brunnen, nicht konkret präzisierbar, und auch der genaue Zeitpunkt ihrer Ausführung ist unbekannt. Jedenfalls waren die Arbeiten zur Zeit der Einweihung der Wasserleitungsanlage noch längst nicht fertiggestellt. Der Spitalplatzbrunnen diente bis 1872 dem ursprünglichen Zweck als Marktbrunnen, mußte dann jedoch, obwohl noch gut erhalten und funktionstüchtig, einem neuen, dem Spital-Wohltäter Lidell gewidmeten Brunnen weichen.

Der Brunnen auf dem Ludwigsplatz, auf dem seit 1827 wöchentlich dreimal „Viktualienmarkt“ abgehalten wurde, entstand somit ebenfalls aus Nützlichkeitsgründen. Hierher wählte der Großherzog den von Weinbrenner zum Linkenheimer-Tor-Platz geplanten Entwurf, der – eine seltene Erscheinung zu jener Zeit und besonders für den „Klassizisten“ Weinbrenner – mit typisch gotischen Formen und Teilen gestaltet war. Auch hier ist ungewiß, welche Schmuckteile von Raufer

aufgrund seines Vertrages mit der Wasserleitungs-Kommission vom 15. Juli 1822 stammen.

Trotz mehrfacher baulicher und verkehrstechnischer Veränderungen des Ludwigsplatzes, zum Beispiel durch Verlegung des Marktes auf den Stephansplatz nach 1900 und die Umwandlung in einen Parkplatz in den 60er Jahren, überstand der Brunnen bis in die Jetztzeit. 1977 wurde bei der Umgestaltung des Platzes in eine verkehrsberuhigte Zone auch der Brunnen restauriert und erneut zur Geltung gebracht.

Die wohl kürzeste Lebensdauer der vier Brunnen hatte jener am Linkenheimer-Tor-Platz, jetzt Akademieplatz, da hier schon 1842 der Weinbrenner-Brunnen für den neuen Kunsthallenbau von Hübsch weichen mußte. Es war zwar eine Wiederverwendung der abgebauten Brunnenteile vorgesehen, doch ist von einem neuen Standort nichts bekannt.

Anstelle des „gotischen“ Modells kam durch die Entscheidung des Großherzogs hierher ein Brunnenbeispiel, das in der Form an klassizistische Grabmäler jener Zeit erinnerte.

Der letzte dieser zur neuen Wasserleitung erstellten Brunnen hatte seinen Standort im Hof der 1804 von Weinbrenner errichteten Infanteriekaserne (jetzt Hauptpostgelände). Von ihm gibt es im Gegensatz zu den vorstehend beschriebenen Brunnen keinen originalen Plan Weinbrenners, doch besteht keinerlei Zweifel, daß auch dieser aus seiner Hand stammt. *„Wie der Brunnen auf dem Spitalplatz sollte nach Weinbrenners Vorschlag auch dem Brunnen für den Kasernenhof eine denkmalhafte Funktion zugewiesen werden, indem er an die in den Napoleonischen Kriegen gefallenen badischen Soldaten erinnerte. Die Verbindung Brunnen und Kriegerdenkmal war damals noch ungewöhnlich.“*<sup>43)</sup>

Da es von der Form dieses Brunnens nur unzureichende Darstellungen gibt, wird ver-

mutet, daß der im achteckigen Wasserbecken stehende Brunnenstock einer plastischen Arbeit als Sockel diene, wobei es sich wohl um eine kriegerische Trophäe handelte. *„Diese wäre dann als eine Arbeit des Bildhauers Aloys Rauffer anzusehen, der sich vertraglich zur Ausführung der Bildhauerarbeit an allen neu zu errichtenden Brunnen verpflichtet hatte.“* Dieses Brunnen-Denkmal im Kasernenhof kann nur bis 1897 bestanden haben, da an Stelle der Kaserne damals die Hauptpost erbaut wurde.

## 5. Das Großherzog-Karl-Denkmal am Rondellplatz (1822 – 1832)

Dieses und auch das nachfolgend beschriebene Großherzog-Ludwig-Denkmal sind wohl die bekanntesten und bedeutendsten Werke des Bildhauers Alois Rauffer. Jede Literaturstelle, welche diese Karlsruher Kunstobjekte erwähnt oder beschreibt, nennt auch die Beteiligung unseres Künstlers, wenn auch oft unzureichend differenzierend angegeben.

Bereits die frühesten Stadterweiterungs-Planungen nach Süden enthalten den Rondellplatz als Abschluß der Schloßstraße und ab 1790 auch das Obelisk-Projekt als Blickfang, den auch Friedrich Weinbrenner bei seinem General-Bebauungsplan von 1797 beibehielt. Doch erst nach den Befreiungskriegen konnte an derartige Monumente gedacht werden, und so wurde Ende 1818 Architekt Dyckerhoff beauftragt, den Obelisk am Rondellplatz als Denkmal für Großherzog Karl, unter dessen kurzer Ära die Badische Verfassung entstand, konkret zu planen. Seine Vorstellungen blieben aber unausgeführt, und erst die seit 1821 wirkende Wasserleitungs-Kommission griff das Obeliskprojekt im Rahmen ihrer Brunnenplanungen wieder auf. In einem Gutachten vom 4. März 1822 wird unter den übrigen neuen Stadtbrunnen auch jener für den Rondellplatz genannt. Auch befand sich unter den weinbrenner-



Abb. 9 Detailaufnahme vom Großherzog-Karl-Denkmal: Greif

schen Entwürfen, die am 24. April 1822 vorgelegt worden waren, auch jener für diesen Platz, „zugleich das Denkmal für seine Kgl. Hoheit, den Höchstseeligen Großherzog Karl“. Von einem Erinnerungsmal für die Verfassung ist jetzt nicht mehr die Rede, da der neue Großherzog Ludwig kein Freund der Verfassung und der konstitutionellen Monarchie war.<sup>44</sup>) Die nicht gerade einfache Aufgabe des Entwurfsverfassers war es also, eine organische Verbindung der Elemente Obelisk, Brunnen und Denkmal zustande zu bringen, was Weinbrenner recht glücklich zu lösen verstand.

Auf seitlich des würfelförmigen Obeliskensockels angeordneten länglichen Blöcken, zwischen die auch die Brunnenschalen eingespannt waren, sollten zwei Greifen, die badischen Wappenhalter-Tiere, Platz nehmen und den Obelisk flankieren. Mit

geringen Änderungen genehmigte der Großherzog diese Planung am 30. April 1822.

Für die figürlichen Bestandteile des Denkmal-Brunnens, d.h. vorläufig für die beiden Greifen, die ursprünglich in Bronze gegossen werden sollten, dann aber in Sandstein gehauen wurden, und für die Löwenmasken der Auslaufrohr-Rosetten war auch hier Bildhauer Raufer aufgrund des Rahmenvertrages vom 15. Juli 1823 zur Leistung verpflichtet, und zwar sollte er die Greifen „hinten sitzend und vorne stehend mit aufgestellten Flügeln ausführen und pro Skulptur 1800 fl erhalten“.

Weil der Obeliskens-Monolith beim Transport zerbrach, war eine Korrektur des Entwurfes erforderlich, die Weinbrenner 1823/24 in einem Plan vornahm. 1826 waren zwar die Sockelteile und die Einfriedigung

vorhanden, nicht aber die Greifen und der Obelisk. Erstere wurden von Raufer erst im September 1827 fertiggestellt, jedoch nicht sitzend, sondern wegen der günstigeren Wirkung auf den verkürzten Obelisk, liegend mit aufgerichtetem Kopf ausgeführt. Baudirektor Heinrich Hübsch, eben Nachfolger Weinbrenners geworden, beurteilte die fertigen Greifen für die Wasserleitungs-Kommission als „*sehr gelungene Kunstwerke*“. Er wollte jedoch die Köpfe etwas lebhafter gestaltet sehen, „*was indessen durch Nacharbeiten leicht erreicht werden kann*“. Erst nach dem Ableben Großherzog Ludwigs am 30. März 1830 konnte das Monument zur „Verfassungssäule“ werden. Sie wurde mit dieser volkstümlich gewordenen Bezeichnung erstmals von J. Bader erwähnt, die verdeutlicht, daß nun diese Bedeutung Hauptakzent geworden ist. Einen Hinweis auf die Verfassung gibt es am Denkmal lediglich mittelbar über das erst 1832 angebrachte, nach dem Modell Raufers in Bronze gegossene Bildnis-Relief Großherzog Karls und der Inschrift: > **DEM GRÜNDER DER / VERFASSUNG / DIE DANKBARE STADT / CARLSRUHE** <.

Verwitterungsschäden zwangen 1911 zu einer vollständigen Erneuerung der beiden Greifen. Während im Zweiten Weltkrieg die schöne klassizistische Platzbebauung zerstört wurde, blieb der Rondell-Denkmalbrunnen weitgehend unbeschädigt. Frühere Ausbesserungen wurden dann 1986 bei einer Reinigung und Restaurierung des gesamten Objekts fachgerecht erneuert.

Präzisieren wir noch einmal den Anteil von Bildhauer Alois Raufer am Gesamt-Monument. Von ihm wurden geschaffen bzw. modelliert: die beiden Greifen aus rotem Heilbronner Sandstein, Ausführung der Brunnenbecken-Reliefs in rotem Sandstein, Modell der Löwenmasken und des Medailonbildnisses von Großherzog Karl. Auch die Gestaltung der Inschriften dürfte der Hand Raufers entstammen.

## 6. Großherzog-Ludwig-Denkmal am Marktplatz (1823 – 1833)

Wie auch beim Rondell-Obelisk beginnt die Entwicklungsgeschichte dieses Brunnen-Denkmal bereits Ende des 18. Jahrhunderts. Weinbrenner gliederte in seinem Entwurf das südliche Stadterweiterungsgebiet in einen Wochenmarktplatz mit dem Pyramidendenkmal für den Stadtgründer Markgraf Karl Wilhelm und den zwischen die flankierenden Monumentalbauten Evangelische Stadtkirche und Rathaus gelegten Holz- und Viehmarktplatz, wo er ebenfalls in die Nord-Südachse einen Brunnen mit Standbild einpflanzte.<sup>45)</sup>

Durch die Wasserleitungs-Kommission wurde dann hier der Hauptbrunnen der Stadt mit vier Auslaufrohren noch während der Bauzeit des Rauthauses (1821–1825) erstellt, der mit den übrigen Brunnenprojekten 1822 von Weinbrenner geplant und vom Großherzog genehmigt worden war. Eine Mitwirkung Raufers bei der Brunnenplanung 1821/22 erscheint nicht ausgeschlossen, ist jedoch nicht belegbar. Planbeschreibung:

„*Der Brunnenstock steigt aus der Mitte des Beckens und erscheint über dem Wasserspiegel als ein nahezu würfelförmiger Quader mit vier Löwenmasken als Wasserspeier. Eine darüberliegende achtseitige Platte vermittelt zwischen dem viereckigen Block und einem Rundsockel mit Basis, Schaft und Gesims. Ein Palmettenband, eine mehrzeilige, nur angedeutete Inschrift mit einer Tafel, Taenien und Blattgirlanden sowie ein abschließendes Kranzgesims verzieren den ansonsten schmucklosen Brunnenschaft. Eine runde Platte mit Hohlkehle leitet zu einer Rundplinthe über. Sie dient als Standfläche für die Figur des Großherzogs, der in Uniform und Mantel sowie mit einer auffallend gezierten Geste der rechten Hand dargestellt ist.*“

Im Vertrag, vom 15. Juli 1823, den Weinbrenner im Auftrag der Kommission mit Raufer abschloß, sind einige instruktive

Aussagen über die Aufgabenstellung und die Bedingungen der Ausführung enthalten:  
„1. fertigt Hr. Bildhauer Raufer die Bildsäule S. Kgl. Hoheit in dem vorgeschriebenen Maas von 8 Schuh Höhe in der Attitute mit der modernen Generals-Uniform mit einem Fürstenmantel wie solches bereits das vorhandene kleine Modell anzeigt (das vermutlich von Raufer angefertigt war), von dem Sandstein, welcher ihm die Commission auf ihre Kosten aus dem Heilbronner Steinbruch an seine Werkstätte bringen lassen wird.

2. da diese Bildsäule als ein Kunstwerk zu betrachten (ist), so verspricht sich die Commission, daß sich Hr. Raufer als ein vorzüglicher talentvoller Künstler dem die Commission diese Arbeit, welche der hiesigen Residenzstadt eine besondere Zierde geben soll, anvertraut, allen Fleiß und Mühe geben wird, die Statue so viel als möglich vollkommen zu fertigen und in dieselbe durch alle Theile soviel Ähnlichkeit zu legen, daß man das Bildnis und die Ähnlichkeit S. Kgl. Hoheit in derselben nicht verkennt.

3. erhält Raufer für alle obgedachten Fertigungen der Statue mit Inbegriff aller seiner Auslagen die Summe von 4000 fl, sage viertausend Gulden und zwar in verschiedenen Terminen nach Maßgabe der vorgerückten Arbeit.“

Zunächst war die Ausführung der Statue in Eisenguß vorgesehen; doch zumindest seit der Auftragserteilung im Juni 1823 die Sandstein-Version entschieden. Da Raufer offenbar zuvor für das Guß-Modell gearbeitet hatte, klagte er später dem Großherzog: Dies hatte „für meine Lage höchst beachtliche Folgen, daß mir Zeit und Verdienst entging“. Wie hoch dieser vergebliche Aufwand gewesen war, läßt sich aber nicht erkennen. Außerdem gibt Raufer in diesem Brief als weitere Begründung für die Verzögerung der Fertigstellung des Standbildes eine „öfters wiederkehrende Kränklichkeit“ an.

Als dann am 5. Januar 1824 die neue Wasserleitung durch eine offizielle Einweihungsfeier

der Bestimmung übergeben wurde, waren auf dem Marktplatz erst die Brunnenteile vorhanden, wobei auf dem Brunnenstock eine von Raufers Hand stammende Büste des Großherzogs die spätere Statue vertrat.<sup>46)</sup>

Auch beim Tod Weinbrenners am 1. März 1826 waren weder die Bildhauerarbeiten des Karls- noch des Ludwigs-Denkmal fertig und erst im September 1827 meldete Raufer die Herstellung des Modells und den Beginn der Steinmetzarbeit am Standbild Ludwigs. Auch Großherzog Ludwig starb am 30. März 1830 noch vor der Aufstellung „seiner“ Denkmalstatue, und im Dezember 1830 berichtete Raufer über den Stand der Arbeiten dem neuen Großherzog Leopold: „Nun war ich unermüdet, die beiden Greife zu fertigen (für das Karls-Denkmal), welche jetzt am Orte ihrer Bestimmung aufgestellt sind, die Statue (Großherzog Ludwigs) aber und andere Kirchenarbeiten (Relief Mühlhausen?) habe ich ihrer Vollendung nahegebracht.“

Nachdem man Raufer zwei Jahre später noch einen Gehilfen bewilligt hatte, konnte er am 12. Juli 1833 endlich die Beendigung der Arbeit melden. Galeriedirektor Frommel und zwei weitere Kunstexperten wurden abgeordnet zu prüfen, ob die Figur „als völlig ausgearbeitet betrachtet werden könne“, was diese auch melden konnten.<sup>47)</sup> Die Unversehrtheit der aufgestellten Statue bestätigte Raufer dem Mauermeister Holb am 28. September 1833; somit hatte das Standbild jetzt seinen künftigen Standort bezogen. Von den kunstverständigen Zeitgenossen wurde die Statue durchweg positiv beurteilt. Die Meinung von Dr. Aloys Schreiber im Kunst-Blatt von 1838 wurde bereits wiedergegeben. Füssli, der Schweizer, urteilt 1842, allerdings mit dem falschen Namen „Raumer“ für Raufer: „Für recht gelungen halten wir eine Statue des vorigen Großherzogs von Baden, Sandstein, kolossal (gemeint ist die Größe der Statue), auf dem Brunnen zwischen der protestantischen Kir-



Abb. 10 Ansicht des 1955 erneuerten Standbildes vom Großherzog-Ludwig-Denkmal in Karlsruhe

che und dem Rathaus stehend. Die Physiognomie soll, wie man versicherte, sprechend ähnlich sein, die Figur ist in der Zeichnung richtig, die Haltung im Ganzen ungezwungen, die Kleidung militärisch einfach, der Übermantel gut gewählt. In edlerem Material ausgeführt würde dieselbe Arbeit noch einen günstigeren Effekt hervorbringen.<sup>48)</sup> Bis zur Aufhebung des Wochenmarktbetriebes auf dem Marktplatz 1926 diente der Brunnen wirklichen Bedürfnissen, dann geriet die Anlage wie anderswo zwischen den Verkehrsstrom mit den bekannten Auswirkungen. Jetzt hatte das Monument nur noch die Funktion eines Denkmals für Großherzog Ludwig und seine Verdienste um die Wasserversorgung der Stadt. Andere Anerkennungen blieben ihm versagt, denn er starb „ohne in dem politischen Leben des

Landes erfreuliche Spuren zu hinterlassen.“<sup>49)</sup> Im Zweiten Weltkrieg wurde das Brunnenbecken durch Fliegerangriff stark beschädigt, hingegen war das Standbild des Großherzogs, das durch eine Holzverkleidung gesichert worden war, gut durch die Kriegszeit gekommen.

Doch nach Kriegsende traf es die Statue dann hart, denn die Verkleidung wurde verbrannt und die Figur umgestürzt. Gipsabgüsse und die Bruchstücke der Figur ermöglichten ab 1952 die Rekonstruktion eines Modells.

Nachdem zunächst keine Einmütigkeit über die Wiederherstellungsfrage bestand, konnte nach einem im Januar 1954 fertiggestellten, von Bildhauer Fritz Moser hergestellten Modell in der Steinmetzwerkstätte Schoch in Karlsruhe aus einem 150 Zentner schweren Maintäler Sandsteinblock die heutige Kopie



Abb. 11 Relief „Die Evangelisten“ in der Evangelischen Kirche Mühlhausen/Würm

hergestellt und am 23. November 1955 diese am Bestimmungsort aufgestellt werden.

### 7. Das Relief in der Evangelischen Kirche in Mühlhausen/Würm (um 1830)

Mühlhausen „im Hagenschieß“ war bis 1820 ein Dorf mit durchweg katholischer Religionszugehörigkeit. Dann trat Pfarrer Aloys Henhöfer mit der Hälfte seiner Pfarrkinder samt dem Ortsherrn, Freiherr Julius von Gemmingen, „um des Gewissens willen von der katholischen zur evangelischen Kirche über“.<sup>50</sup>) Zwar räumte von Gemmingen der neuen evangelischen Gemeinde in seinem Schloß im Ort die Nutzung eines Kirchenraumes, einer Schulstube und die Pfarrwohnung ein, doch wurde ein Kirchenneu-

bau baldigst betrieben und von vielen Seiten gefördert. Baudirektor Heinrich Hübsch plante und baute 1829/30 dieses neue Gotteshaus „östlich der Dorfstraße gegenüber dem alten Schloß auf dem ansteigenden Gelände gelegen ... Altar im Osten, in der (oben) halbrund geschlossenen Nische der sonst platten Ostwand die Kanzel. In der Lünette (verziertes Wandfeld) Stuckrelief von Aloys Rauffer, die vier Evangelisten mit ihren Symbolen darstellend. Höhe der Figuren etwa 1,30 m.“<sup>51</sup>) Rauffer erhielt dafür 500 fl. Das Relief zeigt entsprechend den Platzmöglichkeiten im Bogenfeld von links den sitzenden Evangelisten Lukas, dann stehend Johannes und Matthäus und rechts den wieder sitzend dargestellten Markus, alle mit ihren jeweils zugehörigen Symbolen: Stier, Adler, Mensch und Löwe.



Abb. 12 Ehem. Grabdenkmal Großherzog Karl Friedrichs in der Schloßkirche Pforzheim

Die Gesamt-Anlage wirkt sehr ausgeglichen, ruhig und harmonisch. Die Gestalten sind in klassischem Stil, natürlicher Haltung und bester Gewandformung gestaltet. Eine sehr ausgewogene, wohlgegliederte und stimmige Bildwirkung geht von diesem Relief aus, das als Kunstwerk diese einfache Dorfkirche wirklich schmückt.

## 8. Denkmal des Großherzogs Karl Friedrich in Pforzheim (1833)

Der geachtete und verehrte erste Großherzog Karl Friedrich von Baden wurde in der alten Grablege der badischen Markgrafen, in der Stifts- und Schloßkirche St. Michael zu Pforzheim, am 24. Juni 1811 beigesetzt. Sein Sohn und dritter Nachfolger, Leopold, Sohn aus zweiter Ehe, ließ dem Vater ein Denkmal in dieser Kirche setzen, das am 22. November 1833 eingeweiht wurde.<sup>52)</sup> Es stand inmitten des Chores, der mit älteren Grabtafeln rundum besetzt ist, war in gotischen Formen baldachinartig von Prof. Moßbrugger in Rastatt entworfen und in weißem Sandstein ausgeführt. In diesem 7,80 m hohen neogotischen Monument stand das Brustbild Karl Friedrichs aus carrarischem Marmor von Bildhauer Alois Raufer. Am Sockel des Denkmals waren die Inschriften angebracht: > **CAROLO FRIDERICO LEOPOLDUS FILIUS MDCCCIII** < (= Seinem Vater Karl Friedrich der Sohn Leopold 1833) und auf der Rückseite: > **MODERATE ET PRUDENTER** < (= > Mit Mäßigung und Klugheit <, dem Wahlspruch des Fürsten).<sup>53)</sup>

Bei der Bombardierung Pforzheims am 23. Februar 1945 wurde auch dieses filigrane Denkmal in der schwer beschädigten Schloßkirche zerstört; die Raufersche Büste Karl Friedrichs ist seit diesem furchtbaren Ereignis verschollen und wohl untergegangen.<sup>54)</sup> Bei Thieme-Becker findet sich allerdings die Angabe, von Raufer stammten zwei Büsten Großherzog Karl Friedrichs,

davon eine in Marmor für die Schloßkirche in Pforzheim.<sup>55)</sup> Von beiden Skulpturen ist jedoch offenbar keine mehr existent.

## 9. Zwei Plastiken an der ehem. Polytechnischen Schule (vor 1836)

Unter den nicht sehr zahlreichen noch original erhaltenen Schöpfungen von Alois Raufer nehmen zwei vor 1836 geschaffene lebensgroße, vollplastische Figuren, Johannes Kepler, der Astronom, und Erwin von Steinbach, der mittelalterliche Baumeister, als Idealfiguren der von ihnen vertretenen Lehrgebiete Mathematik und Architektur einen hervorragenden Rang ein.

Als am 7. Oktober 1825 durch Dekret des Großherzogs Ludwig die Polytechnische Schule in Karlsruhe errichtet und am 6. September 1832 durch eine Reform mit der Bauschule Weinbrenners und der Ingenieurschule Tullas vereinigt wurde, war diese Anstalt die erste ihrer Art in Deutschland und damit der Grundstein gelegt für die spätere Technische Hochschule bzw. Universität.<sup>56)</sup> An der Bauschule von Friedrich Weinbrenner soll auch Raufer als Bildhauer und Lehrer im Modellieren tätig gewesen sein, doch fehlen dafür die Nachweise.<sup>57)</sup> Der Nachfolger Weinbrenners, Heinrich Hübsch, baute für die neue Schuleinrichtung von 1832 bis 1836 ein eigenes Domizil in der Kaiserstraße, das jedoch schon 1859–1864 beträchtlich vergrößert werden mußte, was der Hübsch-Nachfolger Friedrich Theodor Fischer (1803–1867) dadurch löste, „daß der vorhandene Hübsch-Bau als Flügelbau verwendet, ein erhöhter Mittelbau mit großer Halle eingeschoben und ein gleichartiger Flügelbau errichtet wurde“.<sup>58)</sup>

Sowohl an den Haupteingängen des früheren Hübsch-Gebäudes als auch an der Erweiterung von Fischer, die beide als drei gekoppelte Rundbogenöffnungen „in byzantinischem Stil“ gestaltet waren, stan-



*Abb. 13 Restaurierte originale Standbilder Erwin von Steinbach und Johannes Kepler in der Eingangshalle des Universitätsbauamtes Karlsruhe*

den die beiden Rauferschen Figuren, „*Keppeler als Repräsentant der mathematischen Wissenschaften, Erwin von Steinbach als Repräsentant der Technik und Kunst*“, an den beiden Pfeilern auf Kämpferhöhe auf auskragenden Konsolsteinen.<sup>59)</sup>

Die Figuren überstanden den Krieg mit einigen Blessuren, im wesentlichen aber unversehrt. Erst die Luftverschmutzung der Nachkriegszeit setzte ihnen stärker zu. „*Die Originale, die zu beiden Seiten des ehemaligen Haupteinganges von der Kaiserstraße her standen, wurden 1976 restauriert und durch Kopien ersetzt ... Die Nachbildungen sind aus Epoxydharz hergestellt worden und zwar durch die Firma Hans-Volker Dursy in Ladenburg.*“<sup>60)</sup>

Die Originale befinden sich jetzt in gutem Zustand und stehen in der Eingangshalle des Universitätsbauamtes. Die beiden von Rauffer geschaffenen Standbilder haben noch heute, nach 150 Jahren, ihre Frische und Ursprünglichkeit, aber auch eine Selbstverständlichkeit in Erscheinungsform und Haltung bewahrt. Sie sind in ihrer realistischen Gestaltung von starrer Stilbindung befreit und überraschen in ihrer Zeitlosigkeit und Allgemeingültigkeit. In ihnen ist Alois Rauffer eine wirklich individuelle und eigenständige künstlerische Leistung geglückt, die nicht modern und kurzlebig war und ist, sondern qualitativ voll und von bleibendem Wert.

## 10. Drei Basreliefs an der ehem. Ludwigskirche in Freiburg (1839)

Eine der ersten Verwaltungsakte der neuen großherzoglich badischen Regierung nach dem Anfall Freiburgs und des Breisgaues 1806 war die Gründung einer evangelisch-lutherischen Pfarrei in der bisherigen vorderösterreichischen „Hauptstadt“. Konfessionelle Spannungen gab es deswegen kaum; die katholische Mehrheit zeigte sich duldsam, sogar großzügig:

„*Aus Dankbarkeit für die durch den Großherzog gewährte Unterstützung bei der*

*Errichtung des Erzbistums (Freiburg) beschließt der Magistrat der Stadt, Großherzog Ludwig ein Denkmal zu setzen. Der Großherzog nimmt dieses Anerbieten an, erklärt sich dann aber auch sofort einverstanden, als der Magistrat etwas später vorschlägt, das Geld statt für ein Denkmal für den Bau einer neuen protestantischen Kirche zu verwenden. Mit Schreiben vom 15. August 1828 macht der Magistrat dem protestantischen Kirchengemeinderat das Angebot einer Schenkung von 15000 Gulden als Grundstock für den Kirchenbau.*“<sup>61)</sup>

Die ins Spiel gebrachte Idee, die nutzlos gewordene Tennenbacher Klosterkirche nach Freiburg zu versetzen, wurde aufgegriffen, und Baudirektor Heinrich Hübsch widmete sich dieser Aufgabe so eingehend, daß schließlich aus der gotischen Zisterzienserkirche ein „romanisch-byzantinisches“ Gotteshaus geworden war. Außerdem verteuerten und verzögerten technische, gestalterische und finanzielle Probleme das Vorhaben so sehr, daß erst nach 10 Jahren Bauzeit am 26. Juni 1839 die Einweihung gefeiert werden konnte.<sup>62)</sup>

Unterlagen zu Vorplanung, Auftragsvergabe, Ausführung und Ablieferung der von Bildhauer Rauffer in Karlsruhe geschaffenen Reliefs in den Rundbogenfeldern über den drei Eingängen gibt es leider nicht. Jedenfalls ist anzunehmen, daß die Reliefs zum Zeitpunkt der Einweihung, also 1839, vorhanden waren. Ein zeitgenössischer Bericht über sie findet sich nur bei Füssli: „*Hübsch ließ das Mittelportal sehr zum Vortheil der ganzen Facade etwas stark hervortreten und überdeckte dasselbe mit einem Giebel, wie es oft in byzantinischen Denkmälern vorkommt. Die Halbkreise über den Thüren (Hauptfacade mit 3 Eingängen im Rundbogenstyl) früher (in Tennenbach) mit Malerei verziert, erhielten jetzt Reliefe von Bildhauer Rauffer: Die Geburt, die Taufe und die Himmelfahrt Christi.*“<sup>63)</sup>

Auch Sauer erwähnt die Portalreliefs Geburt Christi, Taufe und Himmelfahrt, bringt aber

diese Arbeiten Raufers mit dem nicht erfüllten Auftrag für die Münster-Figuren in Verbindung, was bei der Zeitdifferenz von 1823 bis 1839 wohl nicht berechtigt sein dürfte.<sup>64)</sup> Nicht richtig ist bei beiden Autoren die Angabe, es habe sich beim Reliefmotiv über der Haupteingangstüre um die Darstellung der Himmelfahrt gehandelt, denn es ist eine Auferstehung Christi wiedergegeben, was die folgende Abbildung belegt und auch durch Heinrich Schreiber 1863 bestätigt wird: *„Auch wurden die Rundbogen über deren Eingängen mit Arbeiten von Bildhauer Rauffer versehen; über dem Hauptthore mit der Auferstehung, über den Seitenthüren mit der Geburt und Taufe Christi.“*<sup>65)</sup>

Am 27. November 1944 fielen die Ludwigskirche und damit auch die Rauferschen Reliefs dem schweren Luftangriff zum Opfer, bei dem auch die Stadt zu weiten Teilen in Schutt und Asche sank. Von Resten der Reliefs ist in der Nachkriegszeit und bei dem 1952 beginnenden, modern gestalteten Wiederaufbau an anderer Stelle nicht die Rede. Sie scheinen demnach vollständig ver-

nichtet worden zu sein und kein Zeugnis als ein dürftiges Foto blieb von ihnen.

## 11. Die Freiplastiken des Bildhauers Alois Rauffer

Von den recht wenigen plastischen Arbeiten Raufers, die nicht ursprünglich für den öffentlichen Raum geschaffen wurden, haben wir die 1821 aus Rom unvollendet mitgebrachte, dann 1837 beim Karlsruher Kunstverein verlorene „Psyche“ bereits kennengelernt. Das bei der Einweihung der neuen Karlsruher Wasserleitung am 5. Januar 1824 erwähnte *„lebensgroße Brustbild Großherzog Ludwigs von Rauffer“* war vermutlich eine Studien-Version des späteren Standbildes. Von der Kunstausstellung im Mai 1825 schreibt der Berichtersteller im Kunst-Blatt: *„An Produkten der Plastik haben die Ausstellungen in Deutschland selten Bedeutendes aufzuweisen... Raufers aus Freyburg trefflich modelliertes Brustbild eines berühmten Architekten in kollosaler Größe befriedigte in jeder Hinsicht*



Abb. 14 Relief am Haupteingang der ehem. Ludwigskirche in Freiburg



Abb. 15 Büste des Architekten Friedrich Weinbrenner. Alois Rauffer zugeschrieben

auch strenge Anforderungen.<sup>66</sup>) Bei diesem ungenannten „berühmten Architekten“ handelte es sich um Friedrich Weinbrenner, den Förderer und väterlichen Freund Rauffers, den wir an zahlreichen Stationen der Entwicklung und Tätigkeit unseres Künstlers kennengelernt haben. So ist es durchaus verständlich, daß der Geförderte seinem Mäzen seine Dankbarkeit auf diese Art erweist.

Die „nach dem Leben geschaffene Marmorbüste von Alois Rauffer, die schon vorhanden war“, wurde nach Weinbrenners Tod für ein geplantes, dann aber nicht verwirklichtes

Denkmal für den großen Architekten Karlsruhes in Erwägung gezogen.<sup>67</sup>) Diese Büste Weinbrenners ist nur noch als Abbildung existent; das Original ist verloren.

Fragen wir nach dem persönlichen Verhältnis zwischen Weinbrenner und Rauffer, so gibt der Biograph Valdenaire im Kapitel „Weinbrenner der Künstler als Lehrer und Mensch“ einige Hinweise. Aloys Schreiber, Lehrer für Kunstgeschichte an Weinbrenners Bauschule und Kunstkritiker auch der Raufferschen Werke, mehrere Maler, „ferner die Bildhauer Rauffer und Kayser“ und natürlich

Tulla und Hebel und andere waren gern gesehene Gäste im Hause Weinbrenner, „das einen Mittelpunkt für den Kreis der Karlsruher Gelehrten und Künstler bildete... Verschiedene Künstler hatten sich erst auf Veranlassung Weinbrenners in Karlsruhe niedergelassen. In dieser Hinsicht war die Wirksamkeit des genialen Baumeisters ebenso segensreich für das künstlerische Leben in der Residenz, wie sie zur Bildung des Geschmacks unter seinen Mitbürgern beitrug.“<sup>68)</sup>

Dr. Aloys Schreiber, Bildhauer Alois Raufer und der Weinbrenner-Schüler und Zeichenlehrer Thiery waren die letzten Besucher, die den an Wassersucht erkrankten und mit dem Tode Ringenden am Vorabend des Todestages 1. März 1826 noch sehen konnten.

Bei der Kunstaussstellung von 1827 fand „eine Büste von Raufer gerechte Anerkennung“, und 1837, als seine Psyche ausgestellt war, befand sich außerdem von ihm dort ein Basrelief „Christus und die Samariterin am Brunnen“, dem der Kritiker die mit Lob und Tadel gemischte Beurteilung widmete: „Würdige Auffassung, aber mit Vernachlässigung schöner Formen.“<sup>69)</sup> Weitere freiplastische Werke Raufers sind aus Quellen und Literatur nicht bekannt, obwohl sicher weitere existiert haben.

Es bleibt nun noch zu berichten über die Tätigkeit Raufers als Mitglied des Lehrkörpers der Polytechnischen Schule und die aus den Dienenakten erkennbaren gesundheitlichen Probleme Raufers, von dessen privaten Lebensverhältnissen wir leider gar nichts wissen.

### Alois Raufer als Lehrer am Polytechnischen Institut in Karlsruhe

Alois Raufer hatte sich schon im Dezember 1830, als die Zahl der öffentlichen Aufträge nach Weinbrenners Tod nachzulassen schien, mit einem Bittbrief an Großherzog Leopold gewendet. Darin schildert er

zunächst die Behinderungen an seinen in Arbeit befindlichen Objekten durch den Verzicht der Wasserleitungs-Kommission auf den Eisenguß der Denkmalsfigur und auch „durch öfters wiederkehrende Kränklichkeit“ und berichtet über die demnächst bevorstehende Vollendung der Aufträge. „Allein wie werde ich meine Subsistenz (Lebensunterhalt) suchen nach gänzlicher Vollendung dieser Arbeiten? Nur mit trübem Blick könnte ich in die Zukunft sehen, wenn nicht die trostvolle Hoffnung meinen Muth erheben würde, daß ich vor dem Thron des erhabenen Beschützers der Künste und Wissenschaften gewiß nicht vergebens meine Bitte niedergelegt habe, mich in dem regen Streben, diesen Kunstzweig in meinem Vaterlande auf würdige Weise zu erweitern, hochgeneigtest zu unterstützen. Alle anderen Künste haben sich der Ermunterung zu erfreuen und die Plastik, deren Natur in Studium und Ausübung einer zärtlichen Pflege bedarf, wird gewiß derselben unter einem kunstliebenden Fürsten, wie es Eure Kgl. Hoheit sind, ebensowenig entbehren!“<sup>70)</sup>

Dann spricht er die Bitte aus, ihm eine seinen Leistungen angemessene Versorgung mit einem entsprechenden Gehalt zu bewilligen. Doch erst zwei Jahre später bietet sich hierzu die Gelegenheit, indem für die neu organisierte Polytechnische Anstalt in einzelnen Studienzeigen die Zöglinge „im Modellieren in Holz, Gyps und Thon geübt werden“ sollen.<sup>71)</sup> Das Ministerium des Inneren als zuständige Instanz begründete den Antrag der Anstalts-Direktion gegenüber dem Großherzog: „Da es nun in jeder Hinsicht wünschenswert ist, daß dieser Unterricht von einem Künstler erteilt werde, so erlauben wir uns unterthänigst vorzutragen, uns erlauben zu wollen, obige 350 fl an den Bildhauer Raufer für die Erteilung des erwähnten Unterrichts aus der Institutskasse ausbezahlen lassen zu dürfen.“

Nach Bewilligung durch den Großherzog vom 11. Oktober 1832 wurde dem Bildhau-

er Alois Raufer dieser Unterricht gegen das vorgesehene Gehalt von 350 fl jährlich übertragen und ihm dies mit dem Bemerkten mitgeteilt: *„daß der Vorstand der Bauschule Oberbaurath Hübsch denselben in seinen neuen Wirkungskreis einweisen werde“*. Mit Beginn des Wintersemesters hat dann Raufer diese neue Tätigkeit aufgenommen.

Schon nach zwei Jahren beantragte Raufer die Gleichstellung im Gehalt und die „Charakterisierung“ wie ein in ähnlicher Position, aber besser gestellter Professor. Dieses Gesuch wurde vom Vorstand der Bauschule Hübsch und vom Direktor der Polytechnischen Schule sehr befürwortet. Beide begründen dies mit den bisher musterhaften Leistungen des Bildhauers Raufer und Hübsch macht geltend, daß das Modellieren von Ornamenten zu den wichtigsten Lehrgegenständen gehöre und dieser Unterricht wöchentlich 12 Stunden in Anspruch nehmen. Außerdem *„dürfte wohl bei Honorierung dieses Unterrichts zu erwägen seyn, daß hierzulande eine solche artistische (künstlerische) Ausbildung erforderlich ist, welche nur durch vorhergegangene kostspielige Kunstreisen und namentlich durch einen längeren Aufenthalt in Italien erlangt werden kann. Endlich waren die bisherigen Leistungen des Bildhauers Raufer so musterhaft, daß sie gewiß Anerkennung verdienen.“*

Das Ministerium drängte die Schulleitung jedoch, zunächst *„die für derartige Besoldungserhöhungen disponiblen Fonds zu ermitteln“*.

Nach weiteren zwei Jahren ergebnislosen Wartens meldete sich Raufer in gleicher Sache und fügte seinen Argumenten zum Nachdruck noch bei: *„Schmerzlich müßte es für mich sein, wenn ich nach langjährigen geleisteten Diensten in dem Falle mich sähe, wegen Nichtgewährung meiner Bitte mein Vaterland verlassen zu müssen, um im Auslande mein besseres Fortkommen zu suchen.“* Auch zu diesem Antrag setzten sich Schulleitung und Vorstand der Bauschule wieder-

um für Raufer ein. Hübsch hielt das Gesuch *„für wohlbegründet und empfiehlt dasselbe um so nachrücklicher der Unterstützung“*, als er das Modellieren und Componieren von Ornamenten für einen ganz unentbehrlichen Fachgegenstand hält und *„ein bloß mit der technischen Fertigkeit im Modellieren begabten Stuccator, dessen Geschmack nicht durch Kunstreisen namentlich in Italien ausgebildet ist, nicht genügen“* kann. Andererseits befaßt sich selten ein Bildhauer mit diesem Fach, so daß diese andernorts stets besser als hier honoriert werden. Die Schulleitung ergänzt: *„Wir haben Ursache, mit den Leistungen des Bildhauers Raufer zufrieden zu sein. Er besorgt den Unterricht fleißig, mit Aufmerksamkeit und Erfolg. Das Honorar von 350 fl steht mit seinen Leistungen nicht in richtigem Verhältnis. Wir empfehlen Berücksichtigung.“*

Endlich erhält Raufer im Dezember 1837 das Gehalt ab Juli des Jahres um 100 fl erhöht. Ab einem weiteren, nicht erkennbaren Zeitpunkt bleibt die jährliche Besoldung bei 500 fl trotz verschiedener Bemühungen Raufers und der Schule bis zu seinem Tode stehen.

Noch bis zum April 1839 dauerte es dann, bis das Innenministerium den schon lange gestellten Antrag Raufers *„um Charakterisierung zum Professor“* dem Großherzog vorlegte mit dem Hinweis, *„daß Bildhauer Raufer, der auch als Künstler Anerkennung verdient, seit dem Jahre 1832 den Unterricht im Modellieren der Ornamente an der polytechnischen Schule erteilt und die Direktion dieser Schule mit dessen Leistungen und dem Erfolge seines Unterrichts zufrieden ist. Dessen Bitte, ihm den Charakter als Professor zu ertheilen, dürfte daher der huldreichen Gewährung zu empfehlen sein.“*

Dem wurde dann auch im geheimen Cabinet entsprochen und vom Großherzog auf Vortrag seines Ministers die Ernennung mit Urkunde ausgesprochen.

Raufer bemühte sich zwar, und wurde durch die Schulinstanzen darin auch gut und aus-

föhrlich unterstötzt, die Anerkennung als Lehrer der Klasse I des „Gesetzes über die Rechtsverhältnisse der Lehrer an der Polytechnischen Schule“ vom 30. Juli 1840 zu erreichen, doch erfolglos.

Alle gutgemeinten Argumente verfinden höheren Orts nicht. Das neue Anstellungsdekret des Ministeriums vom 28. Mai 1842 für den Professor der Sculptur Alois Raufer beurkundet nämlich, „daß er, als unter dem 11. 10. 1832 und mit einem Gehalte von 500 fl angestellt, unter die in § 10 des Gesetzes vom 30. 7. 40 aufgeführten Classe der Lehrer, deren Bestellung jederzeit widerruflich ist, gehöre“.

### Die letzten schweren Lebensjahre des Alois Raufer

Über die persönlichen Lebensverhältnisse von Alois Raufer ist recht wenig bekannt. lediglich die Adressen einiger Wohn-Stationen in Karlsruhe und daß er unverheiratet blieb.

Abgesehen von der bereits 1830 von Raufer selbst erwähnten „öfter wiederkehrenden Kränklichkeit“ erscheinen dann ab Mitte 1842 und in der Folge vermehrt Nachrichten in den Diener-Akten, die von den fortschreitenden Krankheitserscheinungen Zeugnis geben. Im August 1842 wird Professor Raufer erstmals, durch seinen Krankheitszustand bedingt, eine Gratifikation von 100 fl durch das Innenministerium gewährt, welche der Verwaltungsrat der polytechnischen Schule auf die Institutskasse anzuweisen hat. Näheres über den Gesundheitszustand Raufers wird aus seiner Bitte vom 31. Mai 1843 ersichtlich, mit der er um Bewilligung einer Unterstützung ersucht, „um durch eine Bade-Cur meine Gesundheit wieder befestigen zu können“. Nach dem anliegenden Zeugnis seines Arztes sei es zur Befestigung seiner Gesundheit notwendig, daß er „eine vollständige Bade-Cur im Wildbade gebrau-

che“. Da er aber seit einem Jahr nicht das Geringste arbeiten konnte und sein Gehalt von 500 fl knapp zur Bestreitung der täglichen Bedürfnisse hinreiche, so sei er ganz außer Stande, die Badekur zu unternehmen, wenn ihm nicht die Kosten durch eine Extra-Unterstützung bewilligt würden. Er hoffe daher, da seine vollständige Herstellung im Interesse des Dienstes liege und da andere Lehrer öfters auf solche Weise „begnadet“ werden, daß man ihm eine angemessene Unterstützung zu diesem Zweck nicht versagen werde.

Das ärztliche Zeugnis von Medizinalrat Dr. Molitor bestätigt, daß er dem Patienten, welcher im verflossenen Jahr durch einen Schlaganfall halbseitig gelähmt wurde, zur Herstellung seiner Gesundheit den Gebrauch des Wildbades während 5–6 Wochen während gegenwärtigen Sommers als dringend notwendig verordnet habe.

Das Ministerium bewilligte hierauf einen Beitrag von 100 fl und auch den durch die Direktion der Schule beantragten Urlaub, nachdem die Vertretung im Unterricht geregelt war. In den folgenden Jahren, bis beinahe zu seinem Tod, sind fast alljährlich diese Badekuren beantragt und hierzu auch Zuschüsse von 100 bis 150 fl vom Ministerium bewilligt worden. Diese Kuren werden anfänglich als erfolgreich bezeichnet und es soll sich der Zustand Raufers durch deren Anwendung jeweils gebessert haben. Doch wird er dadurch nicht wieder in die Lage versetzt, mit Bildhauerarbeit zusätzlichen Verdienst zu erwerben, weshalb er völlig auf den Gehalt als Lehrer an der Polytechnischen Schule in Höhe von 500 fl angewiesen ist, eine Besoldung, die selbst von der Schuldirektion als nicht zum standesgemäßen Lebensunterhalt ausreichend bezeichnet wird.

Die Sache Raufers wurde von der Schuldirektion immer positiv vertreten, so z.B. 1845: „Bekanntlich wurde der Prof. Raufer vor 2 1/2 Jahren vom Schlage gerührt und ist

jetzt soweit wieder hergestellt, daß er seinen Dienst wohl versehen, aber durch künstlerische Arbeiten nichts erwerben kann, also auf seinen geringen Gehalt von 500 fl ganz und gar beschränkt ist... Wir erlauben uns in Ehrfurcht zu bitten, dem unglücklichen Mann, welcher sonst ein treuer Lehrer und ein achtungsvoller Künstler ist, wie im verflorbenen Jahr mit etwa 120 fl zu unterstützen.“ Alois Raufer aber hat all die Jahre, seiner Behinderung ungeachtet, den Unterricht im Modellieren der Ornamente noch weiter versehen. Ab 1850 scheint sich der Zustand Raufers sehr verschlechtert zu haben, denn im Antrag auf die jährliche Badekur schreibt die Schulleitung im Juli an das Ministerium, Raufer sei infolge von Schlaganfällen so krank und siech, daß er auf das Dringendste dem Wohlwollen hoher Stelle empfohlen werden muß. Und im Mai 1852 heißt es: „Der geistige und körperliche Zustand desselben hat sich aber leider nicht gebessert, ja gegenwärtig so verschlimmert, daß wir auf die Humanität und Gnade hoher Stelle rechnen.“ Zu diesem Zeitpunkt wird wohl das Ausscheiden Raufers aus seiner Lehrtätigkeit stattgefunden haben, obwohl die Dienerakten darüber keine Mitteilung enthalten. Bei den etwa jährlich sich wiederholenden Anträgen auf Unterstützung gibt die Direktion für 1853 an, „daß der körperliche und geistige Zustand des Patienten so im Abnehmen begriffen ist“, und 1854, als nochmals für Raufer „um Verleihung eines Badgratials“ ersucht wird, heißt es im Antrag: „Der Zustand Raufers ist nach den Zeugnissen des Arztes und den Aussagen seiner Hausfrau (Witwe Clady, bei der er wohnte) so weit herabgekommen, daß er kaum das Zimmer verlassen kann und eine eigene Person zu seiner Wartung aufgestellt wurde.“ 1855 ergab sich eine weitere Verschlechterung des Zustandes, „der ein solch trauriger geworden ist, daß wir gezwungen waren, bei Großherzogtl. Stadtamt auf Stellung eines Pflegers für ihn anzutragen“.

So zeigen die nüchternen Aktenaussagen den raschen physischen Verfall eines Mannes, dem die gesundheitlichen Probleme die letzten 15 Jahre seines Lebens keine künstlerisch produktive Tätigkeit mehr gestatten, dessen Schaffensperiode hierdurch bedingt schon 1840, also mit 45 Jahren, endete.

Der Auszug aus dem Totenbuch der katholischen Pfarrei St. Stephan in Karlsruhe vermerkt neben dem Todesdatum 4. Februar 1856, halb sechs Uhr morgens, den Beerdigungstermin zwei Tage später, gibt zu den Personalien Raufers u. a. an, daß er „angäblich aus Lenzkirch“ gebürtig sei, in Freiburg heimatsberechtig und 65 Jahre alt war.<sup>72</sup>) Die einzig verbindliche und verlässliche Angabe des Geburtsortes Lenzkirch und des Geburtsdatums 16. Mai 1794 finden wir nur in dem von Raufer persönlich geschriebenen und den Dienerakten beiliegenden Personalblatt der Polytechnischen Schule.<sup>73</sup>)

Am Todestag gab die Direktion der Schule dem Ministerium Nachricht vom Ableben des Prof. Alois Raufer, worauf dieses die Einstellung der Gehaltszahlung mit diesem Tag verfügte. Da sich jedoch in den Vermögensverhältnissen des Verstorbenen ein Fehlbetrag von 53 fl 17 kr „in Folge der Wartung, des Arztes, des Apothekers und der Auslagen des Fürsorgers für die Begräbniskosten“ herausstellte, empfahl die Schuldirektion in ihrem Antrag: „Wir glauben, daß aus Pietät die Schulkasse diese Schulden decken könnte, um so mehr als für Prof. Raufer kein Sterbquartal ausbezahlt wurde.“ Das Ministerium genehmigte daraufhin diese Schuldenübernahme.

Vermögen und materielle Güter konnte Alois Raufer offensichtlich nicht erwerben, doch seine künstlerisch gestalteten Werke sind das wertvolle Erbe, das er hinterlassen hat und die es einmal galt aufzuzeigen und zu würdigen.

Dem Ziel, diesen Sohn des hohen Schwarzwaldes dem drohenden Vergessen zu entreißen, sollten diese Zeilen über sein Leben

und Werk dienen, nachdem es bisher außer zerstreuten Erwähnungen eine seiner Bedeutung entsprechende Biographie nicht gab.

Lenzkirch, sein Geburtsort, hat damit die Möglichkeit, einen ihm bisher unbekanntem berühmten Sohn zu gewinnen und ihm nachträgliche Würdigung und Reputation in seiner Ortsgeschichte zu verschaffen. Freiburg kann den Titel seines Heimatortes in Anspruch nehmen und Karlsruhe darf sich rühmen, Haupt-Wirkungsstätte dieses talentvollen, in seiner Schaffensperiode erfolgreichen Künstlers gewesen zu sein und alle seine noch erhaltenen Werke in seinen Mauern bewahren zu dürfen.

---

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Da an dieser Stelle zu manchen Kapiteln nur ein gedrängter Abriss gegeben werden kann, steht eine insbesondere in den Abschnitten über die Familie Raufer in Lenzkirch, der Werkbeschreibung und der Tätigkeit Raufers als Lehrer ausführlichere Broschüre zur Verfügung

<sup>2)</sup> Rombach, Joseph: Geschichte und Beschreibung von Lenzkirch und seiner Umgebung. Freiburg 1843 / Nachdruck 1979

<sup>3)</sup> Weber, Max: Bevölkerungsgeschichte im Hochschwarzwald. Quellen und Forschungen aus dem Raum von Lenzkirch. Freiburg 1954 / Nachdruck 1971

<sup>4)</sup> Thieme – Becker: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler. 28. Band, Ausg. 1934, Seite 42 (Bearbeiter: Karl Obser)

<sup>5)</sup> Krummer – Schroth, Ingeborg: Johann Christian Wentzinger. Bildhauer – Maler – Architekt 1710 – 1797. Freiburg 1987, Seiten 16, 72 und 264

<sup>6)</sup> Hasenclever, A.: Hundert Jahre Protestantismus. Festschrift zum 100jährigen Jubiläum der ev. Gemeinde zu Freiburg i. Br. Freiburg 1907, Seite 77. Anm. \*

<sup>7)</sup> Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) Abt. 61 Nr. 14598

<sup>8)</sup> Gemeindearchiv Lenzkirch, Abt. B / 1101 Fasc. 4a

<sup>9)</sup> Krummer – Schroth, Ingeborg: Alte Handwerkskunst und Gewerbe im Schwarzwald. Freiburg 1976, Seite 50

<sup>10a)</sup> Hahner, Gudrun: Hinterglasmalerei im Schwarzwald. 1990. Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, Band 45.

b) Schwarzwälder Hinterglasmalerei. Mit Beiträgen von Peter Assion und Gudrun Hahner. Ausstellungskatalog Augustinermuseum Freiburg, 1992

<sup>11)</sup> Wingenroth, Max: Schwarzwälder Maler, 1922, Vom Bodensee zum Main, Nr. 19 Seite 8

<sup>12)</sup> Reich, Luzian: Hieronymus. Lebensbilder aus der Baar und dem Schwarzwald (Jubiläumsausgabe 1958 Bd. XII der Schriftenreihe des Kreises Donaueschingen) Seite 46

<sup>13)</sup> Siehe Anm. 5), Seite 16 und 72

<sup>14)</sup> GLA 61 / 14615, fol. 12 und 225, sowie GLA 61 / 14687 Nr. 48 vom 15. Oktober 1804

<sup>15)</sup> Auch Hermann Brommer macht diese Feststellung in seiner Darstellung: „Die Bildhauer Hauser“, in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichts-Vereins, Jg 94 / 95, 1976/77, Seite 188 und stellt gleichzeitig in Anm. 87 die Frage nach dem Verwandtschaftsverhältnis zwischen diesem Franz Joseph Raufer und Alois Raufer aus Lenzkirch; eine Frage, die durch die vorliegende Arbeit beantwortet ist

<sup>16)</sup> Erzb. Dompfarramt Freiburg. Mitteilung vom 24. Juni 1968

<sup>17)</sup> Alle hier angegebenen Arbeiten Franz Joseph Raufers wurden mir freundlicherweise durch Herrn Prof. Hermann Brommer, Merdingen, genannt, wofür ich ihm zu besonderem Dank verpflichtet bin

<sup>18)</sup> Kappel im Tal. Dorfgemeinde und Stadtteil – Eine Ortsgeschichte. Freiburg 1993. Abschn.: Die Pfarrkirche St. Peter und Paul in Kappel im Tal. Von Hermann Brommer, Seite 303 und Seite 315, Anm. 50

<sup>19)</sup> Sauer, Josef: Die kirchliche Kunst der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden. Freiburg 1933, Seite 656

<sup>20)</sup> Kempf, Friedrich, Münsterbaumeister Dr. h. c.: Die sogenannte Verschönerungskommission und ihre Tätigkeit am Freiburger Münster vor 100 Jahren. In: Zeitschrift für die Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg, 39. / 40. Band. Festgabe zum 100jährigen Bestehen 1927, Seite 266 – 271

<sup>21)</sup> Baden und Württemberg im Zeitalter Napoleons. Ausstellung des Wttbg. Landesmuseums Stuttgart 1987, Bad 1.2 Katalog. Plastik und Malerei, Seite 571 ff mit weiteren Ausführungen zum Thema speziell für Baden-Württemberg

<sup>22)</sup> Geschichte der deutschen Kunst 1760 – 1848. Sonderband aus der Geschichte der deutschen Kunst. Gütersloh 1986, Seite 157: Plastik, Ebenfalls für weitere grundlegende Aussagen benutzt

<sup>23)</sup> Siehe Anm. 21, Band 1.2 Katalog, Seite 571

<sup>24)</sup> Lankheit, Klaus, Weinbrenner und der Denkmalskult um 1800. Zürich 1979, Seite 6.

<sup>25)</sup> Freiburg im Breisgau. Die Stadt und ihre Bauten. Freiburg 1898. Hrsg. von dem Bad. Archt.- und Ing.-Verein, Seite 486 und hierauf basierend Lankheit: Denkmalskult (vgl. Anm. 27), Seite 74

<sup>26)</sup> Siehe Anm. 21, Band 1.2, Seite 593: Karlsruhe – Akademie und Kunstverein

<sup>27)</sup> Die Darstellung der Geschichte des verhängenen Giebelfeldreliefs folgt der eingehenden Abhandlung in: „100 Jahre Bauen und Schauen“, von Fritz Hirsch. Karlsruhe 1928, Seite 77 – 82

<sup>28)</sup> Noack, Friedrich: Das Deutschtum in Rom seit Ausgang des Mittelalters, 1. Band, Stuttgart – Berlin – Leipzig 1927, Kapitel IX: Kunst und Künstlerleben in der Zeit der Romantik, Seite 461 ff. Noack gibt ein ausführliches Bild der Bedeutung und der Verhältnisse für die deutschen Künstler in Rom und behandelt auch in einem besonderen Abschnitt „Die Bildhauer“ Seite 486 – 490

<sup>29)</sup> Kunst-Blatt, hrsg. von L. Schorn, Nr. 89, Montag den 5. November 1821, Seite 354: Nachrichten aus Rom

<sup>30)</sup> Nagler, G.K. (Bearb.): Neues allgemeines Künstler-Lexikon. 3. Aufl., 13. Band. Leipzig 1924 (Unveränderter Abdruck der 1. Aufl. 1835 – 1852)

<sup>31)</sup> Kunst-Blatt Nr. 19, 6. März 1838, Seite 75: Karlsruher Kunstausstellung im Juni 1837: Plastik

<sup>32)</sup> Für den vielfach aus Denkmälern und Brunnenplastik bestehenden Fundus Rauferscher Arbeiten in Karlsruhe ist die neuere Gemeinschafts-Publikation: „Denkmäler, Brunnen und Freiplastiken in Karlsruhe 1715 – 1945“ eine wertvolle Quelle, da sie, auf gründlicher Quellenbasis aufbauend, alle entstandenen Objekte dieser Kategorie erfaßt. Das Werk erschien 1987 im Badenia-Verlag Karlsruhe und wurde von einem Kollektiv bearbeitet: Gerline Brandenburger, Manfred Großkinsky, Gerhard Kabierske, Ursula Merkel, Beatrice Vierneisel und drei weiteren Mitarbeitern. Die Bildhauer Rauffer betreffenden Angaben der Werkbeschreibung Brunnen und Denkmäler folgen weitgehend dieser Arbeit. Es wird daher bei jedem Objekt lediglich einmal diese Quelle mit der jeweiligen Seitenangabe genannt. Zum Najadenbrunnen siehe die Nr. 10 Seite 162 – 166, Bearbeiter: Gerhard Kabierske

<sup>33)</sup> Gutmann, Emil: Das großherzogliche Residenzschloß zu Karlsruhe. Heidelberg 1911, Seite 120. Gutmann gibt an, Rauffer habe um 1000 fl Aufbesserung gebeten, 600 fl wurden nur gewährt

<sup>34)</sup> Hirsch, Fritz: 100 Jahre Bauen und Schauen. Karlsruhe 1928, Seite 57 ff. Hirsch gibt über die Geschichte des Kirchen-Engels einige Angaben aus Akten-Quellen

<sup>35)</sup> Valdenaire, Arthur: Der Karlsruher Marktplatz. In: ZGO 96. Band (NF 57. Bd.), 1948, Seite 445

<sup>36)</sup> WERKKUNST, 25. Jahrg. Heft 3, 1961, Karlsruhe. 13. Heft der Reihe Kunsthandwerkliche Werkstätten. Hrsgg. vom Landesgewerbeamt Baden-Württemberg, Seite 2

<sup>37)</sup> Fecht, K. G.: Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe. Karlsruhe 1887, Seite 425 (Berichtigungen)

<sup>38)</sup> Siehe Anm. 34, Seite 58

<sup>39)</sup> Siehe Anm. 19, Seite 106

<sup>40)</sup> Vgl. Anm. 20, Seite 266. Die weitere Darstellung folgt dieser Arbeit Kempfs

<sup>41)</sup> Kunst-Blatt Nr. 89, 6. November 1823, Seite 356. Ob der Rezensent das Bibelzitat wirklich verwechselt hat oder ein Druckfehler vorliegt?

<sup>42)</sup> Siehe Anm. 32, Katalogteil Nr. 13 – 16: Brunnen auf dem Spitalplatz, ... Ludwigsplatz, ... Linckenheimer-Tor-Platz und im Kasernenhof, Seite 175 – 186. Bearb.: Manfred Großkinsky mit Plänen und Abbildungen

<sup>43)</sup> Siehe Anm. 32, Seite 186, Nr. 16, Bearb. M. Großkinsky, mit Abb. von 1831

<sup>44)</sup> Siehe Anm. 32, Seite 188 – 195, Nr. 17, Bearb.: M. Großkinsky mit Plänen, Abbildungen, Quellen und Literaturangaben

<sup>45)</sup> Siehe Anm. 32, Seite 195 – 201 (hier Seite 196). Bearb.: M. Großkinsky mit Plänen, Abbildungen, Quellen- und Literaturangaben

<sup>46)</sup> Siehe Anm. 37, Seite 506

<sup>47)</sup> Weech, Friedrich: Geschichte der Stadt Karls-

ruhe, Band II, Karlsruhe 1895 / 1904, Seite 125, wo auch die nachfolgenden Angaben über die Aufstellung des Denkmals zu finden sind. Weech gibt aber auf Seite 124 zum Denkmal des Großherzogs Karl an, daß die Greifen von Raufer modelliert, von Bildhauer Günther ausgeführt worden seien, was unzutreffend ist

<sup>48)</sup> Füssli, Wilhelm: Zürich und die wichtigsten Städte am Rhein mit Bezug auf alte und neue Werke der Architektur, Skulptur und Malerei. Zürich – Winterthur 1842. 1. Band, Seite 524, Karlsruhe, II. Skulptur

<sup>49)</sup> Allgemeine Deutsche Biographie, Band 19, 1884, Seite 493

<sup>50)</sup> Hirsch, Fritz: Die Evang. Kirche in Mühlhausen an der Würm. In: Badische Heimat, 12. Jahrg., Jahreshft 1925: „Der Enz- und Pfinzgau“, Seite 257–267

<sup>51)</sup> Die Kunstdenkmäler Badens, 9. Band, Kreis Karlsruhe, 7. Abt. Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Pforzheim Land. Bearb.: E. Lacroix, P. Hirschfeld u. W. Paeseler, 1938, Seite 145

<sup>52)</sup> Pflüger, J.G.F.: Geschichte der Stadt Pforzheim. Pforzheim 1862, Seite 674, Anm. 1

<sup>53)</sup> Die Kunstdenkmäler Badens, 9. Band, Kreis Karlsruhe, 6. Abt. Die Kunstdenkmäler der Stadt Pforzheim, Bearb.: Emil Lacroix, Peter Hirschfeld und Wilh. Paeseler, 1939, Seite 180 / 181

<sup>54)</sup> Mitteilung des Stadtarchivs Pforzheim vom 14. Februar 1990

<sup>55)</sup> Siehe Anm. 4, Seite 42, Bearb.: Archivdirektor Karl Obser

<sup>56)</sup> Siehe Anm. 21, Seite 343 ff: Gerhard Kaller: „Die badischen Hochschulen“, Seite 348 – 353: 5. Polytechnische Schule in Karlsruhe, a) Vorstufen, b) Die Gründung

<sup>57)</sup> Siehe Anm. 20, Seite 268, Anm. 1: „Alois Raufer hatte sich auf Veranlassung Fr. Weinbrenners in Karlsruhe niedergelassen, wo er an dessen weit- hin gerühmten, bis zur Gründung des Polytechnikums 1825, der ersten Technischen Hochschule Deutschlands, bestehenden Bauschule als Bildhauer und Lehrer im Modellieren tätig war.“ Vgl. Anm. 71, Seite 5, wo Raufer als Lehrer der Bildhauerschule für die 1808 geplante Akademie genannt wird, was ein Irrtum sein muß, da Raufer zu jenem Zeitpunkt erst 14 Jahre alt war

<sup>58)</sup> Karlsruhe im Jahre 1870 – Baugeschichtliche und Ingenieurwissenschaftliche Mitteilungen – vom Bad. Techniker-Verein, S. 88

<sup>59)</sup> Siehe Anm. 48, Seite 520

<sup>60)</sup> Mitteilung des Universitätsbauamtes Karlsruhe (Ltd. Baudirektor Heid) vom 5. März 1990

<sup>61)</sup> Die Ludwigskirche zu Freiburg im Breisgau. Eine Chronik zum 25. Jahrestag der Einweihung der neuen Ludwigskirche am 21. März 1954 und den Jahrestagen der Grundsteinlegung der alten Ludwigskirche am 25. August 1829 und deren Einweihung am 26. Juni 1839. Freiburg 1979

<sup>62)</sup> Angaben über den Bauablauf und die aufgetretenen Probleme auch in: Hasenclever, Hundert Jahre Protestantismus ... ( Siehe Anm. 6) und in: Die evang. Ludwigskirche. Von K. Ritter. In: Freiburg i.Br. Die Stadt und ihre Bauten

<sup>63)</sup> Siehe Anm. 48, Seite 421 und Anm. 21, Bd. 1. 1, Seite 110, Nr. 236, wo zum Ausdruck kommt, daß Hübsch den ehemals gotischen Bau vollständig romanisiert und ihn dadurch grundlegend verändert habe

<sup>64)</sup> Siehe Anm. 19, Seite 656

<sup>65)</sup> Schreiber, Heinrich: Die Abtei Thennenbach und die Ludwigskirche zu Freiburg. In: Freiburger Adreß-Kalender 1863, Seite 23

<sup>66)</sup> Kunst-Blatt Nr. 63, 8. August 1825, Seite 251

<sup>67)</sup> Siehe Anm. 32, Seite 52

<sup>68)</sup> Valdenaire, Arthur: Friedrich Weinbrenner. Sein Leben und seine Bauten. Karlsruhe 1919, Seite 301

<sup>69)</sup> Kunst-Blatt Nr. 19 vom 6. März 1838, Seite 75

<sup>70)</sup> Generallandesarchiv Karlsruhe, Abt. 206 Nr. 909, Karlsruhe Stadt 385, Ministerium des Innern, Generalia Diener. Das Polytechnische Institut, in Specie den den Sculptur-Unterricht besorgenden Bildhauer (Professor) Raufer

Die nachfolgenden Ausführungen basieren weitgehend auf diesen Originalquellen

<sup>71)</sup> Lang, Heinrich: Geschichte der Gründung der Polytechnischen Schule. Karlsruhe 1892. Sonderabdruck in: Festschrift der Techn. Hochschule zu Karlsruhe, Seite 6 ff

<sup>72)</sup> Siehe Anm. 70, GLA 206 / 909 Schlußblatt: Personalblatt Alois Raufer

<sup>73)</sup> Mitteilung des kath. Pfarrsekretariates Karlsruhe vom 2. Mai 1968, Auszug aus dem Totenbuch St. Stephan Karlsruhe Nr. 18, Raufer Aloys

Abb. 1 Lenzkirch. Gouache auf Lithographie, um 1850, von Joh. Martin Morat. Reproduktion des Exemplars der Städtischen Sammlungen Freiburg. Das am linken Bildrand sichtbare Schwarzwaldhaus ist Alois Raufers Geburtshaus „in der Schliecht“

Abb. 2 Geburtshaus Raufers. Bleistiftzeichnung von Architekt und Bezirksbaumeister Joseph Berckmüller (1800 – 1879), Schüler Weinbrenners und sehr wahrscheinlich mit Alois Raufer bekannt. Die Zeichnung ist datiert: „Lenzkirch, 8. Sept. 1830“. Berckmüller hatte vermutlich Kenntnis, daß dies Raufers Heimathaus war, und sich deshalb dafür interessiert. Zu beachten sind an der auf Abb. 1 und 2 des Hauses sichtbaren Ost-Giebelseite am unteren Laubengang eine vermutlich bemalte Bildtafel und an der Giebel-schalung über dem Laubengangdach eine fast lebensgroße vollplastische Figur, beides offenbar Relikte aus der Besitzerzeit der „Maler- und Bildhauerfamilie“ Raufer und vermutlich ehemalige „Reklame“-Objekte. Das Haus existiert nicht mehr in dieser Form. Die Zeichnung stammt aus dem Nachlaß Berckmüller, verwahrt im Institut für Baugeschichte an der Universität Karlsruhe. Für die Überlassung der Reproduktion wird gedankt

Abb. 3 Eintrag im Amtsprotokoll des fürstlich fürstenbergischen Obervogteiamtes Neustadt vom 9. Mai 1804 über die Leibeigenschaftsentlassung der Familie Franz Joseph Raufer nach Freiburg. Vorlage und Aufnahme: General-landesarchiv Karlsruhe GLA 61 / 14615

Abb. 4 Originalskizze Raufers für das Giebelrelief der Evangelischen Stadtkirche in Karlsruhe von 1814. Kopie aus Fritz Hirsch: 100 Jahre Bauen und Schauen, 1928, Seite 81

Abb. 5 Die Najaden-Brunnengruppen im Schloßpark Karlsruhe.

Aufnahmen 1990: Hodapp

Abb. 6 Der von Hayno Focken neu geschaffene

Nachkriegs-Engel auf dem Turm der Evangelischen Stadtkirche Karlsruhe vor der Anbringung. Repro: Hodapp

Abb. 7 Der Rathaus-Merkur, aufgenommen im Jahre 1927 anlässlich einer Überholung. Reproduktion aus: Fritz Hirsch: 100 Jahre Bauen und Schauen, 1928, Seite 59. Repro: Hodapp

Abb. 8 Der Rathaus-Merkur als Titelbild des Bandes „KARLSRUHE“ der Badischen Heimat, 15. Jahrgang, Jahreshaft 1928

Abb. 9 Detailaufnahme eines Greifen vom Großherzog-Karl-Denkmal auf dem Rondellplatz mit seitlich sichtbarem Bildnis – Medaillon des Großherzogs. Aufnahme ca. 1975: Hodapp

Abb. 10 Brunnen-Denkmal Großherzog Ludwig mit dem 1955 erneuerten Standbild des Großherzogs von Norden gesehen.

Aufnahme ca. 1975: Hodapp

Abb. 11 Wandrelief in der Evangelischen Kirche Mühlhausen/Würm im Bogenfeld hinter dem Altar, die vier Evangelisten darstellend.

Aufnahme 1990: Hodapp

Abb. 12 Ehem. Grabdenkmal Großherzog Karl Friedrichs in der Schloßkirche St. Michael zu Pforzheim. Reproduktion einer Aufnahme vor dem Zweiten Weltkrieg, erhalten vom Stadtarchiv Pforzheim 1990, wofür gedankt wird

Abb. 13 Restaurierte originale Skulpturen Erwin von Steinbach und Johannes Keppler. Aufgestellt in der Eingangshalle des Universitätsbauamtes Karlsruhe.

Aufnahme: Thilo Mechau, Karlsruhe

Abb. 14 Rundbogen-Relief über der Haupteingangstüre der ehem. Ludwigskirche Freiburg: Auferstehung Christi. Reproduktion aus einer Aufnahme von 1917 zur Glocken-Ablieferung. Reproduktion: Foto-Bauer, Waldshut

Abb. 15 Brustbild des Architekten Friedrich Weinbrenner, wahrscheinlich von Alois Raufer stammend, Reproduktion aus: Arthur Valdenaire: Friedr. Weinbrenner. Sein Leben und seine Bauten, 1919, Seite 285, Abb. 248.

Repro: Hodapp

Figurative Malerei  
der 20er Jahre

Beckmann, Dix,  
Grosz, Kanoldt,  
Mense  
und andere



# Neue Sachlichkeit

9. Oktober 1994 – 29. Januar 1995

Kunsthalle Mannheim und Ausstellungs-GmbH

Georg Scholz  
Selbstbildnis vor der  
Litfaßsäule, 1926  
Öl/Pappe  
60 x 77,7 cm  
Staatliche Kunsthalle  
Karlsruhe



# Ein eigenes Bild von der Welt

Primitive Malerei im 20. Jahrhundert im Museum „Haus Cajeth“, Heidelberg<sup>1)</sup>

*Hubert Morgenthaler, Neckargemünd*

Leopold Ziegler, der allumfassend begabte Spurenleser der Mythen der Menschheit, macht in dem Kapitel „Die Entbilderung der Bilder“ seines universal zu nennenden Werkes „Überlieferung“ darauf aufmerksam, daß das Bild in frühen Zeiten der Menschheit so sehr verwurzelt war in den Mythen der Völker, daß nur im Bild für den Menschen die Weltdeutung zu erfahren war.

Das Bild war hier notwendig Sinn-Bild, Weltdeutung in einem umfassenden Sinne, ja, noch mehr – religio – Bindung des Menschen an die Götter, Zeichen und Symbol des Göttlichen schlechthin.

Leopold Ziegler beklagt, daß die „Rückbildung der Mythen mit einer allgemeinen Entbilderung und Entbildlichung des Bewußtseins einhergehe und daß allenthalben, wo der Mythos verkümmere, dies darum geschehe, weil die Leuchtkraft des Bildes verbleicht, sein Umriß verschwimmt, sein Sinn in Vergessenheit gerät, seine Gestalt undeutbar wird“ (Leopold Ziegler, „Überlieferung“, S. 303).

Andererseits erscheint es ihm zweifelsfrei, wo immer das urtümliche Bild als die Erkenntnisquelle gilt, da weilen wir im mythischen Vorstellungsraume, dessen vorzügliche Leistung es ist, die unmittelbare Anschauung der Bilder in bare Erkenntnis umzusetzen. Denn „wir lernten in Bildern denken, längst eh wir in Begriffen denken lernten“ (Ziegler, „Überlieferung“, S. 303). An diese Erkenntnisse wird man erinnert, wenn man durch die sehr schönen Räume

des Museums „Haus Cajeth“ in Heidelberg geht und sich der meditierenden Ruhe der Bilder zuwendet, die unter der Devise „Primitive Malerei im 20. Jahrhundert“ von Egon Hassbecker gesammelt und hier vereint worden sind. Denn dieses neue Museum, in seiner Form einmalig in ganz Deutschland, vermittelt nicht nur die Einsicht, daß „wir in Bildern denken lernten, eh wir in Begriffen denken lernten“, sondern auch die Gewißheit, daß mitten im naturwissenschaftlich bestimmten 20. Jahrhundert das „urtümliche Bild“ noch immer Erkenntnisquelle sein kann und uns durch „unmittelbare Anschauung“ in mythische Vorstellungsräume zurückzuführen weiß.

Dies ist jedoch nur möglich, weil die Bilderwelt der hier gezeigten Künstler jenseits der offiziellen Kunstrichtungen entstanden ist. Diese Bilder entstammen allesamt dem eigenen Erfahrungs- und Gestaltungswillen, der ohne Vorbild auskommt. „Das urtümliche Bild“, das sie aus sich selbst heraus geschaffen haben, ist in Ausdruck und Form allein ihrer Anschauungsweise der Welt unterworfen worden.

Egon Hassbecker, der diese Sammlung in eigener Verantwortung aufgebaut hat, bei ihrem langwierigen Ausbau hilfreich unterstützt von Frau Barbara Schulz und der Kunsthistorikerin Dr. Dorothee Höfert, kam nach Ausstellungen mit Werken junger Künstler als Galerist zu der Erkenntnis, daß deren Schaffen, durch die Akademie geprägt, zu sehr von Vorbildern beeinflusst war und

zu wenig die eigene Sehweise der Welt vermitteln konnte. Er suchte deshalb in halb Europa, besonders in der ehemaligen Tschechoslowakei und in Italien, nach „vorbildlosen Bildern“ von Künstlern, die fähig waren, ihre nur ihnen eigene Daseinswelt im Bild zu erschaffen. Er fand sie in Künstlern verwirklicht, die „keine Verbindung zur Kulturkunst“ hatten und deren Bilder nur ihrem eigenen gelebten Leben entstammten.

Er begann seine Sammlung mit Werken von Minna Ennulat, die aus der Erinnerung Bilder von Schlössern in Ostpreußen gemalt

hat, in denen sie früher als Bedienstete arbeitete. Das Ziel Egon Hassbeckers war es, die Werke nicht-akademischer Maler zu sammeln, die, ohne Vorbilder zu kennen, eine ertümliche Bildwelt zu erschaffen fähig waren, die ausschließlich an ihre Person gebunden war. Sie mußten seiner Meinung nach Ausdruck einer ganz und gar persönlichen Welterfahrung sein.

Erste Ausstellungen erfolgten noch in Eberbach/Neckar 1969, wo Egon Hassbecker eine Galerie besaß. Von 1980 an stellte ihm die Stadt Heidelberg einen Ausstellungs-



Ondrej Steberl: Venus

(Foto: B. Krug)



Ondrej Steberl: Frau mit Früchten

(Foto: B. Krug)

raum im Haus Cajeth zur Verfügung. Doch erst 1994 konnte eine größere, umfassende Ausstellung in neuen Räumen des Hauses gewagt werden, die seiner Sammlung „Primitive Malerei des 20. Jahrhunderts“ in etwa gerecht werden konnten. Bei der Eröffnung des Museums sprachen unter anderem Frau OB Beate Weber, die dieses Unternehmen durch Überlassung der Räume seitens der Stadt unterstützt, der Direktor der Akademie der Bildenden Künste in Karlsruhe, Prof. Franzke, und Frau Prof. Tesmar von der Humboldt-Universität in Berlin. Alle betonten die Einmaligkeit dieses Museums in Deutschland.

Einer der eigenwilligsten Maler dieses Museums ist zweifellos der Slowake *Ondrej Steberl*. Der in der Nähe von Bratislava geborene Ondrej Steberl kam durch ein per-

sönliches Mißgeschick, einen Beinbruch, der nicht heilen wollte, zum Malen. In den letzten zwölf Jahren seines Lebens malte er über tausend Bilder, die durch ihre höchst eigenwillige Prägung Aufmerksamkeit und Anerkennung auch im Ausland fanden.

Seine Bildwelt ist Ausdruck einer tiefen Sehnsucht nach Stille und Geborgenheit. Mensch und Natur vereinen sich in seinen Farbkompositionen zu einem jeweils original gestalteten Ganzen. Diese Ganzheit erfährt ihre Kraft und Schönheit nicht nur durch den märchenhaft wirkenden Farbklang der flächenhaft angelegten Bildelemente, die Konzentration auf eine das Bild jeweils bestimmende Aussage, sondern auch durch sein tiefes Vertrauen in Gottes Schöpfung, die er als eine kosmische Einheit empfindet. Der Sprengkraft des Zweifels hat er

sich ebenso verweigert, wie dem Zerstörungswillen, die zusammen Leben und Kunst unserer Zeit zu bestimmen scheinen. Dieser zutiefst gläubige Künstler, der unter anderem auch viele in sich ruhende Heiligenbilder geformt hat, erschafft aus sich selbst, seinen menschlichen Erfahrungen eine Bildwelt, aus der die Menschen Kraft und Vertrauen schöpfen können. Da Schmerz und Einsamkeit, Leid und Verlassenheit nicht aus seinen Bildern ausgeschlossen werden, ja oft ihren Inhalt bilden, wie sein Bildnis von „Christus“ beweist, kommt nie der Verdacht einer geschönten Weltsicht auf. Steberls eigene Lebenserfahrungen sprechen dagegen. Im Ersten Weltkrieg wurde

der einfache, unbeholfene und ungebildet wirkende Mann als Soldat von einem Leutnant der österreichischen Armee, einem „Gebildeten“ also, an Händen und Füßen gebunden an einem Baum aufgehängt und dem Spott einer johlenden Soldatenmenge preisgegeben. Diese Demütigung hat ihn für immer „gezeichnet“, aber in seinem so ganz anderen Menschsein nicht vernichtet. Seine Christusgestalt, im Ausdruck wissend um Leid und Verlorenheit des Menschen, breitet segnend seine Arme aus.

Aber nicht nur der Mensch wird in dieser eigenständig fabulierenden Bildwelt gleichsam geborgen, sondern auch die Natur erhält bei ihm ihren Lebensgrund. Das



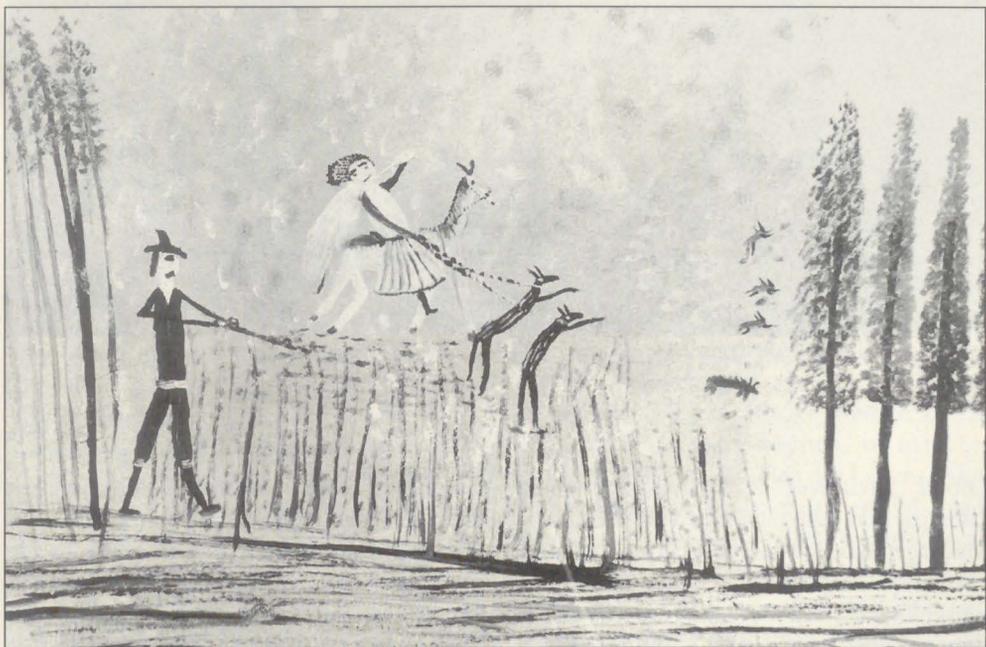
Ondrej Steberl: Heimweg

(Foto: B. Krug)



*Natalie Schmidtova: Pflügender Bauer*

(Foto: B. Krug)



*Natalie Schmidtova: Jagdbrant*

(Foto: B. Krug)



Stanisław Majewski: Kreuzweg (V. Station), Simon von Kyrene hilft Christus das Kreuz tragen (Foto: B. Krug)

Ölbild „Heimweg“ z.B. stellt auf einem kühn ins Bild schwingenden Wegeband zwei Menschen dar, die von einer grün und weiß aufsteigenden Baum- und Blütenwelt umschlossen werden. Das Wurzelwerk der Bäume selbst ist in seinen Konturen schützend umhüllt. Dieses kosmisch inspirierte

Umhülltsein von Mensch und Natur ist auch in dem Bild „Venus“ erkennbar. Eine ins Bildgeschehen gleichsam hineinschwebende Frauengestalt wird von mächtig thronenden Baumriesen geschützt. Ihr Kopf ragt in eine sie verklärende goldene Mondscheibe, die zusammen mit dem ikonenhaft sakralen

Blau des Bildhintergrundes uns den Zusammenklang von Mensch, Erde und Himmel erfühlen läßt.

In all seinen Bildern sind die Naturelemente, Bäume, Blumen oder ein grün wucherndes Pflanzendickicht so erfaßt worden, daß sie dem Betrachter sehr konkret und doch zugleich magisch inspirierend erscheinen. Seine Gefühlswelt dringt auch durch die Gegenstände hindurch und verwandelt ein Schiff wie z.B. in „Die schöne Frau in fernem Land“ in ein Märchengleichnis. Ein ebenfalls märchenhaft wirkender Grundklang durchströmt auch die Bilderzählung „Unterwegs mit der Liebsten“, in dem die Barke mit den beiden Liebenden in der Bildmitte gleichsam inthronisiert wird. Ähnliches gilt für „Frau mit Früchten“ und das Ölbild „Die Lesende“, in denen Mensch und Natur eine Einheit bilden, Ruhe und Schönheit in schlichter Weise ausstrahlend. Diese erhabene Schlichtheit ist auch in den Gesichtern der Frauen vor allem inkarniert worden und heißt uns Vertrauen fassen zu einer Welt, in der Mensch und Dingwelt ihre zeitlose Kraft und Schönheit sich bewahrt haben.

Sehr viel dramatischer im Ausdruckswillen ist die Bildwelt des Polen *Stanislaw Majewski*, dessen „Kreuzweg“ um Leiden und Tod Christi von ihm mit explosiver Vehemenz geschaffen wurde. Die vierzehn Stationen des Leidensweges Christi, als Bildreihe auf eine Schrankwand gemalt, vermitteln eine ganz eigene Form von Religiosität, da sie ohne hier zu nennende Vorbilder auskommt. Ihr Impuls geht von der Leidenskraft Christi aus, dessen Schmerz und Tod sich Stanislaw Majewski rückhaltlos in seinen aufgerauhten Farbsignaturen hingibt. Er steigert diese Geschehnisse in seiner szenischen Dramaturgie so stark im Gefühlsausdruck, Natur und Gegenstände schemenhaft mit einbeziehend, daß jede Einzelszene zu einem eigenen Drama wird. Bildmittelpunkt bleibt stets die Gestalt Christi, dessen aufgebrochene, oft

auch aufgerissene Gesichtszüge von dem Erschrecken der Augen bestimmt werden. Selbst die Gewalttätigkeit der Henkersknechte ist von diesem Erschrecken geprägt. Von einer ganz anderen Seelen- und Ausdruckswelt bestimmt ist die Bildimagination des Ungarn *György Kricsfalussy*, der, Faden um Faden im Bild verwebend, seine Bild- und Farbverschwebungen gestickt hat. Das Bedrohtsein des Menschen von anonymen Mächten ist nicht nur in dem kunstvoll gestickten Bild „Der große Vogel“ zu erkennen, sondern auch in den subtil angelegten Farbvariationen, die bestimmend sind für die Bilder „Der Wunschtraum“ und „Die gefühllose Frau“.

Da alle diese Künstler, deren Werke im Museum für „Primitive Kunst im 20. Jahrhundert“ versammelt sind, über eine in sich geschlossene Seelen- und Gefühlswelt verfügen, müssen ihre Ausdrucksformen notwendig auch eigenständig sein, ebenso ihre Form- und Farbstrukturen.

So unterscheidet sich die Bildwelt von der in Rußland geborenen *Natalie Schmidtova*, die nach dem Ersten Weltkrieg in der ehemaligen Tschechoslowakei lebte, notwendig von den bisher genannten Künstlern. Natalie Schmidtova war nie die Gelegenheit gegeben worden, eine Schule zu besuchen, sie blieb ihr Leben lang eine Analphabetin. Das Bild, das Fühlen und Denken in Bildern, blieb für sie quasi die ihr geradezu aufgezwungene Ausdrucksform. Ihre Bilder entstanden aus ihrer Anschauung ihrer sie umgebenden Lebens- und Alltagswelt. Natalie Schmidtovas Formenwelt lebt aus der Reduktion. Menschen, z.B. ein Pflüger, werden zu fast abstrakt wirkenden Zeichen, in manchen Bildern auch zu Symbolen des Lebens. Ähnliches gilt für die Jagdszenen, das Bild „Jagdbraut“, wo Geschehnisse auf wenige Strichfiguren reduziert werden. Ihre Landschaftsbilder leben gleichfalls, „Auf dem See“ z.B., von graphischen Signalen, die durch ihre Vereinzelung den Charakter einer ganzen



Pellegrino Vignali: Kopf mit Vögeln

(Foto: B. Krug)

Landschaft kennzeichnen können. Der aus Böhmen stammende *Zelenka* hingegen verdichtet durch Farbkonvulsionen Landschaft, Ding- und Menschenwelt in so bedrängender Weise, daß ein Kind, in all dies hineingestellt, zum Symbol der „Angst“ wird.

Ganz anders angelegt, von innen her, sind dagegen die Bilder des jüngsten Malers des Museums, *Johannes Waldbrunner*. Seine musikalische und malerische Begabung zeigte sich schon sehr früh. Ohne Noten lesen zu können, spielte er auswendig auf einer

Blockflöte alle einmal gehörten Lieder nach: Eine ähnlich freie, improvisierende Begabung ist auch in der Malerei zu erkennen, die er, der den schulischen Anforderungen eines fast ausschließlich rational bestimmten Leistungsdenkens nicht gewachsen war, in einer Art von Selbstfindung sich erschloß. Denn seine Malerei mit ihren in die Fläche strömenden Farbelementen schafft einen eigenen Form- und Farborganismus, in dem Naturelemente vermischt sind mit großen Farbflächen, die zusammenklingen zu einem

in sich stimmigen Form- und Farbkosmos. Dieser frei sich im Stil der Phantasie entfaltende Formorganismus führt meist von den Rändern her zum Kern einer Bildaussage hin, die in „Der grüne Vogel“ den Binnenraum des Bildes bestimmen. Waldbrunner umschreitet beim Malen die am Boden liegenden Leinwände, so daß sich sein Seelenzustand, seine Gefühlssituation von außen her zu einem Bildmittelpunkt konzentriert. In dem Bild „Der grüne Vogel“, der ganz verborgen am Grund des Bildes Ruhe gefunden hat, ist es die Sehnsucht nach Geborgenheit, die den Charakter des Bildes bestimmt. Diese poetisch phantasievolle Bildwelt wächst zusammen zu einer Einheit, in der Form- und Farbfragmente, Naturelemente, Tiere und Menschen, oft einander entgegengesetzt, letztlich doch zueinander finden. Der Betrachter muß jedoch bei der Anschauung der Bilder sich selbst dem freien Spiel der Phantasie überlassen, um den Zusammenhang der Bildkomposition sich erschließen zu können.

Eine durchgehend seelische Grundstimmung läßt die düstere Farbatmosphäre von *Marie Janku* erkennen. Ihre Farbströmungen sind, in einem fast musikalischen Sinne, thematisch ins Bild verflochten worden. Ihre „Nachtstücke“ geben einem Empfinden auch von Schwermut Ausdruck. Bilder wie z.B. „Nachtbrunnen“ oder „Kirchhof nachts“ geben davon beredten Ausdruck.

Der Italiener *Concettoni* stürzt sich in seinen Bildern ganz in die soziale Problematik unserer Zeit, was in dem Aquarell „Presenza christiana“ eindeutig Ausdruck findet, wo er neben die Leiden Christi Folterszenen aus unserer Zeit stellt.

Den größten Erfindungsreichtum an Themen, Form- und Farbkonstellationen vermittelt der wohl durch sein universales Künstlertum wichtigste Künstler dieses Museums: *Pellegrino Vignali*. Der ein Leben lang Analphabet gebliebene Vignali wagt es, in kühn reduzierten graphischen Signalen Welt und Dasein des Menschen, der Natur, der Tiere so zu gestalten, daß sie sich oft zu Symbolen unseres Daseins verdichten. Sie fordern den Betrachter heraus zu Anteilnahme oder Auseinandersetzung. Das gleichzeitige Vorhandensein einer kühn das Bild beherrschenden Strichführung mit einer stets phantasievollen Erfindungskraft lassen viele Bildwerke dieses Künstlers zu Bildvisionen werden, die in unserer Zeit den Rang selten gewordener Originalität beanspruchen können. Immer ist jedoch auch gegenwärtig ein abgründig zu nennender Humor, der den Blick auch zur Komik unseres menschlichen Daseins offen hält.

So unterschiedlich und höchst eigenwillig das Bild der Welt von den Künstlern dieses Museums auch gestaltet worden ist, ihr Menschsein ist immer in der Bildwerdung vollzogen worden. Jedes Bild ist von ihrem eigenen Fühlen und Denken bestimmt, so daß sich das „urtümliche Bild“ im Sinne von Leopold Ziegler in ihren Werken erhalten hat.

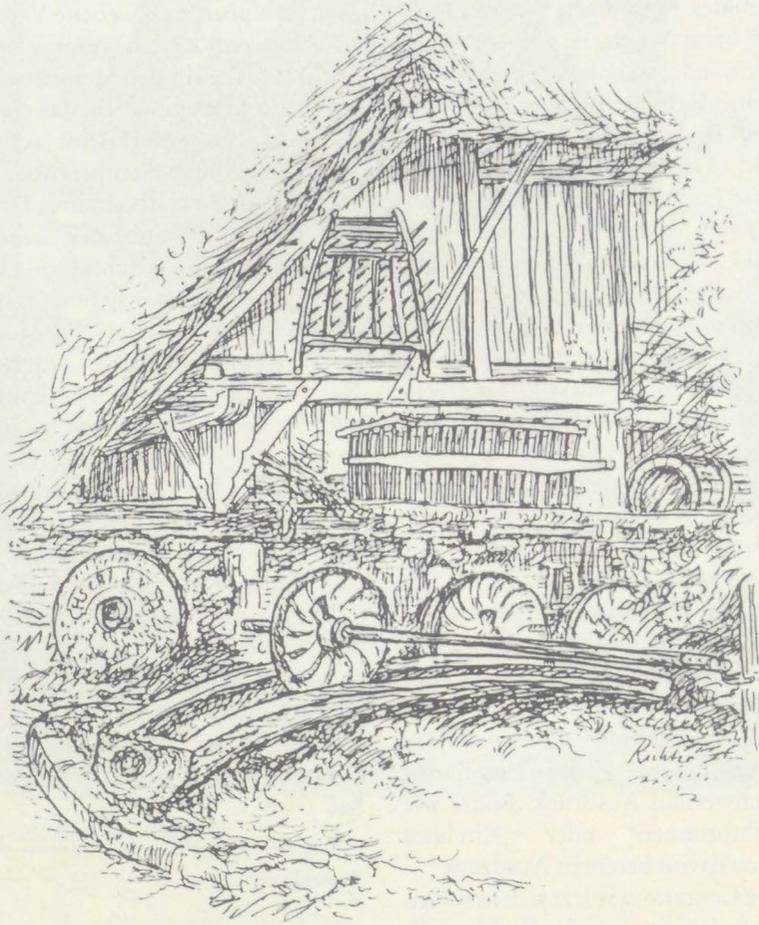
---

#### Anmerkung

<sup>1)</sup> Das Museum „Haus Cajeth“ kann täglich, außer sonntags, von 10.30 Uhr bis 18.00 Uhr besichtigt werden. Führungen sind jederzeit möglich. Voranmeldung ist zu empfehlen.

Anschrift: Museum „Haus Cajeth“, Haspeltgasse 12, 69117 Heidelberg, Tel. (0 62 21) 2 44 66.

# Geräteführer



Schwarzwälder  
Freilichtmuseum

## Bogtsbauernhof

Gutach an der Schwarzwaldbahn

# Ein Rundgang zwischen Chuuscht, Chader und Schrättelefuß

Das Freilichtmuseum Vogtsbauernhof im Gutachtal  
feiert in diesem Jahr sein 30jähriges Bestehen

*Sabine Wienker-Piepho, Freiburg*

Unter einer „Chuuscht“ oder „Kunst“ versteht man im Schwarzwald einen Nebenofen aus Kacheln, der hier meist grün ist. Das seltsame Wort leitet sich von lateinisch „castrum“ (Feuerstelle) her. Aber welcher Laie weiß schon, was ein „Chader“ (Kader) ist? Auch dieser Ausdruck hat lateinische Wurzeln, er bezeichnet die Distel (lat. cardo). Und dieser wiederum gleicht jenes stachelige, mit Eisenspitzen besetzte Brett, das zum Gleichrichten der Wolle vor dem Verspinnen diente. Es steht im Vogtsbauernhof gleich neben dem Spinnrad, und das traute Ensemble in der niedrigen Stube, deren Holzdielen anheimelnd knarren, wenn der Besucher sie betritt, vermittelt noch einiges von der eigenartigen Atmosphäre, die an manchen langen Spinnstubenabenden im Winter herrschte, an denen man sich bei schummrigen Kienspanlicht Märchen und Sagen erzählt haben mag und den neuesten Dorfklatz austauschte. Dunkel war es zumeist, die kleinen Fenster ließen auch bei Tag nur wenig Licht hindurch, und es nimmt nicht wunder, daß diese Erzählungen gelegentlich auch von bösen Dämonen handelten. Einer davon war eben jenes besagte „Waldschrättele“ und gegen ihn half nur der „Schrättelefuß“, ein Pentagramm mit fünf Zacken, das man ins Holz einritzte. Solche apotropäischen Abwehrzeichen findet der aufmerksame Betrachter im Freilichtmuseum Vogtsbauernhof an verschiedenen Stellen.

So erklären sich manche fremdartigen Begriffe, die dem Museumsbesucher heute so exotisch anmuten mögen wie das Vokabularium eines fernen Inselvolkes. Und wirklich: Wer mit all seinen Sinnen lernbegierig in die Welt des nunmehr dreißig Jahre alten Museums eintaucht, begibt sich auf eine spannende Reise in andere Dimensionen, in Werte, Vorstellungen, Kulturstrategien und -techniken. Und es kommt jeder Besucher auf seine Kosten, der architektonisch Interessierte, der Ökonom, der Ergologe, der sich für die Geräte und ihre Bezeichnungen begeistern kann, der Brauch- und Aberglaubensforscher, der Trachtenliebhaber und der Sozialhistoriker, und zwar der Wissenschaftler wie der Laie. Jeder kann aus seiner Perspektive viele Fragen an das Dargebotene stellen. Und manch einem Betrachter wird es hier vielleicht sogar gelingen, hinter den Objekten den Menschen zu sehen und neben den materiellen Objektivationen auch die geistigen Sachverhalte zu ahnen, die sich in Museen so schwer visualisieren lassen. Man muß nur genau hingucken und sich viel Zeit zum beschaulichen Bummeln nehmen. Der Rundgang beginnt hinter der Schwarzwaldbahntrasse. Auf dem gesamten Gelände von etwa vier Hektar Größe befindet sich nicht nur, wie der Name vielleicht fälschlich suggeriert, ein einzelnes Schwarzwälder Bauernhaus. Es handelt sich vielmehr inzwi-



*Bauerngarten im Freilichtmuseum Vogtsbauernhof*

(Foto: H. Hauß)

schen um siebenundzwanzig Ausstellungseinheiten, um Höfe, Speicher und Wirtschaftsgebäude nebst verschiedenen Mühlen, einem „Leibgeding“ (dem Altenteil), je einem Back- und Brennhäusle, einem Kohlenmeiler, einer Schmiede und einer Kapelle. Man kann wohl sagen, daß dieses Museumsdorf inzwischen zu einer der größten Attraktionen des Schwarzwaldes geworden ist, denn Jahr für Jahr zieht der Vogtsbauernhof mehr als 400000 Besucher an (und überflügelt damit eindeutig die Schwarzwaldklinik im Glottertal!). Von diesen Besuchern sind – laut Auskunft des jetzigen Leiters Dr. Dieter Kauß – fast ein Drittel aus den neuen Bundesländern. Darüber hinaus ist das Publikum ansonsten international. Der Vogtsbauernhof hat folglich auch eine kulturelle Botschaft zu vermitteln, die über die binnendeutschen Grenzen weit hinausgeht.

Die Geschichte des Freilichtmuseums begann vor nunmehr dreißig Jahren, als der volkskundlich versierte Historiker Professor Hermann Schilli unterhalb des Dörfchens Gutach einen Hof aus dem Jahre 1570 entdeckte, den er für repräsentativ und typisch hielt. Unter dessen riesigem, mit Stroh gedecktem Dach lebten Tiere und Menschen auf gleicher Ebene, während auf der Tenne darüber Heu und Stroh gespeichert wurden. Schilli konnte den Landkreis dazu bewegen, das Anwesen zu kaufen und ohne wesentliche bauliche Veränderungen der Öffentlichkeit zu übergeben. Das war – im Jahre 1964 – die eigentliche Geburtsstunde des Freilichtmuseums. Der Pionier Schilli hatte die Dringlichkeit des Projektes deutlich eher erkannt als die Landesregierung, und das war gewiß sein eigentliches Verdienst. Die Tübinger Volkskundlerinnen Köhle-Hezinger und Hebel beurteilen

Schillis Leistung wie folgt: „Der Untätigkeit des Landes (in Sachen Freilichtmuseen in Baden-Württemberg) standen einige örtliche Initiativen gegenüber, die unter großem persönlichem Einsatz alte Bauernhäuser ihrer Heimat vor der Zerstörung retten wollten. Die bekannteste dieser Privatinitiativen ist wohl das von Hermann Schilli geschaffene Freilichtmuseum Vogtsbauernhof im Gutachtal.“<sup>1)</sup> Das Beispiel Schilli zeigt also wieder einmal, daß ohne entschlossene Eigeninitiativen im Ländle kaum etwas bewegt wird. Heute zeichnet der Ortenaukreis als Träger mit dem Sitz des Landratsamtes in Offenburg. Die wissenschaftliche Leitung obliegt dem Kreisarchivar Dr. Kauß.

In den dreißig Jahren seines Bestehens hat das Freilichtmuseum zahlreiche Schriften, (mehrsprachige) Führer und Prospekte herausgegeben (z. B. Schilli 1975, Kauß 1985 etc.). Da sich der Aufbau eines solchen Projektes aber über Jahrzehnte erstreckt und wohl niemals abgeschlossen sein wird, handelt es sich dabei naturgemäß immer um „Zwischenbilanzen“.<sup>2)</sup> Seit der Gründung ist in der Tat viel passiert, manches Exponat ist hinzugekommen und die Erweiterung bleibt ein ständig offenes Projekt. Rund zwei Dutzend alte Hofgebäude aus dem gesamten Schwarzwald wurden im Laufe der letzten dreißig Jahre Stein um Stein und Balken um Balken abgetragen und in mühsamer Kleinarbeit von versierten Handwerkern detailgetreu hierher versetzt, „translociert“, wie der Fachmann sagt. Deshalb präsentiert das Museum in seiner heutigen Gestalt auf überschaubarem Raum auch die ganze Bandbreite der unterschiedlichen Haus- und Hof-typen des Schwarzwaldes, die jeweils ein Musterbeispiel einer ganz bestimmten, landschaftsangepaßten Bauweise darstellen. Im wesentlichen handelt es sich dabei um fünf Typen.<sup>3)</sup> Bereits zwei Jahre nach der Gründung erfolgte die Translocierung des Hip-penseppenhofes mitsamt Speicher und Kapelle und seinem charakteristischen

Glockentürmchen auf dem First von Furtwangen nach Gutach. Dieser Haustyp wird von den dortigen Einheimischen auch „Heidenhof“ genannt, weil die Leute meinten, die Bauweise gehe bereits auf vorchristliche Zeiten zurück. Sechs Jahre danach kam der Lorenzenhof aus dem Kinzigtal hinzu. Er zählt mehr als 450 Jahre und ist damit das älteste Original-Gebäude des Museums. Die anderen Haustypen stammen aus dem 16. oder 17. Jahrhundert. Die Häuser sind alle „echt“, lediglich bei zwei Objekten hatten die Spezialisten Gelegenheit, ihr Können auch an Rekonstruktionen unter Beweis zu stellen: Das Schauinslandhaus und das Hotzenwaldhaus mußten nach Originalvorbildern komplett nachgebaut werden, weil auch nach langen Verhandlungen die Gemeinden ihre raren Schmuckstücke nicht hergeben wollten und eigene kleine Museen (wie z.B. den Klausenhof in Herrischried) einrichteten.

Trotz aller dieser Neuerungen und Erweiterungen ist der dem gesamten Anwesen den Namen gebende Vogtsbauernhof selbst immer noch Hauptanziehungspunkt auf dem gesamten Areal geblieben. Sicher liegt das auch daran, daß dieser Hof ziemlich genau derjenigen Vorstellung entspricht, die man sich in der ganzen Welt von einem typischen Schwarzwälder Eindachhaus macht. Außerdem ist der Hof ästhetisch schön und vollendet in seinen Proportionen: Das tiefgezogene, strohgedeckte Walmdach, der warme Naturton des alten Holzes, der alemannische Erker, die Schauseite mit den Hängegeranien auf den Veranden, und davor möglichst noch eine Dorfschönheit in Tracht mit Schäppel oder Bollenhut – das entspricht präzise dem Image, das in der Black-Forest-Werbung aufgebaut wurde. Kein Schwarzwald-Bildband, kein Kirchwässerle und kein Heimatkalender kommen ohne diese inzwischen emblemartigen Motive aus.

Betritt man jedoch die Häuser innen, so muß man schon differenzierter hinsehen. Hier

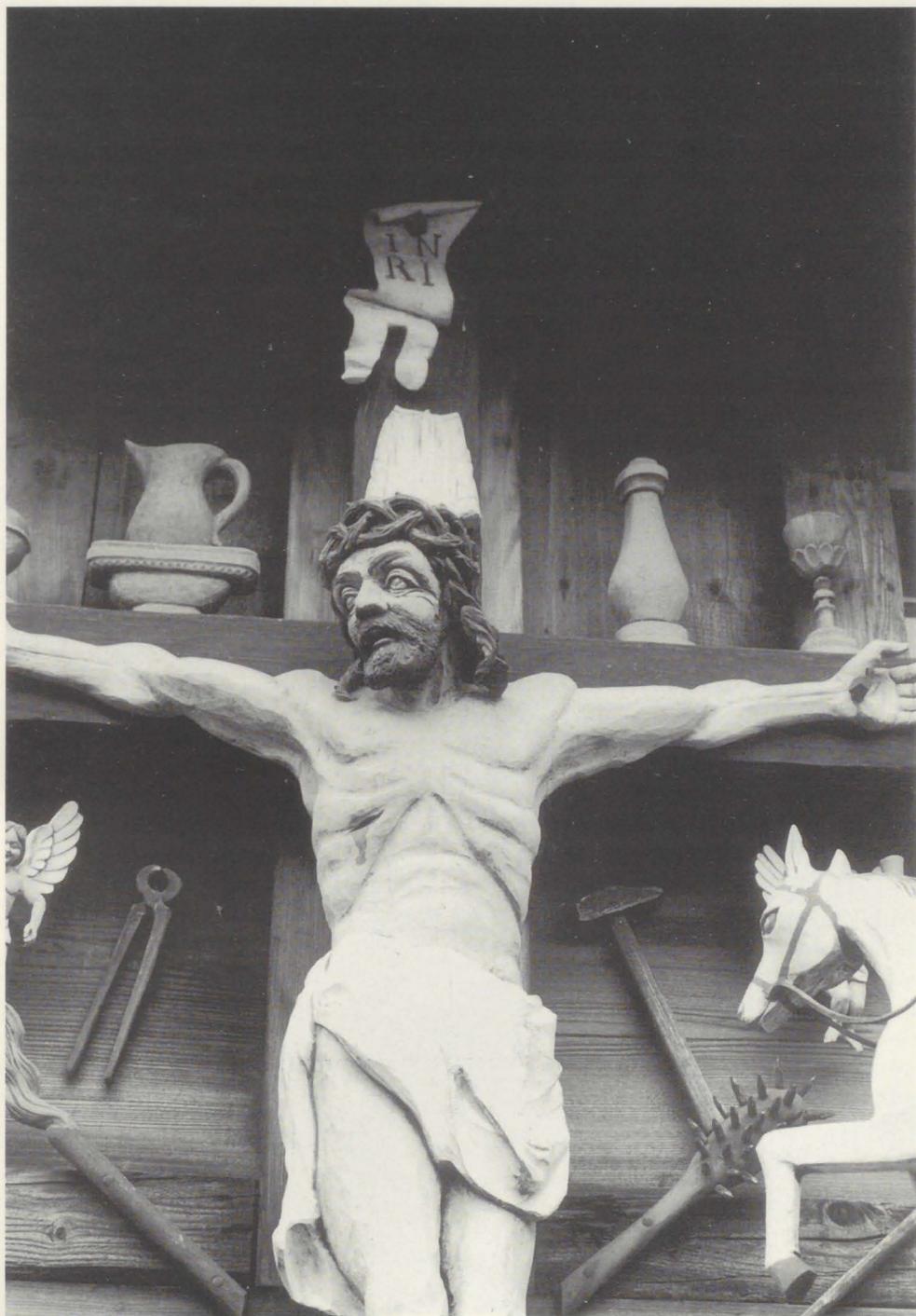
geht es weniger um Bauen als um Wohnen. Jedes Haus hat seine Eigenarten, seine besonderen Botschaften, so wie es denn auch dem Konzept entsprach, nach welchem man in erster Linie sozialgeschichtlich dokumentieren wollte. In diesem Sinne lag Schilli besonders daran, „... ein Bild von der Lebensweise der alten Schwarzwälder zu entrollen“,<sup>4)</sup> Historie der kleinen Leute sinnlich erfahrbar zu machen, Alltag zum Anfassen zu bieten. So sind die Räume gewissermaßen Gestalt gewordene „Heimatkunde“, ein Begriff, der in den letzten Jahren nicht zuletzt auch durch den Regio-Gedanken wieder Aufwind erfahren hat. Das Museum erfüllt damit insgesamt einen doppelten, nämlich sowohl konservatorischen als auch volkspädagogisch-kulturpolitischen Auftrag, wie er in der Erklärung des Verbandes europäischer Freilichtmuseen bereits in den fünfziger Jahren definiert wurde: „Unter Freilichtmuseen werden hier wissenschaftlich geführte oder unter wissenschaftlicher Aufsicht stehende Sammlungen ganzheitlich dargestellter Siedlungs-, Bau- und Wohn- und Wirtschaftsformen im Freigelände verstanden.“<sup>5)</sup>

Mit ein wenig Phantasie kann man sich das Leben der Bewohner ganz gut vorstellen. In der zweigeschossigen Küche des „Heidenhauses“, der in der Tat ältesten Hausform des Hochschwarzwaldes, entdeckt man beispielsweise ein ganzes Arsenal von Geräten, die eine Vorstellung vermitteln vom mühseligen Alltag der damaligen Hausfrau auf einem weitgehend autarken Hof. Der Raum wird bestimmt durch den offenen „Tischherd“, eine Form, die erst nach 1556 von einem geschlossenen Herd abgelöst wurde. Diesen nannte dann sein Erfinder, der Konstanzer Rastherr Zwick, „Holzersparungskunst“ (womit wir wieder bei der „Chauscht“ wären). Man sieht einen späteren Herdtyp dieser Art dann im Vogtsbauernhof. Über dem Tischherd gähnt der gewaltige, schwarze Rauchfang, wo die

Würste und der mit Recht so berühmte Schinkenspeck zu hängen pflegten. Es riecht noch immer ein bißchen nach Räucherwaren. Hat sich das Auge einmal an die Dunkelheit gewöhnt, erkennt man den Hängekessel, bei dem man „einen Zahn zulegen konnte“ (daher die Redensart), einen Schlachtblock für das Federvieh, Krüge und Fässer für Vorräte, einfaches Geschirr, tönernen Kuchenformen und natürlich das obligate Butterfaß.

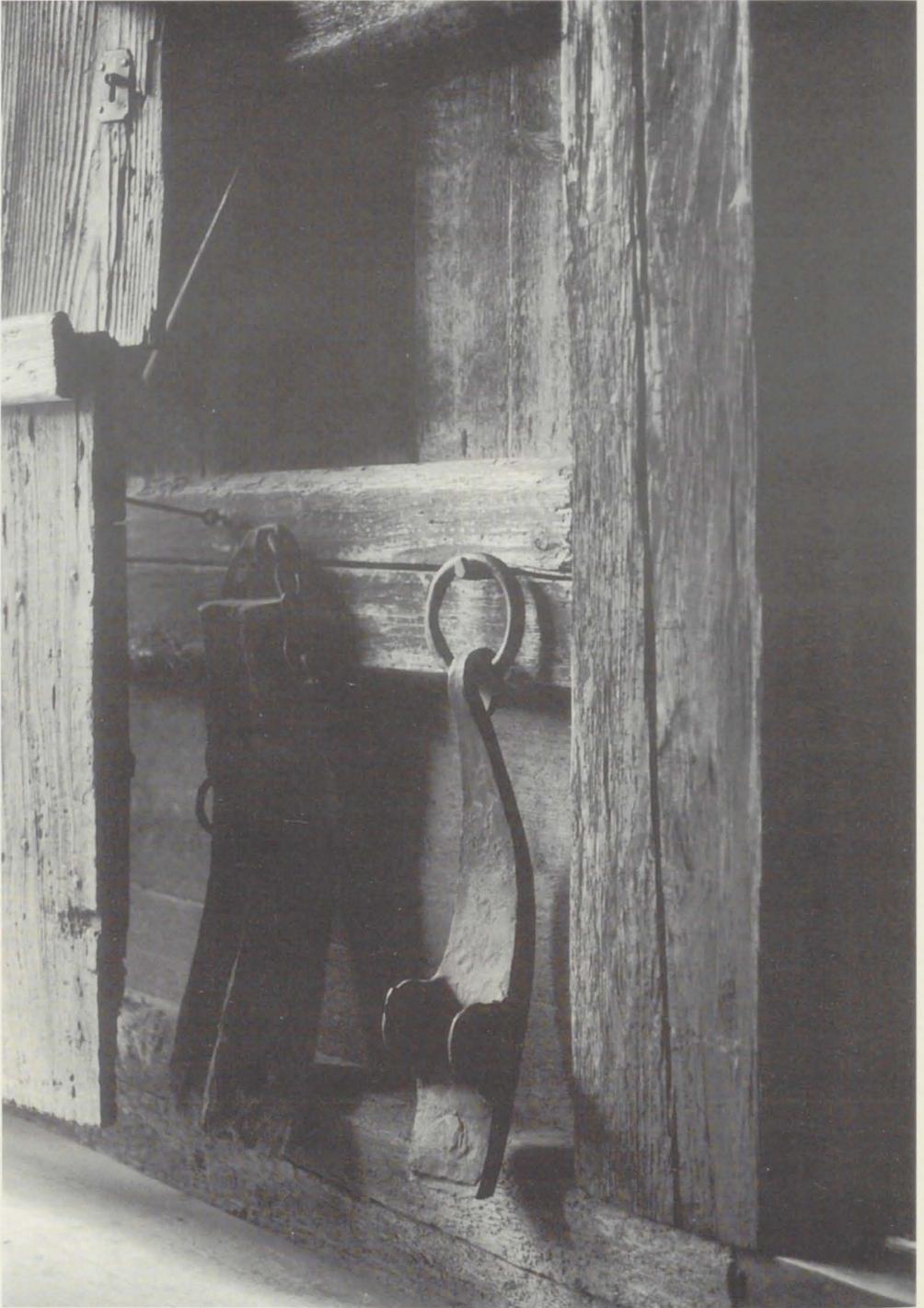
Alles im Hause ist irgendwie klein. Unwillkürlich läuft man mit eingezogenem Kopf durch die Räume und die niedrigen Türen, selbst die Betten sehen so aus, als wären sie für große Zwerge gemacht. Aber man weiß ja schließlich, daß die Menschheit im Laufe der Jahrhunderte immer größer geworden ist. Um so verwunderlicher ist es jedoch, daß selbst in den Ställen andere Proportionen herrschen. Der Stall im Hippenseppenhof wurde nämlich für die kleinste Rinderrasse Europas, für das Hinterwälder Vieh, gebaut. Damit man sich eine Vorstellung davon machen kann, hat die stets um Anschaulichkeit bemühte Museumsleitung eine fröhliche Pappkuh in Originalgröße hierhergestellt. So sind die Dimensionen auch für den des Deutschen nicht mächtigen, ausländischen Besucher besser zu verstehen.

Dort, wo früher Heu und Stroh für die damals noch schneereichen Winter lagerte, sind heute bäuerliche Arbeitsgeräte ausgestellt, deren Funktion man als Laie nicht so ohne weiteres begreift. Eggen und Gabeln für die Feldarbeit, verschiedene Arten von Sensen, Pflügen und Eggen, Schlitten und Wagen mag man ja noch identifizieren, aber „Waten“ und „Bärn“ zum Fischfang, „Trotten“, „Hanfknitschen“, „Flegel“ und „Kleiekotzer“ muß man sich auch als Einheimischer schon gelegentlich erklären lassen. Um so mehr leuchtet die Aufgabe des Rettens und Bewahrens ein, der sich solche Museen in einer andauernden „fünf Minuten vor Zwölf“-Stimmung verschrieben haben, und



*Das Longinuskreuz des „Hippenseppenhofes“*

(Foto: H. Hauß)



*Radschub*

566

(Foto: H. Haufß)

um so mehr ist es auch zu begrüßen, daß nach Auskunft des Leiters seit 1991 verstärkt Wert gelegt wird auf eine fundierte Museumsdidaktik. Wer tiefer in die Materie eindringen will, kann übrigens auch wechselnde Sonderausstellungen und Vorträge besuchen sowie neuerdings sogar auf eine Fachbibliothek zurückgreifen, die sich seit einigen Jahren im Aufbau befindet.<sup>3)</sup>

Reine volkskundliche Wissensvermittlung ist aber nicht allein das Hauptanliegen der Museumsleitung. Ebenso wichtig ist die Ästhetik des Gesamteindrucks und – neben der Kultur – die äußere Gestaltung der Naturgegebenheiten. Überall blüht und grünt es. Verschiedene Obstbäume, Beerenobst und Korbweiden demonstrieren, wo die Wäldler ihre Rohstoffe hernahmen. Selbst jene Besucher, die auf Spezialwissen in Sachen Kräutergarten erpicht sind, kommen in Gutach neuerdings auf ihre Kosten. Hier wachsen neben den regiospezifischen Gemüsen über 100 verschiedene Heil- und Giftpflanzen – und alle stammen aus dem Schwarzwald.

Die Farben im Inneren der Häuser sind eher gedämpft, obgleich die Bewohner es liebten, die Düsternis ihrer Räume mit bunten Möbelbemalungen etwas aufzulockern. Man benutzte indessen meist Käsefarben, die im Laufe der Jahre noch verblaßten. Nur die Bollen, die die unverheirateten Mädchen auf dem Kopf trugen, waren wirklich leuchtend rot. Neben diesen Hüten besteht heute der einzige farbliche Knalleffekt im unzeitgemäßen Feuerlöscher, den man notgedrungen allenthalben sieht. Rauchen ist denn auch überall auf dem Gelände strengstens verboten und man kann sich ja auch unschwer vorstellen, daß die jahrhundertalten Hölzer und die Strohdächer brennen

würden wie Zunder. Weil die Bauern aber auch damals schon vor nichts soviel Respekt hatten, wie vor der verheerenden Gewalt der Flammen, standen Back- und Schnapsbrennhäusle auch abseits vom Hof, und das im Hause befindliche Herdfeuer wurde um so ängstlicher gehütet. Dies geschah zum Teil wiederum mit magischen Formeln, die man ebenfalls einritzte oder einfach laut auf sagte.

Das Freilichtmuseum Vogtsbauernhof ist mittlerweile eines der ältesten und wissenschaftlich solidesten Projekte dieser Art in Deutschland. Jeder Anklang an Disneyland oder Märchenpark<sup>1)</sup> ist von Anfang an vermieden worden. Das Unternehmen wirkte vielmehr in seiner Gesamtheit beispielgebend für viele ähnliche Anlagen in Ost und West. Eine große Reklame oder besondere „besucheraktivierende Maßnahmen“<sup>2)</sup> hat es nie nötig gehabt, der Zulauf war stets gesichert. Trotzdem verläuft sich das Publikum bislang, noch ist es eigentlich nie überfüllt gewesen. Manch einem Freiburg-Touristen, der zu Recht bedauert, daß er in der Schwarzwaldmetropole selbst so gut wie nichts von der Kultur des ländlichen Umraumes vermittelt bekommt, dem sei daher gesagt, daß die landschaftlich äußerst reizvolle Fahrt dorthin nicht länger als 40 Minuten dauert. Sie lohnt sich in jedem Fall. Das Museum ist in den Monaten April bis November täglich (auch montags) von 8.30 bis 17.00 Uhr geöffnet und jeder Besucher kann sich einstündigen Führungen mit unterschiedlichen Themenschwerpunkten anschließen oder Sonderführungen vereinbaren. Näheres erfährt man von freundlichen Mitarbeitern unter der Telefonnummer 0 78 31/2 30.

---

Anmerkungen

<sup>1)</sup> Köhle-Hezinger, Christel und Hebel, Karin: Voruntersuchung über die Einrichtung eines regionalen Freilichtmuseums im Landkreis Esslingen, S. 1 und 7, Esslingen-Tübingen: Büro Marzahn (1980)

<sup>2)</sup> Dettmer, Hermann: Das Bauernhausmuseum Wolfegg. Ländliche Bauten im südlichen Oberschwaben und im westlichen Allgäu, S. 7. Bergatreute: Eppe (1987)

<sup>3)</sup> Kauf, Dieter: Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach. In Museums-Magazin 2 (1985) 77 – 83

<sup>4)</sup> Schilli, Hermann: Das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Der Vogtsbauernhof“, S. 6, mit Fotos von Heinz Finke und Rolf Heik. Lahr: Schauenburg (1975)

<sup>5)</sup> Zippelius, Adelhart (Hg.): Handbuch der europäischen Freilichtmuseen. Schriften d. Rheinischen Freilichtmuseums für Volkskunde in

Kommern, Bd. 7, S. 30, Bonn: Habelt (1974) vergriffen

<sup>6)</sup> Assion, Peter und Brednich, Rolf-Wilhelm: Bauen und Wohnen im deutschen Südwesten. Stuttgart (1984)

<sup>7)</sup> Museums-Magazin: Aus Museen und Sammlungen in Baden-Württemberg 2, hg. von der Landesstelle für Museumsvertretung Baden-Württemberg und Württemberg. Landesmuseum Stuttgart in Verbindung mit dem Badischen Landesmuseum Karlsruhe in Zusammenarbeit mit dem Museumsverband Baden-Württemberg e.V. Stuttgart: Theiss (1985)

<sup>8)</sup> Schilli, Hermann und Dieterle, Gustav: Freilichtmuseum Vogtsbauernhof. Gutach an der Schwarzwaldbahn. Tübingen: Metz (o.J.)

<sup>9)</sup> Schöck, Inge und Gustav: Häuser und Landschaften in Baden-Württemberg. Tradition und Wandel ländlicher Baukultur

<sup>10)</sup> Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof bei Gutach im Schwarzwald. Führer durch das Museum, Freiburg: Rebholz 5. Aufl. (1977)

# 250 Jahre Michaelskapelle bei Bruchsal-Untergrombach

*Josef Lindenfesler, Untergrombach*

Bei einem Besuch auf dem Michaelsberg im August 1742 stellte Fürstbischof Hugo Damian von Schönborn fest, daß die Michaelskapelle „fast ganz zu Boden gelegen“ und für den großen Zulauf und die Prozessionen zu klein war. Sogleich beauftragte er seinen „Zimmerballier“ und Werkmeister Stahl mit der Fertigung eines Planes und der Ausführung der Bauarbeiten. Der bekannte Schönbornsche „Bauwurm“, dem so manches neue Gotteshaus im Hochstift Speyer zu verdanken war, konnte die alte Wallfahrtsstätte auf dem Michaelsberg nicht verkommen lassen. Nach seiner Rückkehr nach Bruchsal verfaßte er am 17. August einen Aufruf zur Sammlung für die Rettung und Vergrößerung der Michaelskapelle. Da die nötigen Mittel dazu fehlten, ersuchte er die Gläubigen eindringlich „zur Erlangung des

göttlichen Segens für unser Bistum und Land auch für die Zukunft um eine Beisteuer für dieses Werk“. Um ein gutes Beispiel zu geben, spendete er aus seiner Privatkasse 100 Gulden und aus der Kamerkasse 300 Gulden.

Schon im September 1742 begannen die Arbeiten, und im gleichen Jahr noch wurde der Grundstein gelegt. Erhebliche Schwierigkeiten waren zu überwinden, denn alles Material mußte mit Fuhrwerken den steilen Berg hochgebracht werden. Auch an Wasser mangelte es, denn das Wasser aus der nahen Quelle und der aufgefangene Regen allein reichten nicht aus. Trotzdem schritten die Arbeiten zügig voran. Mit der „Eindeckung des Turmes mit Schiefer im Spätsommer 1744“ war das Gotteshaus vollendet und erhielt alsbald, vermutlich zum Michaelsfest



*Untergrombach mit Michaelsberg um 1870*

(Repro nach einer Lithographie)



*Michaelskapelle von Westen*

(Foto: Josef Lindenfesler, Untergrombach)



*Innenraum der Kapelle*

(Foto: Josef Lindenfelser, Untergrombach)

am 29. September, von Fürstbischof Franz Christoph von Hutten – Schönborn war am 19. August 1743 gestorben – die bischöfliche Konsekration.

### **Der Michaelsberg in vorchristlicher Zeit**

Mit 272 m ist der Michaelsberg die höchste Erhebung am Westrand des Kraichgauer Hügellandes. Zu allen Zeiten übte der Berg eine große Anziehungskraft auf die Menschen aus. Bereits 3 600 bis 2 500 v. Chr. sie-

delten jungsteinzeitliche Bauern auf der Kuppe des Berges und betrieben Ackerbau und Viehzucht. Ihre Siedlung umgaben sie mit einem Graben nebst Palisaden, um sich und das Vieh zu schützen. Die in Erdgruben gefundene Keramik weist eigenwillige Formen auf, von denen der sog. Tulpenbecher als besonders typische Form anzusehen ist. Die Fundorte dieser Menschengruppe erstreckten sich vom Oberrheintal über den Kraichgau bis zum Rhein-Main-Gebiet und darüber hinaus. Namengebend für den



Deckengemälde von Kitschker: St. Michael

(Foto: Josef Lindenfelser, Untergrombach)

„Michelsberger Kulturkreis“ wurde der hiesige Michaelsberg als erste größere Fundstelle (mundartlich „Michelsberg“ genannt). Nach dem Verschwinden der jungsteinzeitlichen Menschen klaffte eine längere Siedlungslücke, denn erst wieder in der Latènezeit (etwa ab 500 v. Chr.) waren Siedler auf dem Berg festzustellen, ihre Spuren wurden südlich und südwestlich der Kapelle gefunden. Von den Römern, die auf die Kelten folgten, waren auf dem Michaelsberg keine Bodenzugnisse anzutreffen. Dagegen

errichteten sie etwa 2 km weiter östlich im Gewann Steinhäufen auf Obergrombacher Gemarkung eine „villa Rustica“, die ca. 150 Jahre Bestand hatte. Jedoch belegen die Gewanne „Remmerich“ (Römerreich) und „speculum auf dem Horne“ (Spiegelberg) eine römische Anwesenheit auf dem Michaelsberg. Unklar ist, ob auf der Kuppe des Berges sich ein Wachtposten zur Sicherung der am Fuße des Michaelsberges verlaufenden römischen „Bergstraße“ befand. In nachrömischer Zeit ließen sich die Alemannen und die nach-

folgenden Franken im wasserreichen Grombachtal nieder, von wo aus sie sicher auch die fruchtbaren Äcker auf dem Berg bewirtschafteten.

### Michaelsheiligtum anstelle heidnischer Opferstätte?

Christliche Kultstätten zu Ehren St. Michaels wurden von den iro-schottischen Mönchen auf päpstliches Anraten bevorzugt anstelle heidnischer Denkmale errichtet. Auf dem Konzil von Mainz 813 wurde das Fest St. Michaels zeitlich „in der bisher zur Verehrung Wotans geheiligten Woche von Herbstbeginn an“ festgelegt. Im deutschen Südwesten, aber auch im übrigen Europa, finden wir auf Bergen Heiligtümer zu Ehren St. Michaels, „dem unbesiegbaren Gottesheld“, dessen Name gleichsam sein Kampfruf ist: „Wer ist wie Gott?“

Bei Cleebrohn und bei Gundelsheim am Neckar, um nur zwei Beispiele aus der näheren Umgebung zu nennen, stehen Michaelskapellen auf uraltem Siedlungsboden, auf deren Platz auch heidnische Weihesteine geborgen wurden. Für die Michaelskapelle bei Untergrombach liegen weder Bodenfunde noch irgendwelche sonstigen Belege über die Frühzeit vor. Trotzdem kann sicher auch hier davon ausgegangen werden, daß anstelle eines heidnischen Götterkults die Verehrung St. Michaels gesetzt wurde. Die Anfänge eines Michaelsheiligtums auf dem Berg dürften somit auf die Zeit der Christianisierung zurückgehen. Diese Annahme wird auch durch die überlieferte Drachensage vom Michaelsberg gestützt.

In der Kunst wurde und wird auch heute noch St. Michael mit einer Lanze in der Hand im Kampf gegen den Drachen dargestellt. Unsere Vorfahren hatten die Vorstel-



Deckengemälde von Kitschker: St. Gabriel

(Foto: Josef Lindenfelser, Untergrombach)



Kreuzaltar von Tobias Günther, 1792 (Foto: Josef Lindenfesler, Untergrombach)

lung von einem realen Drachen, der aber gleichzusetzen war mit dem Bösen schlechthin, also auch mit dem heidnischen Götterkult. In diesem Zusammenhang ist die Niederschrift von Pfarrer Rinckleb in dem „Status der pfarrey Büchenau“ im Jahre 1747 von Interesse, die auszugsweise wiedergegeben werden soll: „Es ist mir glaublich ... erzehlet worden, ... daß vor langer Zeit auf dem nunmehr genannten St. Michaelis Berg und in derselben gegend, auch herunter im thal, weil alles mit waldt verwildet und mit morast ausgefüllet gewesen, viele Drachen und andere vergiftete Thiere sich aufgehalten, welche

der gantzen nachbarschaft, ..., großen schaden veruhrsacht, viele leuthe und viehe getödtet und alles unsicher gemacht. Diesem Übel nun abzuhelfen hab ein zeitlicher Bischoff zu Speyer auf besagtem Berg ein Kleine Capel zu Ehren des heyligen Ertz-Engels Michaelis bauen, auf den Berg öffentlich processionen führen und andachten halten lassen, worauff das übel aufgehört und bißhiever alles sicher geweßen.“

Eine etwas abweichende mündliche Überlieferung, die auch Wetterer festhielt, berichtete von einem Drachen, der in einer Höhle auf dem Berg gehaust haben soll und jede



*Barocke Kanzel und rechter Seitenaltar mit Immakulata*

(Foto: Josef Lindenfesler, Untergrombach)

Woche von den Talbewohnern ein Menschenopfer forderte. In ihrer Not baten die Menschen den Bischof von Speyer, er möge ihnen Mönche senden, um dem Treiben des Drachens ein Ende zu bereiten. Mit vorgehaltenem Kreuz stiegen die Gottesmänner auf den Berg, und siehe da – der Drache zog sich in seine Höhle zurück. Die Mönche errichteten eine Kapelle zu Ehren St. Michaels, wobei sie den Altar genau über den Eingang zur Höhle stellten.

Beide Versionen der Drachensage haben eines gemeinsam, ein Bischof von Speyer sandte auf Verlangen Mönche, um das

„Böse“ zu bannen und die christliche Botschaft zu verkünden. Im Kampf gegen die heidnischen Götter setzten sie auf den Beistand St. Michaels, „dem starken Helden, dem Fürsten der himmlischen Heerscharen“.

Die Drachensage hatte um die Jahrhundertwende noch ein Nachspiel, denn der Volksglaube hielt unbeirrt daran fest, daß der Drache unter dem Altar noch lebte. Wörsdörfer, ein Mitglied der Brüdergemeinschaft, bestellte eines Tages kräftige Männer mit Brecheisen auf den Berg. Er ließ alle Türen und Fenster der Kapelle verschließen und



*Immakulata von Joachim Günther, 1755 (Vater des Tobias Günther)*

(Foto: Josef Lindenfelser, Untergrombach)



St. Michael, linker Seitenaltar

(Foto: Josef Lindenfelder, Untergrombach)

vorsichtig die Bodenplatten vor dem Altar anheben. Sofort stießen die Männer mit ihren Werkzeugen in eine sichtbar gewordene Öffnung. Sie fuhren mit den Eisenstangen so lange in das Loch, bis ein verdächtiges Rascheln erloschen war. Einer der Männer traute sich nachzusehen und entdeckte, daß sie lediglich ein Bündel Papiere zerstampft hatten!

### Von der Kapelle aus Holz zur viel besuchten Wallfahrtsstätte

In der zuvor schon aufgeführten Niederschrift von Pfarrer Rinckleb wird auch von

einer Kapelle berichtet, „in welcher man kaum hat Meß lesen können“. Sicher handelte es sich um ein kleines Kirchlein aus Holz, wie es auf dem Land üblich war. Wann eine Michaelskapelle erstmals errichtet wurde ist nicht bekannt, ihre erste urkundliche Erwähnung datiert aus dem Jahre 1346. Das Engelhofgut, auch Engelgut genannt, wurde schon früher, nämlich 1311, anlässlich einer Schenkung des Anwesens von Bischof Sigibodo II an das Marienbenefizium im Dom zu Speyer, erwähnt. Nach fränkischem Recht war der Lebensunterhalt des Kapellendieners mit einem halben Mansus, etwa 15 – 20 Morgen, bebaubaren Landes zu sichern. Weltlicher und geistlicher Herr für



**Vierzehn Nothelfer** (von oben links):

(Foto: Josef Lindenfesler, Untergrombach)

- S. Catbarina, 307 enthauptet, Gedenktag 25. November, angerufen bei Leiden der Zunge und der Sprache
- S. Vitus, um 300 gemartert, Gedenktag 25. Juni, Helfer gegen Anfälle und in Notlagen
- S. Barbara, 307 enthauptet, Gedenktag 4. Dezember, angerufen bei Fieber und Patronin der Sterbenden
- S. Blasius, 288 enthauptet, Gedenktag 3. Februar, angerufen bei Halsschmerzen
- S. Margareta, 307 enthauptet, Gedenktag 20. Juli, Schutzpatronin der Gebärenden
- S. Cyriakus, um 300 enthauptet, Gedenktag 8. August, angerufen in der Todesstunde
- S. Erasmus, um 300 enthauptet, Gedenktag 2. Juni, angerufen gegen Schmerzen des Unterleibs
- S. Achatius, 307 enthauptet, Gedenktag 8. Mai, angerufen bei Lebens- und Todesangst
- S. Egydius, 725 gestorben, Gedenktag 1. September, Beschützer der Hirten und des Viehs
- S. Dionysius, im 3. Jh. enthauptet, Gedenktag 9. Oktober, angerufen bei Kopfleiden
- S. Eustachius, um 100 enthauptet, Gedenktag 20. September, Patron in schwierigen Lebenslagen
- St. Georg, um 300 gemartert, Gedenktag 23. April, angerufen gegen Seuchen bei Haustieren
- St. Pantaleon, 305 gemartert, Gedenktag 27. Juli, Patron der Ärzte
- St. Christophorus, um 250 enthauptet, Gedenktag 24. Juli, Patron der Reisenden, Helfer gegen plötzliche

Gefahren

Die Vierzehn Nothelfer wurden bereits im 9. Jahrhundert angerufen und verehrt. Erst im Laufe des Mittelalters wurden den einzelnen Heiligen ein bestimmter persönlicher Beistand und eine erhoffte Hilfe zugesprochen. Jedem der Nothelfer wurden eigene Attribute zugeordnet.

das Grombachtal war zu diesem Zeitpunkt der Bischof von Speyer.

Im übrigen sind die Nachrichten aus dem Mittelalter über die Kapelle sehr spärlich. Erst die wirtschaftliche Blüte im 15. Jahrhundert, die den Kirchenbau förderte, kam auch der Michaelskapelle zugute. Bischof Rammung von Speyer (1464 – 1678) veranlaßte 1472 die aus Holz bestehenden Kapellen auf dem Michaelsberg und St. Maria in Waghäusel durch Steinbauten zu ersetzen. Baumeister Hensel (Hans) Frosch wurde mit dem Neubau der Michaelskapelle beauftragt. Der Grundstein mit dem Hinweis auf die Errichtung und den Baumeister ist in der Nordwand des Turmes eingemauert. Ein Bild der Kapelle gibt es nicht, nur ihre Maße sind bekannt: sie war 17,40 m lang, 5,80 m breit und 4,35 m hoch. Von Hensel Frosch wurde zwei Jahre danach auch die Untergrombacher Pfarrkirche errichtet. Die Zeichnungen, die vorhanden sind, zeigen, daß er seine Kirchenbauten mit ansprechenden gotischen Formen ausstattete. Wie im Mittelalter üblich, war die Kirche von Westen nach Osten ausgerichtet. Im Innern waren drei Altäre, den Erzengeln gewidmet, und eine steinerne Kanzel aufgestellt. Am Ostgiebel lehnte sich ein kleines Wohnhaus für den Kapellendiener an, der den Inhaber des Engelhofgutes in der Aufsicht und Pflege der Kapelle ablöste.

Nach dem Neubau wurde die Wallfahrtskirche mit Ablässen ausgestattet. Die Tage, an denen ein Ablass gewonnen werden konnte, zogen zahlreiche Pilger an. Drei Feste wurden vor allem gefeiert: das Fest des hl. Josef, St. Michaelserscheinung (meist Ostermontag, später am 8. Mai) und Michaels Weihe am 29. September, das als Hauptfest besonders festlich begangen wurde. Der Zustrom der Gläubigen war an diesem Tag am größten, die Prozession auf den Berg wurde vom Untergrombacher Schützenkorps mit 12 Mann begleitet. Außerhalb der Festtage oblag es dem Kapellendiener, einem Eremiten,

mit den Besuchern zu beten und Andachten zu halten. Im übrigen aber war der Pfarrer von Untergrombach für die geistliche Betreuung der Wallfahrer zuständig.

Die unruhigen Zeiten des 16. Jahrhunderts mit Bauernkrieg und religiösen Auseinandersetzungen beeinträchtigten die Wallfahrt auf den Michaelsberg erheblich. Rings um das Hochstift Speyer waren die Landesfürsten zum Protestantismus übergetreten. Mit dem Rückgang der Wallfahrt gingen auch weniger Spenden für fällige Reparaturen ein, so daß erst 1584 die „sehr verfallene Kapelle“ gründlich renoviert werden konnte.

Die Michaelskapelle hat offenbar den 30jährigen Krieg (1618–1648), der die Einwohnerschaft Untergrombachs von 192 Familien auf 122 Personen reduzierte, ohne größere Schäden überstanden. Auch der Pfälzische Erbfolgekrieg (1688–1697), der zahlreiche Orte im Rheintal in Flammen aufgehen ließ, richtete auf dem Berg keinen Schaden an. Bereits zwischen den beiden Kriegen erlebte die Wallfahrt zum Heiligtum St. Michaels eine neue Blüte. Pfarrer Flörchinger berichtete 1675, daß die Kapelle wohl gebaut und schön verziert sei. Das Visitationsprotokoll von 1683 vermeldet, daß zahlreiche Prozessionen und Wallfahrten den Michaelsberg aufsuchten. Größere Feiern fanden am Oster- und Pfingstmontag sowie am Michaelsfest (29. September) statt, „wo die ganze Nachbarschaft zusammenströmte“. Ganz offensichtlich haben sich auch die Zuwanderer aus dem katholischen Tirol und dem Wallis schnell mit den verbliebenen Einheimischen in ihren Anliegen zusammengefunden. In dieser Zeit wurden der Michaelskapelle drei silbervergoldete Meßkelche geschenkt, sicher ein Zeichen dankbarer Wertschätzung.

Die etwa alle 25 Jahre notwendige Renovierung der Kapelle konnte in diesen Jahren aus dem Fonds und Spendengeldern beglichen werden. Jedoch war das Bauwerk nach über

300 Jahren, in denen es jedem Wetter ausgesetzt war, in einem sehr schlechten Zustand. Es war ein Glücksfall, daß zur Zeit der um 1740 fälligen Instandsetzung ein von der „Bauleidenschaft“ besessener Schönborn den bischöflichen Stuhl innehatte.

### **Barocker Neubau – ein Ansporn für die Wallfahrt**

Johann Georg Stahl, der, wie schon erwähnt, den Bau plante und ausführte, gab dem Grundriß der Kapelle die Form eines griechischen Kreuzes. Nach Osten bildet eine flache Apsis den Abschluß, im Westen wird die Kapelle vom Turm, dessen unteres Geschoß zum Langhaus hin offen ist, begrenzt. Der verhältnismäßig hohe Innenraum wird von einem flachbogigen Tonnengewölbe überbrückt. Drei große Altäre wurden den Erzengeln St. Michael, Gabriel und Raphael gewidmet. Schönborn wollte die Altarblätter noch malen lassen. Nur das Bild von St. Michael, das Ulrich Brandmaier aus Bruchsal 1743 schuf, befindet sich wieder im Besitz der Kapelle. Durch die Vergrößerung der Kapelle mußte auch für den Kapellendiener im Anschluß an den Chor ein neues Wohnhaus erstellt werden.

Die Kirche wurde mit ihrer Länge von 31 m fast doppelt so groß als zuvor. Die Baukosten betragen 3 686 Gulden und 31 Kreuzer, sie wurden mit Beiträgen aus dem Fonds, Zuschüssen und Spendengeldern aufgebracht. Lediglich die Kosten der Schieferdeckung des Turmes mit 160 Gulden blieben zu Lasten des Kapellenfonds noch offen. Aus den Gemeinden und Pfarreien rechts des Rheins, von Rastatt bis Rotenberg, gingen 858 Gulden und 40 Kreuzer an Spenden ein, die linksrheinischen Gemeinden, von Lauterburg bis Schifferstadt, steuerten 308 Gulden bei.

Dieses weite Echo auf den Spendenaufruf Schönborns hatte sicher seinen Grund in der tiefen Frömmigkeit jener Zeit, aber auch im

bescheidenen Wohlstand, der sich – soweit es das Hochstift Speyer betraf – durch die kluge Politik des Fürstbischofs eingestellt hatte. Die Heiligen- und Reliquienverehrung nahm zu und Gebetsbruderschaften pflegten das Rosenkranzgebet. Die barocke Volksfrömmigkeit äußerte sich insbesondere in Prozessionen und Wallfahrten zu fernen und nahen Wallfahrtstätten, um im gemeinsamen Erleben an der von ihnen ausgehenden Gnade teilhaben zu können. Die Michaelskapelle selbst besaß weder Reliquien noch verehrungswürdige Bildnisse. Die Wallfahrt hier galt der Verehrung St. Michaels, dessen Beistand sich die Gläubigen mit Gebet und Gesang sichern wollten. 1756 wurde eine Schutzengelbruderschaft gegründet, deren Mitglieder an bestimmten Tagen in der Michaelskapelle einen Ablass gewinnen konnten.

Der Kapellendiener war dem wachsenden Ansturm der Pilger nicht gewachsen. Der Bischof bat daher beim Kapuziner-Provinzial in Mainz um Patres zur „Bedienung der Kapelle und vielen Tausend Leute“, die jährlich auf den Berg kamen. Von vornherein wurde bestimmt, daß nur ein „Eremitorium“ und kein Kloster eingerichtet werden soll. 1754 bezogen zwei Mönche und ein Laienbruder die Wohnung des bisherigen Kapellendieners, dem zuvor gekündigt worden war. An Tagen ohne Prozessionen waren die Patres nicht genügend beschäftigt; mancherlei Klagen wurden erhoben, die auch den Landesherrn erreichten, so daß er sich 1765 äußerte, er wolle keine „Trierer Mönche“ mehr haben. Als dann noch ledige Schwangere in ihrer Not auf den Berg zu Entbindungen kamen, beorderte Fürstbischof Stirum 1777 die Patres in das Kloster in Bruchsal zurück. Aus den alten Berichten geht jedoch hervor, daß die Geistlichen nichts von den Vorkommnissen gewußt haben. Von jetzt an war nur noch ein „Stationarius“ auf dem Michaelsberg, solange Wallfahrer zu betreuen waren.



*Prozession auf den Michaelsberg (1972) (Foto: Josef Lindenfelser, Untergrombach)*

Fürstbischof Stirum wollte eine gewisse Ordnung in die Wallfahrt hineinbringen. Nach den Erhebungen kamen die meisten Prozessionen aus den Ortschaften am Kraichgaurand von Weingarten bis Stettfeld und Zeutern. Die Gemeinden des Bruhrains zogen die Wallfahrt zum Marienheiligtum in Waghäusel vor. Die ermittelten Zeiten wurden den Pfarreien mit der Weisung bekanntgegeben, die festgelegten Tage bei Vermeidung einer empfindlichen Strafe einzuhalten. Zwischen den Koalitionskriegen mit den schlimmen Begleiterscheinungen für die

Bevölkerung mehrten sich die Wallfahrten so stark, daß an manchen Tagen 8 – 10 Prozessionen zur Michaelskapelle kamen. Das bischöfliche Generalvikariat verfügte daher am 30. Juli 1799 folgende Prozessionsordnung:

1. am 3. Sonntag nach Ostern Bruchsal, Ober- und Untergrombach,
2. am 4. Sonntag nach Ostern Büchenau, Neuthard und Jöhlingen,
3. am Sonntag nach St. Vitus Bruchsal, Ubstadt, Stettfeld und Zeutern,

4. an den folgenden Sonntagen

a) Weiher, Jöhlingen und Neuthard,

b) Büchenau, Ober- und Untergrombach,

5. an den Sonntagen nach dem St. Michaelsfest

a) Bruchsal und Ubstadt,

b) Weiher, Stettfeld und Zeutern,

c) Jöhlingen und Neuthard,

d) Büchenau, Ober- und Untergrombach.

### **Markgräfin Amalie rettet die Michaelskapelle**

Die mit dem Reichsdeputationshauptschluß 1802 verfügte „Flurbereinigung“ traf auch das Hochstift Speyer, dessen rechtsrheinisches Gebiet Baden zugeschlagen wurde. Das Kirchenvermögen wurde vom badischen Staat vereinnahmt, soweit es nicht für die Gemeindegeldbesorgung bestimmt war. Mit der Verwaltung und Verwertung des kirchlichen Gutes wurde die Katholische Kirchenkommission in Bruchsal von der Regierung beauftragt; sie hatte auch über die Michaelskapelle und das Engelhofgut zu befinden. Die Kommission war sich mit dem bischöflichen Vikariat darin einig, die Kapelle nicht mehr für gottesdienstliche Zwecke benutzen zu lassen; um dies für die Zukunft zu verhindern, war sie abzureißen. Das Engelhofgut ging in den Besitz der badischen Domänenverwaltung über.

Am 3. Februar 1806 schrieb die Kirchenkommission an den Kurfürsten in Karlsruhe: „Die Demolierung der Michaelskapelle und Veräußerung des dabei befindlichen Kapuzinerhospitii finde nunmehr keinen weiteren Anstand und könne nun bewerkstelligt werden.“ Dem letzten Kapuziner auf dem Berg, Pater Sanderadus, wurde der Beschluß des Geheimen Rates vom 6. März 1806, die Kapelle zu schließen und „auf Abbruch“ zu versteigern, eröffnet. Die auf den 15. April 1806 angesetzte Versteigerung verlief ergebnislos. Der Wunsch der Gemeinden Ober- und Untergrombach, die

Kapelle weiter für Gottesdienste verwenden zu können, wurde abgelehnt.

Nach vergeblichen Versuchen der Behörde, die Kapelle loszuwerden, bekundete Markgräfin Amalie, bekannt als „Schwiegermutter Europas“, ihr Interesse an einem Kauf. Für 500 Gulden wurde ihr schließlich der „Michaelsberg“ überlassen. Mit dem Kaufpreis wurde lediglich das Gelände unmittelbar um die Kapelle abgegolten, für das Gotteshaus wurde kein Entgelt angesetzt, da für einen Abbruch kein Gebot erzielt werden konnte. Die Auflage, die Kapelle zu demolieren, ließ die zuständige Stelle fallen. Die Markgräfin – sie hatte ihren Witwensitz im Bruchsaler Schloß – war offensichtlich den Kauf nur zum Schein eingegangen, denn wenige Tage später, am 28. März 1806, trat sie ihre Erwerbung an den Postmeister von Müller in Bruchsal ab. Gegen den Willen der Kirchenkommission und des Vikariats erreichte der neue Eigentümer beim Fürstbischof, dem im Schloß Räume überlassen worden waren, die Genehmigung, an Sonn- und Feiertagen in der Kapelle mit seiner Familie Gottesdienste feiern zu dürfen. Da die Einrichtung vollständig verkauft bzw. an arme Gemeinden verschenkt worden war, ließ von Müller einen einfachen Altar herstellen; die notwendigen Kultgeräte erhielt er von der Pfarrkirche Untergrombach.

Die Zeit der „Privatkirche“ fand mit dem Tod des Postmeisters ihr Ende. Da sein Nachlaß überschuldet war, kam auch sein Besitz auf dem Berg samt Kapelle im März 1815 zur Versteigerung. Die neuen Eigentümer, die in den folgenden Jahren wiederholt wechselten, benutzten die profanierte Kirche für ihre Landwirtschaft und ihr Handwerk. Im hinteren Teil der Kapelle richtete ein Schmied seine Werkstatt ein, die Mitte diente ihnen als Scheune und im südlichen Bereich brachten sie die Schweineställe unter. Ein Bäcker, der später hinzukam, baute schließlich im Chor seinen Backofen ein. Die Geldnöte der Eigentümer begünstigten

das Vorhaben von Pfarrer Kling (von 1838 bis 1876 in Untergrombach), die Michaelskapelle für sakrale Zwecke wieder zurückzugewinnen. Von Freiburg, zu dessen Erzdiözese Baden seit 1827 gehörte, kam die Nachricht, vom Erzbischof und Ordinariat sei es „sehr wohlgefällig aufgenommen worden, die so lieblich gelegene und allen sehr wohl bekannte St. Michaelskapelle vom völligen Untergang zu retten und sie ihrem ursprünglichen Zweck wieder zurückzugewinnen“. Am 18. April 1855 wurde der Kauf für den Kapellenfonds abgeschlossen. Jetzt begann Pfarrer Kling mit einer großen Sammelaktion, um den Kaufpreis mit 800 Gulden und die Kosten der Instandsetzung, die sich letztlich auf ca. 4000 Gulden beliefen, aufzubringen.

### **Neues Leben kehrt auf dem Michaelsberg ein**

Dem Rückerwerb der Kapelle wurde in der Zeit des badischen Kirchenkampfes eine besondere Bedeutung für das kirchliche Leben zugeschrieben. Unter großer Anteilnahme der Bevölkerung und von Geistlichen aus den Nachbarorten wurde die Weihe der Kirche am Michaelsfest (29. September) 1857 vollzogen. Zur Eröffnung konnte nur eine provisorische Inneneinrichtung angeschafft werden. Der Kapelle kam zugute, daß sich in den folgenden Jahren manche Pfarrei von ihrer Ausstattung aus dem 18. Jahrhundert trennte, da sie nicht mehr „modern“ war. Von der Pfarrgemeinde St. Paul in Bruchsal wurde der „armen St. Michaelskapelle“ ein Kreuzaltar nebst Tabernakel als „abgängiges Holzwerk“ geschenkt, den Tobias Günther 1792 geschaffen hatte. Die beiden Marienfiguren unter dem Kreuz sowie die Seitenaltäre stammen ebenfalls von der Paulskirche. Die Altäre kamen um 1870 in den Besitz der Michaelskapelle. Die Kunstwerke aus der Zeit des Übergangs zum Klassizismus fügen sich

sehr gut in das barocke Gotteshaus ein. Eine weitere Bereicherung erfuhr die Kapelle 1908 durch den Ankauf einer Kanzel und einer Immakulata (heute rechter Seitenaltar) von der Pfarrgemeinde Hambrücken für 130 Mark. Die barocke Kanzel wurde in der Werkstatt von Schreinermeister Durmer in Bruchsal gefertigt. Die hervorragende Immakulata schuf 1755 der Hofbildhauer Joachim Günther, der im Schloß und in der Peterskirche arbeitete. Die Statue von St. Michael auf dem linken Seitenaltar brachte vermutlich ein Mitglied der Brüdergemeinschaft aus dem südlichen Schwarzwald mit.

1908/1909 war wieder eine gründliche Außen- und Innenrenovation notwendig geworden. Kunstmaler Kitschker, Bruchsal, wurde beauftragt, für die bisher schmucklosen Wände eine Dekorationsmalerei zu entwerfen und fünf Deckengemälde auszuführen, welche die drei Erzengel Michael, Gabriel, Raphael und die Befreiung von Petrus und Vitus durch Engel darstellten. Den Abschluß über dem Chor bildet in barocker Nachahmung ein fantasievolles Gemälde mit den Wappen des Hochstifts Speyer (silbernes Kreuz auf blauem Grund), der Probstei Weißenburg/Elsaß (zweitürmiges Tor) und dem Familienwappen der Schönborn (schreitender Löwe). In der Turmnische über dem Westeingang fand eine Statue St. Michaels, die der Bildhauer Baumeister aus Karlsruhe schuf, anstelle einer verwitterten Marienfigur ihren Platz. Die umfangreichen Erneuerungsarbeiten beliefen sich auf ca. 14 000 Mark.

Für die Aufsicht und Pflege der Kapelle konnten schließlich Männer gewonnen werden, die auf dem Berg nach den Regeln des Dritten Ordens des hl. Franziskus eine Brüdergemeinschaft gründen wollten. Den Anfang machte 1865 Bruder Ignatius (Peter Lötschert) von den Barmherzigen Brüdern von Montabaur, dem sich nach drei Jahren Bruder Dominikus (Philipp Wörsdörfer)



Ölberg (Ausschnitt) auf der Nordseite der Kapelle (außen)

(Foto: Josef Lindenfesler, Untergrombach)

anschloß. Drei weitere Männer reichten sich in den nächsten Jahren in die Gemeinschaft ein. Die dominierende Persönlichkeit war Wörsdörfer, der den Brüdern vorstand.

Die Brüdergemeinschaft kaufte, um eine wirtschaftliche Grundlage zu haben, die Grundstücke des früheren Engelhofgutes, die Privatbesitz waren, weitgehend wieder auf. Wörsdörfer erhielt 1871 vom Bezirksamt Bruchsal die Konzession zu einem Wirtschaftsbetrieb, um die Besucher des Berges verköstigen zu können. Daneben brachten

die Brüder, mißtrauisch von der Bevölkerung beobachtet, den verwilderten Platz um die Kapelle in Ordnung. Die Pfarrchronik berichtet darüber: „Als ... das umliegende Feld (ehedem Dornestrüppe) schön hergestellt war, verstummte das Geschrei und machte dem Ausrufe Platz: Wie die (Brüder) aber Alles so schön hergerichtet haben! Jetzt ist's e helle Pläsir auf den Michaelsberg zu gehen.“

Finanzielle Schwierigkeiten veranlaßten die Brüder, ihre Anteile am Hofgut an das Dom-

kapitel in Freiburg zu verkaufen bzw. zu schenken. Als Gegenleistung wurde ihnen ein Wohnrecht mit Versorgung auf Lebenszeit zugesichert. Wörsdörfer war es nicht gelungen, eine dauerhafte Einrichtung zu schaffen. Zwei der Brüder, darunter auch der Gründer, verließen bald wieder den Berg. Die Gemeinschaft war mit dem Tod von Wörsdörfer 1914 beendet, nachdem zuvor schon ein Mitbruder verstorben war. Der letzte starb 1924. Die Verwaltung des Hofgutes und der Gaststätte obliegt seither dem Bernhardus-Fonds in Freiburg, der den Besitz seit 1914 verpachtet. Die Kapelle dagegen gehört zum Vermögen der Pfarngemeinde Untergrombach.

Der Michaelsberg mit seiner weithin sichtbaren Kapelle war nun zu einem beliebten Ausflugsziel für die nähere Umgebung geworden. An den beiden Festtagen, Michaels-Erscheinung (8. Mai) und Michaels-Weihe (29. September), schlossen sich zahlreiche Wallfahrer den Prozessionen auf den Berg an, um am Festgottesdienst im Freien teilzunehmen.

1924 erhoffte man sich durch das Vorhaben der Beuroner Benediktiner, auf dem Michaelsberg eine Niederlassung zu gründen, eine weitere Belebung der Wallfahrt und Auswirkungen auf das kirchliche Leben in der Region. Zwei Mönche und ein Laienbruder weilten zur Vorbereitung auf dem Berg. Da weder die Gemeinde noch das Domkapitel über das nötige Geld verfügten, die Straße auszubauen und die Wasserversorgung zu sichern, zerschlug sich das Projekt. 1926 wurde den Benediktinern das Stift Neuburg bei Heidelberg als Bleibe angeboten.

Im „Dritten Reich“ wurden die Wallfahrtstage wegen nachlassender Beteiligung an den Werktagen auf die folgenden Sonntage verlegt. Im übrigen wurde die Wallfahrt als „rein religiöse Veranstaltung“ und als „alter Volksbrauch“ nicht behindert. In den letzten Tagen des 2. Weltkrieges wurde die Kapelle fast noch ein Opfer des Krieges. Die franzö-

sischen Truppen, die an Untergrombach vorbei bereits in den Kraichgau vorgedrungen waren, begannen in der Frühe des 5. April die Kuppe des Berges zu beschießen, da sie dort offenbar ein Widerstandsnest vermuteten. Die Kapelle und das Wohngebäude wurde von Granaten getroffen, Flammen hatten das Altarkreuz schon erfaßt. Nur dem beherzten Eingreifen der Pächterfamilie war die Rettung zu verdanken.

Die schon längst fällige Renovierung konnte 1969/1970 durchgeführt werden. Die Kapelle wurde von der bunten Dekorationsmalerei befreit, Altäre, Kanzel und Statuen erhielten eine ihrer Entstehungszeit gemäße Fassung. Die Deckengemälde von Kitscher, die gefährdet waren, konnten vortrefflich erneuert werden. Ohne diese Gemälde thematisch und stilistisch ein wesentliches Element fehlen. Die schlichten Figuren der vierzehn Nothelfer, deren Herkunft nicht bekannt ist, wurden neu geordnet und rechts beim Choraufgang aufgestellt. Zu guter Letzt wurden noch anstelle der Stahlglocken von 1919 Bronzeglocken angeschafft, die im Mai 1971 zu Ehren der Erzengel Michael, Gabriel und Raphael von Abt Dr. Ohlmeyer von Stift Neuburg geweiht wurden.

Wie kaum zuvor wird der Michaelsberg von vielen wegen seiner einmaligen Aussicht auf die Rheinebene, den nördlichen Schwarzwald, die Pfälzer Berge und den Odenwald besucht. Doch auch die über 250 Jahre alte Kapelle kann sich eines regen Zuspruchs erfreuen. Neben der noch bestehenden Hauptwallfahrt zum Michaelsfest (Sonntag nach dem 29. September, wenn das Fest auf einen Werktag fällt) finden zahlreiche kleinere und größere Gruppen von Jugendlichen, Frauen und Männern den Weg zum Michaelsheiligtum auf dem Berg. Dies kann als Zeichen dafür gewertet werden, daß der Michaelsberg bis heute noch nichts von seiner Anziehungskraft, die seine Geschichte bestimmte, verloren hat.

---

*Anmerkungen*

1) Dr. Anton Wetterer: Die St. Michaelskapelle auf dem Berg bei Untergrombach/Bruchsal, 1933

2) Dr. Ludwig Boer: Unbekannte Werke des Bruchsaler Hofbildhauers Joachim Günther, Kraichgau, Folge 4, 1974/75

3) Georg Dehio: Handbuch der Deutschen Kunst-

denkmäler Baden-Württemberg I, 1993

4) Wolfgang Ossfeld: Untergrombach im Mittelalter und in früher Neuzeit, 1975

5) Pfarrchronik Untergrombach

6) Heimatverein Untergrombach, Michaelsberg bei Bruchsal-Untergrombach mit Aufsätzen von Konstantin Martin, Dr. Ludwig Boer und Josef Lindenfelser, 1979

7) Reclams Lexikon der Heiligen und biblischen Gestalten von Hiltgart L. Keller, 1979

# 225 Jahre Lehrerausbildung in Karlsruhe

## Rundgang durch eine wechselvolle Geschichte

Gerhard Silberer, Offenburg

Lehrerbildung geschieht auch im badischen Raum zuerst in der Form der sogenannten Schulmeisterlehre. Ähnlich wie im Handwerk ging man noch im 18. Jahrhundert bei einem erfahrenen Schulmeister in die Lehre. Wenn man sein Handwerk gut gelernt hatte, wurde man von einem Geistlichen, dem sogenannten Schuldekan, geprüft und konnte sich sodann um eine Schulstelle bewerben. Die Gemeinden vermochten ihre Schulmeister oft nur mäßig zu bezahlen, so daß jeder einer Nebenbeschäftigung nachgehen mußte. So übte der eine das Gewerbe eines **Flickschneiders**, der andere das eines Schusters oder Feldmessers aus. Der Ortsvorsteher oder Amtmann machte dem Schulmeister nicht selten Vorstellungen, wenn er mit seiner Amtsführung nicht einverstanden war.

Im Bereich des heutigen Karlsruher Stadtgebietes verlief damals die Grenze zwischen der katholischen Markgrafschaft Baden-Baden und der evangelischen Baden-Durlach. Daxlanden, Grünwinkel, Bulach und Beiertheim gehörten zur katholischen Markgrafschaft, Knielingen, Mühlburg, Rüppurr, Aue und Durlach zur evangelischen.

Dieser konfessionellen Zuordnung entsprechend mußte z. B. ein Johann Georg **Wagner**, der von der Gemeinde Bulach als Schulmeister und Meßmer angenommen wurde, sich beim Pfarrer und Dekan Eckstein in Au am Rhein einem Schulexamen unterziehen. Mit feierlicher Urkunde vom 4. November 1741 wurden ihm Kenntnisse in Singen, Schreiben, Rechnen und Orgelschlagen bestätigt, wobei die für den Religionsunterricht erforderlichen ganz im Sinne einer aufgeklärten Geisteshaltung erst am Schluß genannt wurden.<sup>1)</sup>

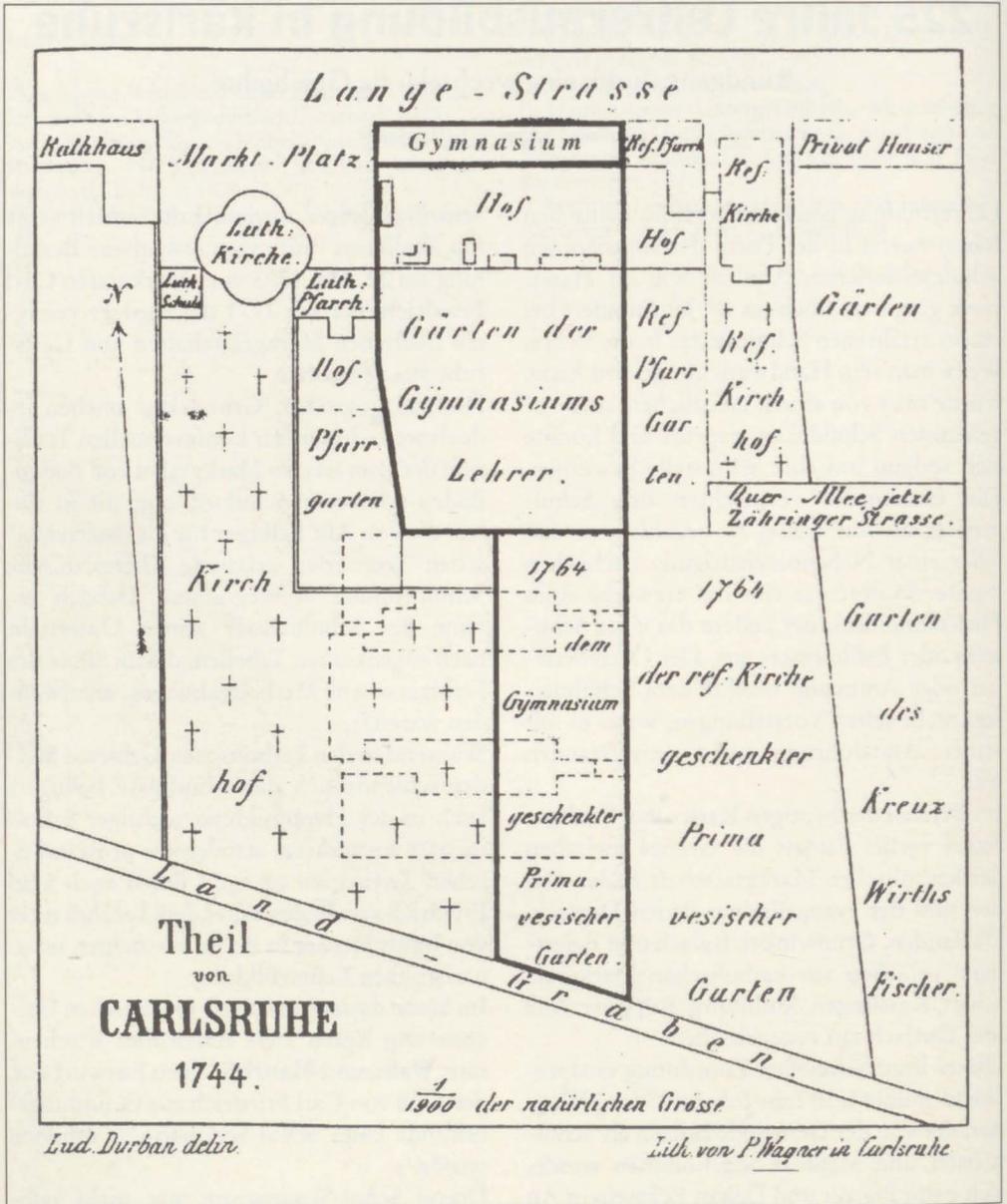
Sein Nachfolger Lorenz **Lutz** erhielt seine mit ähnlichen Prüfungen erworbene Bestallung am 22. Mai 1773 vom Markgrafen **Carl Friedrich**, der seit 1771 die wiedervereinigten badischen Markgrafschaften von Karlsruhe aus verwaltete.

Die pädagogischen Grundsätze blieben jedoch weiterhin in der konfessionellen Tradition der vom letzten Markgrafen von Baden-Baden erlassenen Schulordnung, die in vielem die von Abt **Felbiger** für die österreichischen Territorien erlassene Theresianische Schulordnung vorwegnimmt. Danach erteilte der Schulmeister seinen Unterricht nach sogenannten Tabellen, die im Sinne des Felbigerschen Methodenbuches anzuwenden waren.<sup>2)</sup>

Während in den katholischen Gebieten Süddeutschlands sich diese Einflüsse Felbigers auch in der Heranbildung tüchtiger Schulmeister auswirkten, standen die protestantischen Territorien und mit ihnen auch Carl Friedrich von Baden unter dem Einfluß einer von Julius Hecker in Berlin versuchten seminaristischen Lehrerbildung.

Im Sinne dieser pietistisch-realistischen Orientierung legten zwei Karlsruher Kirchenräte, **Waltz** und **Mauritii**, einen Entwurf vor, der 1768 von Carl Friedrich zur Gründungsurkunde eines Schul-Seminariums erhoben wurde.<sup>3)</sup>

Dieses Schul-Seminarium war nicht selbstständig, sondern dem „**Gymnasium illustre**“ eingegliedert, das damals noch in der Kaiserstraße zwischen **Kleiner Kirche** und Marktplatz stand. Es hatte nur wenige Seminaristen, meist Stipendiaten, die zunächst von der Stiftung einer vermögenden Dame, Dorothea von Pelcke, mehr schlecht als recht leben konnten.



Plan des „Gymnasium illustre“ nach einer Wiedergabe in K. F. Vierordts Schulgeschichte

In dem **Gründungs-Rescript** des Markgrafen an die „Ephoros und Rectorem Gymnasii“ vom 4. November 1768 wurde als „Zweck dieses verordneten Schul-Seminarium“ angegeben, man möchte

1. Schulmänner von der möglichst besten „Tüchtigkeit ... bekommen“ und
2. „dieselbe als Werkzeuge zurichten, die dem gemeinen Wesen auch außer dem Schullehren nützliche Dienste zu leisten im Stand seien“.

In dem ausführlichen Schreiben des Markgrafen ist eine Art **Lehrplan** für den zunächst einjährig geplanten Seminarbesuch ausgebracht, der in seinen Anforderungen erkennen läßt, daß seine Adressaten keine grundständige, sondern eine ergänzende Lehrerausbildung zu durchlaufen hatten.

Wo sich die Schul-Seminaristen mit den anderen Schülern des Gymnasiums aufhalten konnten, zeigt ein in K.F. Vierordts Schulgeschichte abgedrucktes **Kärtchen**, auf dem auch der 1764 dem Gymnasium geschenkte „Primavesische Garten“ zu ersehen ist, der sich bis zu dem heute verdolten Landgraben ausdehnte.<sup>4)</sup>

Unter den verschiedenen Professoren des Gymnasiums, die sich um die Schulseminaristen verdient gemacht haben, ist vor allem der Naturwissenschaftler **J. Lorenz Boeckmann** zu nennen, der auch in einem eigenen Gutachten 1791 die Bedeutung der Methode und deren Übung in der Praxis herausstellte. Er dachte dabei auch schon an Mentoren, welche die Seminaristen in der nunmehr auf 2 Jahre angewachsenen Studienzeit betreuen sollten.

Nach einer längeren Stagnationszeit, in der keine Neuaufnahmen von Seminaristen mehr nachzuweisen sind, wurde auf Betreiben **Johann Peter Hebels** 1823 ein vom hiesigen Gymnasium unabhängiges evangelisches Schullehrerseminar wiedererrichtet.<sup>5)</sup> Es lag unweit des noch heute bestehenden **Rondellplatzes** und war im sogenannten **Schlosser-Weylöhnerschen** Haus in der

heutigen Markgrafenstraße untergebracht. Erster Leiter und späterer Direktor wurde ein damals 30jähriger Theologe, **Wilhelm Stern (1792-1873)**, der sich durch Lehrtätigkeit bei Pestalozzi, am Karlsruher Gymnasium und an der Gernsbacher Lateinschule bereits pädagogisch ausgewiesen hatte.<sup>6)</sup>

Er betrieb auch schon 1830 den Umzug in ein geeigneteres **Gebäude** an der Ecke **Akademie-/Hans-Thoma-Straße**, in dem nach einem Umbau 1839 eine stetige Aufwärtsentwicklung möglich wurde. Ganz im Sinne Pestalozzis war hier nicht nur Unterricht für die nunmehr grundständig auszubildenden Lehramtskandidaten, sondern alle wohnten auch mit dem Direktor und dessen zahlreicher Familie unter dem gleichen Dach.

Woher die meist mit 16 Jahren eintretenden Seminaristen kamen, läßt sich am besten aus einer **Karte** des damaligen Landes **Baden** ersehen. Ähnlich wie bereits um 1830 kamen auch 1850 aus den mittel- und südbadischen Gebieten prozentual zur Bevölkerung weniger Lehramtsbewerber als aus den nördlich und nordöstlich gelegenen Landesteilen. Wie auch noch heute war es wichtig, daß eine Ausbildungsstätte nicht zu weit vom Heimatort der Studierenden entfernt lag.

Nach der Pensionierung Sterns übernahm 1865 erneut ein pädagogisch ausgewiesener Theologe die Leitung, der wie auch Stern aus dem badischen Hinterland stammende **Ferdinand Leutz (1830-19..)**

Er konnte 1870 in der Bismarckstraße das noch heute bestehende **Gebäude** beziehen. Dieser Umzug in einen Neubau war nicht nur durch die anwachsende Zahl von Lehramtsbewerbern, sondern auch durch die 1868/69 wirksam gewordene Verlängerung der Ausbildungszeit auf drei Jahre notwendig geworden.

Wie sehr der unter „Papa Leutz“ bekannte Direktor im Bewußtsein seiner „Ehemaligen“ weiterlebte, zeigte ein nach ihm benannter, von den Seminaristen gestifteter alljährlich **verliehener Preis**.



*Das Kollegium des Lehrerseminars I um 1905/06*

Mit seinem Nachfolger Karl Armbuster (1903-1908) wurde erstmals ein Neuphilologe zum Direktor an der Bismarckstraße berufen. Auf dem Bild sehen wir ihn mit **seinem Kollegium** um 1905/06 am Tisch sitzend, rechts am gleichen Tisch der vormalige Direktor Leutz, der bis zu seinem Tod bei Feierlichkeiten das Seminar besuchte.

Unter den Studierenden gab es damals, in Angleichung an studentische Verhältnisse, auch Studentenverbindungen, so eine „Cheruskia“ und ab 1904 eine „Amicicia“, die beim Abgang eines Ausbildungsjahrganges zu einem **Festkommers** einluden. Das enge Zusammenleben im „Kasten“, wie man das Internat im heutigen Hauptgebäude nannte, mochte solche Feiern zu einem Höhepunkt der Ausbildungszeit werden lassen. Doch auch während der 3 langen Jahre davor bedurfte es immer wieder einer kleinen Erfrischung im Kreis derer, die man sonst nur unter dem Druck quasi-militärischer Verhält-

nisse erleben konnte. Das von einer solchen Gruppe im „**Bremer Eck**“ 1904 gestellte Bild kann zumindest für den heutigen Betrachter jedoch kaum jene entspannte Atmosphäre ausstrahlen, die man abseits des „Kastens“ erwarten möchte.

Schon etwas anders zeigt sich ein **Seminar-kurs 1922** vor seiner Entlassung am Tor der damaligen Seminarübungsschule. Es ist die Zeit nach dem ersten Weltkrieg, und mancher der älteren mochte noch die letzten verlustreichen Kämpfe mitgemacht haben. Verhaltener Ernst zwischen steifen Kragen und modischer Krawatte.

Nicht nur die unmittelbare Vorgängereinstitution der heutigen Pädagogischen Hochschule soll hier behandelt werden, auch die anderen Einrichtungen, die in ihr aufgegangen sind.

Bedeutsam war hier 1875 die Gründung eines **zweiten gemischt-konfessionellen Lehrerseminars** am Platz des heutigen Arbeits-



*Seminaristen im Lokal „Bremer Eck“ 1904*

amtes. Während das evangelische Lehrerseminar an der Bismarckstraße nun Seminar I genannt wurde, bekam der baulich ganz ähnlich geartete **Komplex an der Rüppurrer Straße** den Namen Lehrerseminar II.

Sein erster Direktor wurde der bisherige Seminardirektor von Colmar, **Dr. Wilhelm Berger** (1832-1883). Nach seinem frühen Tod übernahm 1883 der bisherige Direktor des benachbarten katholischen Lehrerseminars Ettlingen, **Franz Xaver Lehmann** (1823-1889), ein Mathematiker und Naturwissenschaftler, die Leitung.

Für die Entwicklung einer wissenschaftlich orientierten Lehrerbildung bedeutsamer als der von 1888 - 1905 als Direktor fungierende

**Wilhelm Zengerle** war in jenen Jahren wohl der seit 1895 als Seminarlehrer wirkende **Wilhelm August Lay** (1862-1926). Neben seiner Lehrtätigkeit entwickelte er Verfahren empirischer Forschung, die bisher in der Pädagogik nicht angewandt wurden. Mit Ernst Meumann gilt seitdem Lay als Begründer der Experimentellen Pädagogik. Besucher aus aller Welt suchten den unauffällig als Seminarlehrer wirkenden Gelehrten auf und erreichten, daß seine Schriften ins Russische, Spanische und Japanische übersetzt wurden. Auf einem Bild des **Lehrerkollegiums von 1908** steht Lay links am Rande, hinter dem damaligen Seminardirektor Wilhelm Schmidle (1907-1909), der, seiner Würde be-



*Seminarkurs VIc von 1922*



*Das Lehrer-Kollegium vom Seminar Kassel II 1908*

*Das Kollegium des Lehrerseminars II in der Ruppurrer Straße 1908*

wußt, mit dem Programm des Seminars in der Hand, Platz genommen hat.

1924 wurde das Seminar II aufgelöst und Lehrkörper und Studierende in das Seminar I übernommen.

Ähnlich wie die heutige Pädagogische Hochschule die Tradition dieses gemischt-konfessionellen Lehrerseminars II fortführt, ist sie mit mehr als 80% weiblichen Studierenden Nachfolgeinstitution des ersten und einzigen Lehrerinnenseminars Badens.

Es war 1873, als ein Fräulein Fanny Trier in der **Stefanienstraße** ein privates Lehrerinnenseminar eröffnete, das sich von Anfang an der besonderen Zuwendung der **Schwägerin des regierenden Großherzogs**, einer Enkelin des Zaren Nikolaus I, erfreute. Da sie mit **Prinz Wilhelm**, einem stattlichen Feldherrn, verheiratet war, erhielt das von ihr finanziell ausgestattete Lehrerinnenseminar nach den Anredegewohnheiten der Zeit den Namen: Prinzessin-Wilhelm-Stift.

Aus dem ersten Bericht über das „Seminar für Erzieherinnen und Lehrerinnen an höheren Töchterschulen“ geht hervor, daß auch der **Badische Frauenverein** maßgeblich an den Planungen und an der Durchführung dieser Neugründung beteiligt war. Als Direktor des seit 1878 staatlichen Lehrerinnenseminars wirkte nach kurzen internen Auseinandersetzungen der Neuphilologe **Dr. Hermann Oeser** (1849-1912).<sup>7)</sup> Er konnte der rasch wachsenden Einrichtung in der **Sofienstraße** ein neues, geräumigeres Domizil verschaffen, das noch heute als Stadtschulamt durch seinen romantisch gelegenen **Innenhof** an das muntere Leben erinnert, das hier seit 1883/84 herrschte.

Oesers Vorstellungen von Seminarbildung waren anders als die der zeitgleichen Seminardirektoren in der Bismarck- und Rüppurser Straße. Er legte als Philologe weit mehr Wert auf eine literarische als eine unterrichtspraktische Bildung. Sein „Hausbuch aus deutscher Dichtung und Prosa für die Zwecke der Frauenbildung“ intoniert klarer

als die noch vorliegenden Stundenpläne die Zielsetzungen seiner pädagogischen Bemühungen.

Ähnlich wie er verstand auch **Edmund v. Sallwürk**, der nach Oesers Tod 1912 die Leitung übernahm, die Aufgabe eines Lehrerinnenseminars. Er war Sohn des damals bekannten Pädagogen und badischen Ministerialbeamten Ernst v. Sallwürk, der sich selbst auch lange Jahre für die badische Mädchenbildung eingesetzt hatte.

Wie die anderen Lehrerseminare wurde auch das Prinzessin-Wilhelm-Stift 1924 aufgelöst. Eine neue Phase der Lehrerbildung kündigte sich nach den starken politischen Erschütterungen, die dem Ende des **ersten Weltkrieges** folgten, auch in Karlsruhe an. Zugangsvoraussetzung wurde nun, gemeinsam für Frauen und Männer, der Weimarer Verfassung entsprechend, das Abitur der Höheren Schule.

Die zweijährige, durch Gesetz vom 30. März 1926 neu geregelte Ausbildung war in Baden jedoch nicht als eigentliches Hochschulstudium gedacht, sondern sollte an Lehrerbildungsanstalten geschehen, die ähnlich wie die preußischen Pädagogischen Akademien konzipiert waren.

Ein Blick auf das Dozentenkollegium der Lehrerbildungsanstalt Karlsruhe bei einer Besichtigung der **Mannheimer Schulverhältnisse 1928** zeigt in der ersten Reihe von links nach rechts Direktor Gustav Vollmer, dann den Stadtschulrat von Mannheim, Prof. Dr. W. Ehret, Fräulein M. Kessler und Seminarlehrer Franz Geierhaas.

In der zweiten Reihe stehen zuerst der Rektor von Feudenheim, dann Seminarlehrer A. Kimmelman und Friedrich Preiss, in der dritten Reihe Prof. Franz Xaver Burger und eine nicht namentlich bekannte Person.

Leider sind wir über diese nur bis zum Frühjahr 1932 dauernde Ausbildungsphase kaum mit Bildmaterialien versehen, auch wenn sich aus den vorliegenden Amtsblättern ersehen läßt, daß an Ostern 1928 bereits 191, im



*Teile des Dozentenkollegiums der Lehrerbildungsanstalt Karlsruhe 1928*

Herbst des gleichen Jahres noch einmal 71 Kandidatinnen und Kandidaten die erste Dienstprüfung bestanden. Auffällig ist bereits die große Zahl geprüfter Lehrerinnen. Nach 1933 zerschlugen sich zunächst Hoffnungen, daß die in den Folgen der Weltwirtschaftskrise ähnlich wie in anderen deutschen Ländern geschlossene Lehrerbildungsanstalt wieder eröffnet werden könnte. Erst 1936 wird am alten Standort in der Bismarckstraße eine **Hochschule für Lehrerbildung** greifbar, die nun etwas völlig Neues sein sollte, da sie weder „sachlich noch personell an die Traditionen“ der Vorgängerinstitute anknüpfen wollte.

Auch wenn wir nicht nur neuen Namen auf dem „**Arbeitsplan** für das Sommerhalbjahr 1941“ begegnen, so haben doch die alten Themen einer Lehrerbildung ein neues, ideologisch eingefärbtes Gewand erhalten.

Während Prof. Dr. Ungerer, der bereits in

der Lehrerbildungsanstalt Vorlesungen gegeben hatte, Lehrveranstaltungen über die „Entwicklung des Kindes bis zum Grundschulalter“ oder über den „Aufbau und Formen der Persönlichkeit“ ankündigte, finden wir nun auch Vorlesungen vom damaligen Rektor, Dr. Andreas Hohlfeld, über die „Grundlagen der nationalpolitischen Erziehung“ oder eines Professors Leiningers über „Rassenkunde und Rassengeschichte des deutschen Volkes“.

Auf einem Bild sehen wir mit Hut und Schnurrbart den eben genannten **Prof. Dr. Ungerer** im Kreis von Studentinnen, unter ihnen auch seine Tochter, die uns diese Bilder überließ. Der ebenfalls erwähnte **Rektor Dr. Hohlfeld** ist auf einem Bild von 1938 mit zwei Studentenführern zu sehen. Er wendet sich dem links am Bildrand stehenden Prof. Pfrommer zu, einem Hochschullehrer, der bis in die jüngste Zeit auch von jenen Studie-



*Professor Dr. Ungerer im Kreis von Studentinnen um 1938/39*

Foto: Ungerer



*Der Direktor der Hochschule für Lehrerbildung, Dr. Hohlfeld, mit Studenten und Dr. Pfrommer 1938*

Foto: Ungerer

renden aufgesucht wurde, die nach 1940 die „Sonderkurse für elsässische Lehrer“ besuchen mußten.

In jenen Jahren leisteten die Studierenden neben den wie auch noch heute obligatorischen Blockpraktika in den Ferien **Erntehilfe**. Auf dem Bild sehen wir Karlsruher Studentinnen bei einem solchen Dienst (in Hilbersdorf bei Oppeln in Oberschlesien) im August 1939.

Eine große Rolle auch in der nationalsozialistischen Lehrerbildung spielten die sogenannten **Lager**. So beginnt etwa 1936/37 das Winterhalbjahr mit einem „Eröffnungslager“ von einer Woche in der Jugendherberge Titisee und schließt Ende Februar mit einem „Schneeschuhlager im Schwarzwald“.

Da die **Gebäude** in der Bismarckstraße am 27. September 1944 **zerstört** worden waren, konnte dort nach Ende des Zweiten Weltkrieges die dringend notwendig gewordene Ausbildung von Junglehrerinnen und Junglehrern nicht aufgenommen werden. So begann man bereits im Spätjahr 1945 in der vom Krieg verschonten **Leopoldschule** mit einem einmonatigen Kurs, dem ähnliche von

dreimonatiger und längerer Dauer folgten. Teilnehmer waren in dem wilhelminischen **Gebäude** viele Kriegsheimkehrer, die außer dem Reifevermerk in der Tasche unfreiwillig erworbene Lebenserfahrung hatten.

**Dozenten** und Mitarbeiter **jener ersten Stunde** waren Dozent Härdle für Musik, Herr Pahl im Sekretariat, Dozent Friedrich Jauch als Leiter der Lehrerbildungsanstalt, Dozent Rumpelhardt für Kunsterziehung, Dozentin Rühm-Constantin für Deutsch und Dozent Zweifel für Pädagogik.

In die trostlosen Verhältnisse der Nachkriegszeit führt das Bild einer **Studentengruppe** vor der Ruine des alten Staatstheaters um 1949. Kaum unterschieden von den Architektur zeichnenden Studierenden der damals 38jährige Dozent Rumpelhardt als zweiter von rechts. Im Hintergrund die Ruine des Karlsruher Schlosses.

Aus der gleichen Zeit ein **Gruppenfoto**, das etwas vom Optimismus jener Aufbaujahre mitzuteilen scheint. Auch hier schon auffällig der hohe gegen 50% gehende Anteil weiblicher Studierender.



*Studentinnen der HfL bei Erntehilfe im August 1939*

Foto: Ungerer



*Prof. Rumpelhardt mit Studenten beim Architekturzeichnen 1949*

Foto: Rumpelhardt



*Studentengruppe um 1949*

Foto: Rumpelhardt

Inzwischen war man aus den Räumen der Leopoldschule in die des **Goethe-Gymnasiums** umgezogen. Dort konnte im Sinne des sogenannten Esslinger Planes 1952 eine neue Phase der Lehrerbildung beginnen. Sie sollte nun zweijährig in sogenannten Pädagogischen Instituten stattfinden. Direktor der neu benannten Anstalt wurde nach dem Tod von Friedrich Jauch der aus Weilburg an der Lahn berufene **Professor Dr. Josef Spieler**. Mit seinem Direktorat erscheinen nun seit Wintersemester 1952/53 gedruckte Vorlesungsverzeichnisse, aus denen nicht nur der inzwischen auf zehn angewachsene Stamm hauptamtlicher Dozenten, sondern auch deren verschiedene Aktivitäten ersichtlich sind. So geschah die **schulpraktische Ausbildung** in der dem Goethe-Gymnasium benachbarten **Gartenschule**, die auch noch heute mit einer aus der Gründungszeit stammenden Darstellung der **Grammatica** an die Bedeutung des elementaren Unterrichts erinnert. Inzwischen hatte man auch an der Bismarckstraße mit dem Wiederaufbau des **alten Seminargebäudes** begonnen. Bisher waren dort in den Untergeschossen notdürftig Bibliothek und eine Pädagogische Arbeitsstelle untergebracht gewesen. Nun konnte über den Ruinen ein neues eigenes Gebäude für die ständig wachsende Zahl von Lehramtsbewerbern errichtet werden. Das der **Hofseite** zugekehrte Gelände blieb zunächst unbebaut und zeigte noch Jahre nach dem 1957 erfolgten Umzug aus dem Goethe-Gymnasium eine urwaldähnliche Verfassung.

In dem wieder erstandenen Gebäude an der Bismarckstraße durchliefen weitere fünf Jahrgänge ihre Ausbildung im sogenannten P.I., ehe 1962 die Errichtung der Pädagogischen Hochschule eine anerkannt wissenschaftliche Ausbildung zu ermöglichen versprach.

In der **letzten Konferenz** des Pädagogischen Instituts am 22. Mai 1962 wurden, wie aus einem Protokoll hervorgeht, die Teilnehmer an der in Ludwigsburg zur Eröffnung aller

Pädagogischen Hochschulen des Landes stattfindenden Feierstunde festgelegt.

Die mehr als dreißig Jahre, die seitdem vergangen sind, gehören zur Lebensgeschichte vieler noch heute wirkender oder bereits in den Ruhestand getretener Lehrerinnen und Lehrer. Mit ihren Erinnerungen beginnt ein neues Stück Geschichte der Lehrerbildung in Karlsruhe, das sich an die Anfänge vor 225 Jahren sinnvoll anfügen kann.

---

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Vgl. G. Silberer, Geplagte Schulmeister von anno dazumal. Das Verhältnis von Lehrer und Gemeinde in Karlsruhe-Bulach von 1741-1810. In: Badische Heimat 73 (1993), H. 2, S. 337-342

<sup>2)</sup> R. Gönner, Die österreichische Lehrerbildung von der Normalschule bis zur Pädagogischen Akademie, Wien 1966, S. 26ff. S. 40 f. und R. Gönner, Felbigers Schulreform und die Auswirkungen über Österreich hinaus. In: L. Kriss-Rettenbeck/M. Liedtke (Hrsg.) Regionale Schulentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, Bad Heilbrunn 1984, S. 17-30

<sup>3)</sup> G. Silberer, Stellung und Ausbildung der Volksschullehrer im Baden des 18. und 19. Jahrhunderts. In: Johann G. Prinz v. Hohenzollern/M. Liedtke (Hrsg.) Schreiber, Magister, Lehrer. Zur Geschichte und Funktion eines Berufsstandes. Bad Heilbrunn 1989, S. 230; G. Silberer, Kleine Geschichte der Lehrerbildung in Karlsruhe. In: Karlsruher pädagogische Beiträge, H. 17/1988, Karlsruhe, S. 13f.

<sup>4)</sup> K.F. Vierordt, Geschichte der im Jahre 1724 aus Durlach nach Karlsruhe verpflanzten Mittelschule, Karlsruhe 1858/59

<sup>5)</sup> G. Silberer (1989) S. 232; G. Silberer (1988) S. 21ff.

<sup>6)</sup> G. Silberer, Wilhelm Stern, Seminardirektor (1792-1873) (Mosbach) 1960

<sup>7)</sup> Vgl. G. Silberer, Die Anfänge der Lehrerinnenbildung in Baden. In: Regionale Schulentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, hrsg. v. L. Kriss-Rettenbeck u. M. Liedtke, Bad Heilbrunn 1984, S. 152-161

Die **Fotos** sind, soweit nicht anders vermerkt, aus dem Archiv des Rektorats der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe. Die restlichen Abbildungen haben Frau Annerose Ungerer und Prof. Ludwig Rumpelhardt freundlicherweise zur Verfügung gestellt.

# Der rückgewandte Blick

Bildinstallation nach 225 Jahren Lehrerbildung in Karlsruhe

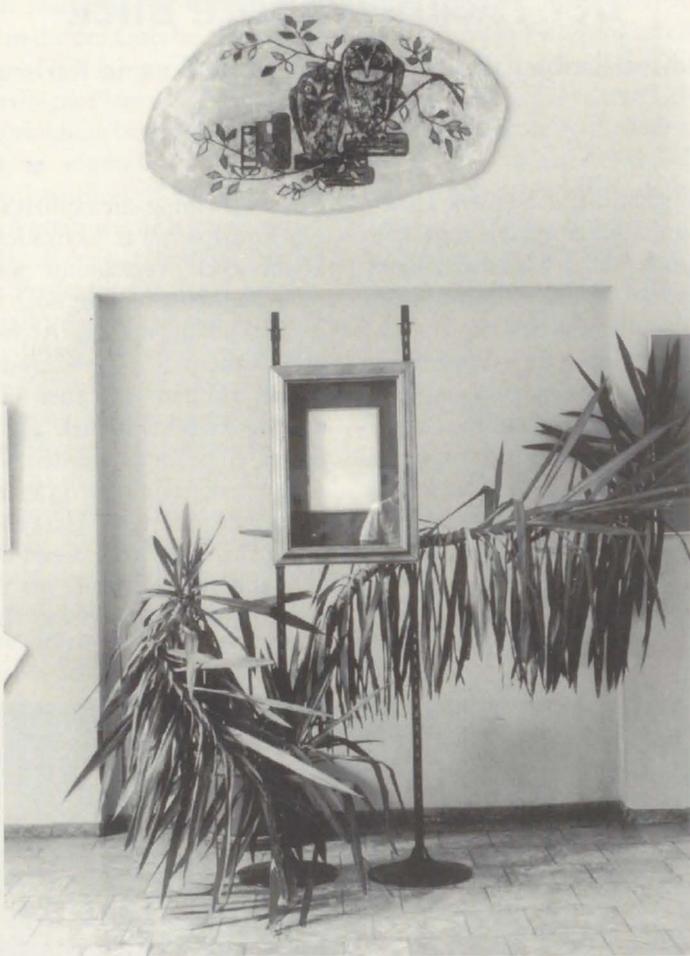
*Helmut G. Schütz, Karlsruhe*

Im Jahre 1993 blickt die Pädagogische Hochschule in Karlsruhe auf eine 225jährige Vorgeschichte zurück. Die wissenschaftliche Hochschule, deren Vorgängerinstitutionen sich bis in das Zeitalter des Rokoko zurückverfolgen lassen, soll noch zum Ende dieses Jahrhunderts - in welcher endgültigen Form auch immer - universitären Status erlangen. Das Jubiläumsdatum war Anlaß zu einem Festakt am 11. 05. 93 und zu weiteren kulturellen Aktivitäten an der PH. Unter dem Titel „Der rückgewandte Blick“ zeigte das Kollegium des Faches Kunst während des ganzen Sommers auf drei Ebenen im Bau III

eine Ausstellung, die explizit als Bildinstallation konzipiert war. Es handelte sich im herkömmlichen Verständnis weder um eine reine Kunstausstellung, noch um eine historische Dokumentation. Archivmaterial war unter ästhetischen Gesichtspunkten so angeordnet worden, daß auch die Architektur und deren Bildschmuck aus den fünfziger Jahren einbezogen wurden. - Die Idee zur Ausstellung stammte von Prof. Dr. Kästner. Bei der Realisierung wirkte neben Ralf Bertschheit auch der Autor dieses Beitrags mit. Den ebenso plakativen wie durchaus auch pathetischen Auftakt zur Bildinstallation



*Auf dem Altar der Macht geopfert: Die Staatliche Lehrerbildungsanstalt*



*Ironische Inszenierung der Gründungsurkunde der heutigen Pädagogischen Hochschule*

gibt eine Art Triptychon - eine sakrale Bildform also. Beim Blick auf die Mitteltafel werden wir in die verfremdende Perspektive des Bomberpiloten versetzt, der 1944 über der Staatlichen Lehrerbildungsanstalt in der Bismarckstraße in Karlsruhe seine verhängnisvolle Last ausklinkte. - Der Staub hat sich gelegt, der Rauch sich verzogen. Wir blicken in die öden leeren Mauergevierte mit den verkohlten Balken. Das Motiv der Ruine, Vergänglichkeit und Ewigkeit in gleicher Weise

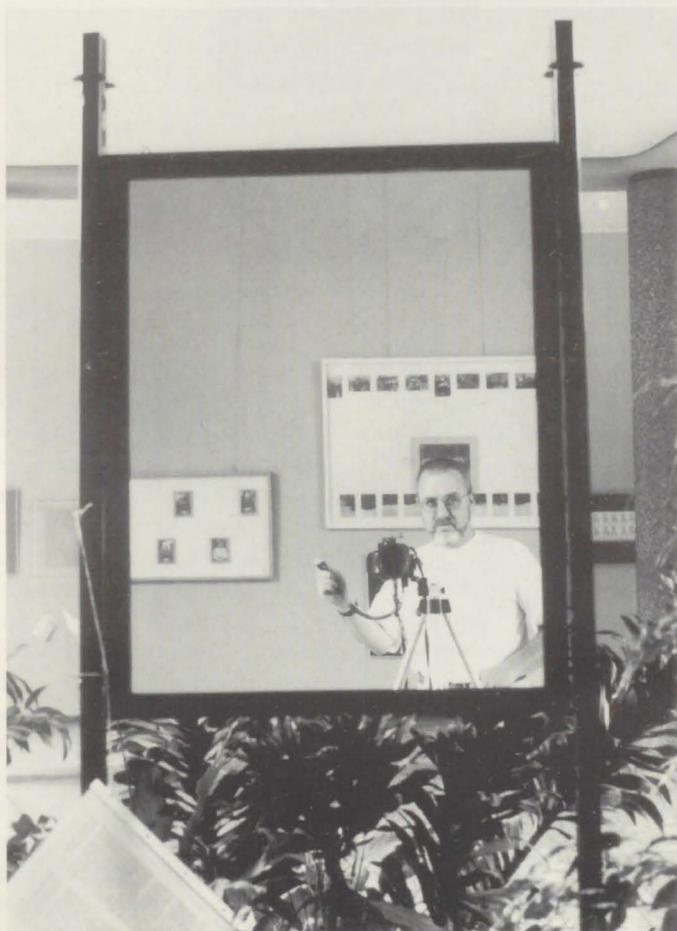
symbolisierend, wird auf den Seitenflügeln noch einmal aufgegriffen, nun aber als Bild des Bildes noch einmal zertrümmert und sozusagen falsch rekonstruiert - mit dem Werkzeug des simultanen Sehens, das die Kubisten uns als ein für unser Jahrhundert symptomatisches Wahrnehmungs- und Zeiginstrument in die Hand gegeben haben.

Damit dies nicht das letzte Wort sei, flankieren die aus unserem postmodernen Logo ge-

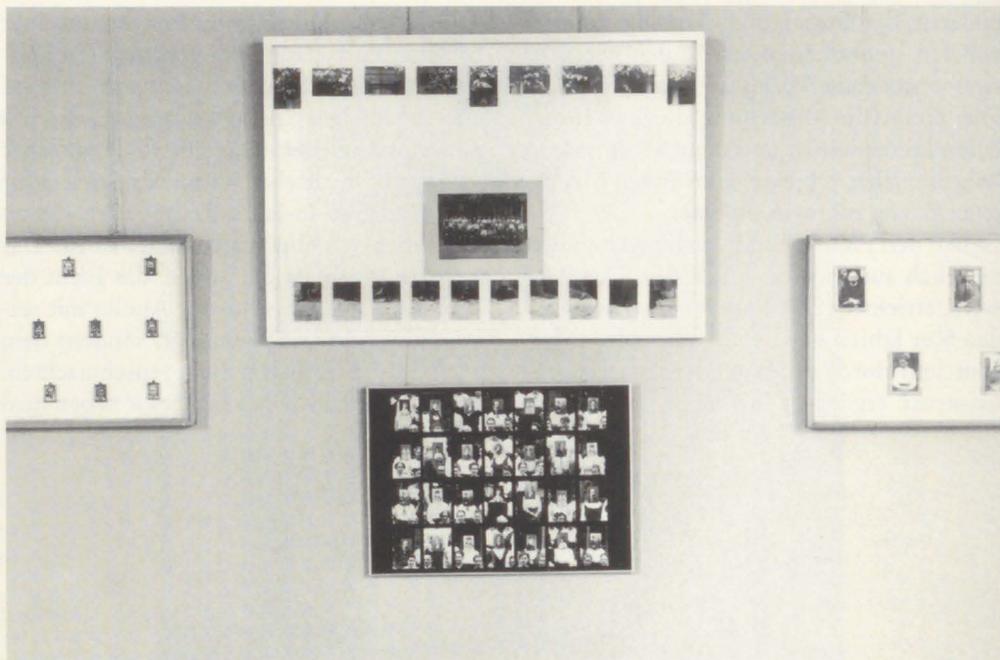
bildeten Zwillingenfiguren - goldgerahmt - vor den symbolträchtigen Säulen wie zwei strammstehende Wachposten unser Retabel. Hier nimmt die Ausstellung, die ja als Installation konzipiert ist und nicht als Ansammlung einzelner Objekte, zum ersten Mal explizit Bezug auf ihr Ambiente.

Neben den räumlichen Beziehungen gibt es natürlich auch solche in der Zeit. Das Bauwerk, errichtet 1870, 1944 zerstört, wurde in den 50er Jahren wieder unvollständig aufgebaut und durch einen modernen Treppenhaustrakt ergänzt. Überhaupt: Modernität

kann sich damals weder im Kontinuum einer direkten Fortsetzung der vergangenen Epoche des Dritten Reiches sehen, noch sich auf ein schlüssiges neues avantgardistisches Konzept beziehen. Das gilt für Pädagogik und Kunst in gleicher Weise. Als Beleg dafür möge das grau-in-graue Relief gelten, das zu übersehen wir uns angewöhnt haben. Das zentrale Motiv ist die Sonne, das Licht der Wahrheit, auf das nicht nur Apollo mit seinem Gespann sich zubewegt, sondern dem auch die drei Epheben entgegenschmachten. Auf der rechten Seite sehen wir neben dem



*Der Spiegel bringt den Betrachter ins Bild - wie hier den Fotografen*



*Zentrum der Hauptwand: Die Seminaristinnen mit ihren Lehrerinnen und Lehrern - nach einem Foto rekonstruiert*

Adler des Göttervaters Zeus Prometheus, der mit dem Feuer zu den Menschen hinabsteigt, um ihnen die Kultur zu bringen. - Nach den improvisierenden Anfängen der Karlsruher Lehrerbildung ab dem WS 1951/52 wird also der Einzug in das neue/alte Gebäude 1957 mit einem philosophisch-pädagogischen und zugleich ästhetischen Rekurs auf die Antike verbunden.

Im ersten Stock findet sich im Zentrum vor der Nordwand ein weiteres Retabel. In malarisches Grün eingebunden und auf zwei Beinen stehend - wie die „Wachposten“ im Erdgeschoß - erhebt sich in Augenhöhe der goldene Schrein, in welchem auf tief violettem Grund die Urkunde - wiederum im dezenten Goldrahmen - im Jahre 1962 die Errichtung einer Pädagogischen Hochschule simultanen Charakters in Karlsruhe verkündet.

Dieses Epizentrum wird beiderseits begleitet und umspielt von weiteren Objekten, Dokumenten, Bildern und Grafiken mit komplexen räumlichen und zeitlichen Anspielungen. So bedeutsame administrative Entscheidungen wie die Einführung eines einheitlichen Zeittakts für alle Lehrveranstaltungen durch Einbau eines zentral gesteuerten Leutewerks, das Auswählen von Sitzmöbeln oder die Auffächerung eines Spektrums von Entwürfen für ein Hochschulsignet werden als unterhaltsame Variationen vorgeführt. - Darüber blickt das spröde Bild des Symbolvogels antiker Weisheit aus den 50er Jahren unbewegt auf dieses Wechselspiel von Bedeutungsschwere und Capricen.

Die Hauptinstallation entfaltet sich vor der Wand des Rektorats. Wenn der Betrachter dieser den Rücken zukehrt, blickt er in einen Spiegel und nimmt damit zum Einstieg die

angemessene Perspektive ein, indem er sich zunächst als Teil der räumlich organisierten Komposition erfährt. Wiewohl der übrige objektive Bestand sich an der Wand entfaltet, sollte jedoch im weiteren der Anteil des rezipierenden Subjekts nicht mehr vergessen werden.

Ein um 1914 entstandenes Originalfoto der Seminaristinnen und des Lehrkörpers des Prizessin-Wilhelm-Stifts wird mit fotografischen Mitteln dem Versuch von Analyse und Rekonstruktion unterzogen. Die erste Phase

dieses Prozesses ist uns aus allen wissenschaftlichen Disziplinen vertraut. Wir zerlegen das Ganze in seine Elemente und betrachten diese jeweils für sich. Die goldenen Rähmchen haben die Schülerinnen im Paßbildformat dafür zu entschädigen, daß sie körperlos bleiben müssen. Der Kopf mit seinen Sinnesorganen erscheint als ideale Reduktion der Person zur Lernenden. Die Lehrerinnen und Lehrer präsentieren sich uns um einiges komplexer. Als rechte Nachfahren von Pestalozzi verfügen sie über Kopf,



*Ironie oder Zufall: Die Wiedergeburt der 50er*

Herz und Hand - sind also pädagogisch hinreichend handlungsfähig. Da gibt es auch Schuhe, vielleicht sogar Füße für die Damen und Herren. Aber tiefes Schwarz verschlingt alles übrige, was an diesen moralischen Autoritäten noch an Leiblichkeit gemahnen könnte. Nur der Rektor Sallwürk nimmt sich die kleine Freiheit, seinen Dackel mit ins Bild zu setzen.- Wie mag wohl der Unterricht ausgesehen haben in der einen und in der anderen Klasse, bei diesem Lehrer oder bei jener Lehrerin? Je länger ich mir die isolierten Porträts ansehe, um so lebendiger wird das Bild. Dabei ist es nicht ohne Delikatesse und durchaus als gelungene Pointe des Fotografen anzusehen, daß er uns nicht nur die Strenge apollinischer Ideale vermittelt, sondern mit dem Weinlaub über der Gruppe auch einen Hauch von bacchantisch-badischer Lebensfreude anklingen läßt. Unterhalb der breit angelegten Analyse wird auch ein Rekonstruktionsversuch gezeigt. In eine Reproduktion des Gruppenbildes wurden Porträtfotos implantiert. So entsteht nicht nur eine Komposition mit ästhetischen Brüchen, sondern zugleich eine Versammlung von monströsen Gestalten. - Dies lehrt uns, daß eine Rekonstruktion allein auf der Objektebene nicht möglich ist. Nur wenn der Betrachter sich wieder zum Spiegel umwendet und mit seiner eigenen Person Teil der Installation wird, kann er - bei gehöriger Anstrengung - die Rekonstruktion selber leisten. Die Fortsetzung der Ausstellung nach beiden Seiten, vor allem in den öst-

lichen Seitenflur, lockert die inhaltliche Verbindlichkeit des Beziehungsgefüges, ohnes jedoch je den ästhetischen Zusammenhang zu verlassen.

Im zweiten Stock wird das Wiedererstehen dieses Gebäudes, in dem wir uns befinden, vielleicht aber auch Geschichte überhaupt als eine Summe von Renaissancen reflektiert und zelebriert. Im Zentrum der Nordwand steht ein weiterer Schrein, der in schon stellenweise ermattetem schwarzem Schleiflack gerahmt und mit einem zierlichen Goldrand geschmückt ist. Daraus taucht wie ein Phönix aus seinem noch purpurn glühenden Grund die Miniaturversion eines Nierentisches auf, der seinen zugehörigen Ascher hinter sich gelassen hat. - Die aktuelle Installation korrespondiert mit dem Wandmosaik von 1957, mit dem uns das Bild eines historisierenden und recht eigenwilligen Weltbildes vermittelt wird. Auf der größeren unteren Fläche sind die Fische für das Element des Wassers, die Vögel für die Luft und die Sonne für das Feuer angeordnet. Darüber erscheinen die Attribute der Geisteswissenschaften, der Naturwissenschaften und der Künste, denen schon der Lorbeer des Ruhms beigegeben ist - in kühner Vorwegnahme universitärer Weihen. - Das Element der Erde ist ausgespart, nicht, weil es damals noch keinen Schulgarten gab, sondern weil die materialen Grundlagen unserer menschlichen Existenz dem hohen Anspruch von Wissenschaft zuwiderzulaufen schienen.

# Ein wenig bekanntes Forscherleben

Das Lebenswerk des  
badischen Schneckenpfarrers Gottfried Nägele (1841-1914)

*Clemens Siebler, Freiburg i.Br.*

Wo immer der katholische Pfarrer von Waltersweier, Gottfried Nägele, Erwähnung findet, wird sein Name in enge Verbindung mit der Malakologie, im besonderen der Konchyliologie, gebracht. Bekannt von ihm ist, daß er zur Erforschung der Weichtiere und deren Schalen gleicherweise mit Missionsstationen anderer Erdteile wie mit Gelehrten und Forschungsanstalten des In- und Auslandes in persönlichem oder brieflichem Kontakt stand. Fast drei Jahrzehnte lang ist er dieser Tätigkeit zielstrebig und beharrlich nachgegangen. Auf diese Weise hat er über viele Jahre hinweg eine stattliche Schnecken-sammlung zusammengetragen und in seinem Pfarrhaus eingerichtet.

## I. Schwierige Spurensuche

Über Nägeles Leben, das keinerlei Züge des Außergewöhnlichen aufweist, sind wir zufriedenstellend unterrichtet. Doch beim Versuch, seine immer wieder gerühmten Verdienste um die Malakologie näher zu erforschen, stößt man auf unerwartete Schwierigkeiten.

Bemerkenswert ist, daß bereits in einem Gedenkartikel der „Offenburger Zeitung“ vom 31. Januar 1914 - angesichts seines Sterbetages (27. 1. 1914) wahrscheinlich der früheste Nachruf auf Nägele - seine Fachkenntnisse auf dem Gebiet der Konchyliologie ausdrücklich Erwähnung finden.<sup>1)</sup> Gleiches geschieht auch im Nekrolog auf den Priester Gottfried Nägele im „Freiburger Diözesanarchiv“ (FDA).<sup>2)</sup> Der Verstorbene erfährt hier eine vergleichsweise ausführliche

Würdigung, in der - für dieses kirchenge-schichtliche Organ ungewöhnlich - vor allem sein großes Wissen auf dem Gebiet der Konchylienkunde herausgehoben wird.

Noch im letzten Kriegsjahr 1918 und dann 1924 innerhalb eines Sammelbändchens erneut verfaßte Pfarrer Franz Sales Dor ein längeres „Lebensbild“ von Gottfried Nägele.<sup>3)</sup> Wenn diese Biographie bisweilen auch starke panegyrische Züge trägt, so kommt dem Verfasser das besondere Verdienst zu, wichtige Daten und Ereignisse aus dem Leben und der Forschertätigkeit seines geistlichen Mitbruders zusammengetragen und der Nachwelt überliefert zu haben.<sup>4)</sup>

Dennoch ist nicht zu übersehen, daß die zur wissenschaftlichen Betätigung Nägeles gemachten Hinweise in den genannten Veröffentlichungen sehr allgemein gehalten sind. Gerade über seine malakologischen Aktivitäten erfährt der interessierte Leser nur wenig Konkretes, obwohl sie allein seinen über-regionalen Ruf begründet haben.

Da Dors Darstellung eine gute Vertrautheit nicht nur mit dem Leben, sondern auch mit dem Lebenswerk Nägeles erahnen läßt, könnte sie eine gute Ausgangsbasis sein, um etwas mehr Licht in dessen Forschertätigkeit zu bringen. Jedoch wird der Wert seines „Lebensbildes“ dadurch gemindert, daß der Verfasser auf jedwede Quellenangaben verzichtet. Ohne seine Hinweise im einzelnen zu belegen, zählt er mehrere Länder (Regionen, Landstriche) auf, zu denen Nägele Kontakte geknüpft hatte, führt aber weder genauere Ortsnamen noch Namen bestimmter Kontaktpersonen an. Auch die von ihm genann-



*Gottfried Nägele, 1841 - 1914*

ten wissenschaftlichen Verbindungen zu mehreren Hochschulen sind für eine kritische Überprüfung des zu klärenden Sachverhalts wenig hilfreich.<sup>5)</sup> Im Hinblick auf das angezeigte Desiderat wirft somit die Spurensuche keine geringen Schwierigkeiten auf. Die von Dor beiläufig angesprochene redaktionelle Mitarbeit Nägeles an den „Wiener Malakozologischen Nachrichten“ könnte geeignet sein, bislang Unbekanntes über sein Forscherleben näher in Erfahrung zu bringen. Da sich die Existenz eines wissenschaftlichen Organs dieses Namens nicht nachweisen läßt, muß diese „mehrere Jahre“ dauernde Tätigkeit erheblich in Zweifel gezogen werden.<sup>6)</sup>

Trifft die mehrfach wiederholte Feststellung zu, daß Nägele „auf dem Gebiet der Konchylienkunde ein Kenner und Gelehrter ersten Ranges“ war und der „oft von Professoren und gelehrten Gesellschaften auf dem Wissenschaftsgebiet zu Rate gezogen wurde“,<sup>7)</sup> dann stellt sich fast zwangsläufig die Frage nach irgendwelchen Veröffentlichungen aus seiner Feder, möglicherweise auch nach Publikationen Dritter, in denen wenigstens Bezug auf seine Beschreibungen von Mollusken genommen wird. Eine im Offenburger Stadtarchiv aufbewahrte Photokopie des im FDA publizierten Nekrologs „Gottfried Nägele“ enthält den handschriftlichen Vermerk, daß seine kostbare Konchyliensammlung im Jahre 1942 in den Besitz des Senckenberg-Museums in Frankfurt a.M. übergegangen sei. Dank dieses Hinweises war die sonst nirgendwo auffindbare Spur zur „Deutschen Malakozologischen Gesellschaft“ (DMG) aufgezeigt und zugleich ein direkter Zugang zur Forschertätigkeit des Pfarrers von Waltersweier gefunden worden. Da er seine Artbestimmungen von Konchylien in enger Zusammenarbeit mit dieser wissenschaftlichen Vereinigung durchführte, sind seine eigenen Sammlungs- und Forschungsberichte hauptsächlich in deren Fachzeitschrift erschienen.<sup>8)</sup>

## II. Nägeles Werdegang

Gottfried Nägele, Sohn des Johann und der Otilia Nägele, geb. Morath, wurde am 10. November 1841 geboren. Sein Geburts- und Elternhaus stand an der Kohlhalde in Ebnet bei Bonndorf. Die kleinbäuerliche Familie lebte in äußerst bescheidenen Verhältnissen. Nach dem frühen Tod des Vates (1843) fiel der Mutter die schwierige Aufgabe zu, ihre drei Kinder allein aufzuziehen. Ein weiterer Sohn (Adelbert) war, erst einjährig, bereits 1838 verstorben.<sup>9)</sup>

Dor berichtet, daß Nägele schon als Bauernkind und Hütejunge ein inniges Verhältnis zur Natur entwickelt und sich früh als ein ungewöhnlicher Kenner der heimischen Pflanzenwelt erwiesen habe. Er erwähnt auch eine seltene Orchideenart, die Nägele als Hirtenknabe entdeckt hat. Später in seiner Studentenzeithabe er auf einem Spaziergang zwischen Freiburg und dem heutigen Stadtteil St. Georgen eine bislang unbekannte Abart des Leinkrautes gefunden.<sup>10)</sup>

Erst nach Abschluß der Volksschule gab die Mutter dem Drängen des Dorfschullehrers nach und schickte den aufgeweckten Jungen auf die höhere Schule. 1858 trat er in die 4. Klasse (Unterquarta) des Donaueschinger Gymnasiums ein. Von 1860 bis 1864 besuchte er die Klassen 6 bis 9 (Unterquinta bis Obersexta) in Konstanz.<sup>11)</sup> Nägele, der sieben Jahre zur Volksschule gegangen war und nach einer zweijährigen Vorbereitungszeit sechs Gymnasialklassen zu absolvieren hatte, war nahezu 23 Jahre alt, als er im Sommer 1864 das Abitur bestand.

Obwohl vor allem naturwissenschaftlich interessiert, entschloß er sich für den geistlichen Beruf, der wohl schon zum Zeitpunkt seines Eintritts in das Gymnasium in Aussicht genommen war. Auf das dreijährige Theologiestudium in Freiburg und ein weiteres Seminarsjahr in St. Peter folgte dort am 4. 8. 1868 seine Priesterweihe durch den damaligen Weihbischof und Kapitularvikar Lothar Kübel. Seitdem wirkte Nägele auf

verschiedenen Vikarstellen (Grießen, Neustadt, Waldshut). Nach weiteren Zwischenstationen in Steißlingen (Kaplaneiverweser) und Söllingen (Pfarrverweser) kam er 1875 in gleicher Eigenschaft nach Waltersweier bei Offenburg. Auf die ausdrückliche Bitte des Gemeinderates und eine persönliche Vorsprache des Bürgermeisters bei Erzbischof Johann Baptist Orbin ernannte ihn dieser 1883 zum Pfarrer jener Gemeinde.<sup>12)</sup> Waltersweier war seine einzige Pfarrstelle; über dreißig Jahre blieb er dort den Gläubigen verbunden.

Wenn Nägele auch im Ruf steht, ein pflichteifriger und frommer Seelsorger gewesen zu sein, so hätten ihm diese Eigenschaften allein wohl kaum zu einem überlokalen Bekanntheitsgrad verholfen. Daß er sich außerhalb seines räumlich engen Pfarrbezirks einen Namen machte und sogar der Großherzogliche Hof in Karlsruhe Neigung zeigte, ihn auf eine ansehnliche Pfarrpfürde zu präsentieren,<sup>13)</sup> ist einzig und allein seiner Forschertätigkeit im Bereich der Malakologie zu verdanken.

### Der Schneckenpfarrer

In seinem Pfarrhaus hatte Nägele, wie schon an anderer Stelle vermerkt, nach und nach eine stattliche Konchyliensammlung mit zum Teil kostbaren Exemplaren zusammengetragen. Diese Beschäftigung, die sich sichtbar vor den Augen seiner Pfarrkinder vollzog, hatte ihm im Volksmund den Namen „Schneckenpfarrer“ eingebracht. Die Fachkompetenz, die er bei der Anlage dieser Sammlung bewies, trug den wissenschaftlichen Anforderungen in hohem Maße Rechnung.<sup>14)</sup> Nicht zuletzt resultiert dies aus seinen jahrelangen Kontakten zu der 1868 gegründeten Deutschen Malakozoologischen Gesellschaft, die sowohl räumlich als auch personell eng mit der Senckenbergischen Naturforschenden Gesellschaft (gegründet 1817) kooperierte. Auf diesem Hintergrund

wird man unschwer verstehen, daß die Frankfurter Malakologen lebhaft bedauerten, den Aufenthaltsort der Sammlung über viele Jahre hinweg nicht in Erfahrung bringen zu können. Sie war nach Nägeles Tod in das Eigentum des mit ihm befreundeten Weihbischofs Friedrich Justus Knecht übergegangen, der sie den Ursulinen am Katholischen Institut in Freiburg für unterrichtliche Zwecke überlassen hatte. Nach der Schließung und Enteignung dieser kirchlichen Lehranstalt sowie der zeitweiligen Einrichtung eines Lazarets (1940/41) war es für die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft in Frankfurt ein Glücksfall besonderer Art, von Professor Robert Lais in Freiburg auf die verschollene Sammlung aufmerksam gemacht zu werden und ihren Erwerb für das Frankfurter Museum zu veranlassen.<sup>15)</sup>

Nägele, der für das Sammeln und die systematische Einordnung von Schneckengehäusen viel Zeit und Geduld aufgewandt hatte, dürfte sehr bald auch eine wissenschaftliche Begleitung und Beratung seiner Tätigkeit angestrebt haben. Daher trat er 1888 selbst der DMG bei.<sup>16)</sup> Schon kurze Zeit danach konnte er im „Nachrichtenblatt“ erste Aufsätze veröffentlichen.

### III. Nägeles malakologische Beiträge

Nägeles Sammler- und Forschertätigkeit im Dienst der Molluskenkunde hat ihren Niederschlag nicht nur im „Nachrichtenblatt“ der DMG zwischen 1888 und 1914 gefunden. Auch im konchyliologischen Standardwerk des schwedischen Forschers Carl Agardh Westerlund<sup>17)</sup> stößt man auf seinen Namen. Dieser aber findet sich besonders häufig in der aufwendigen und zahlreiche Bände umfassenden wissenschaftlichen Publikation der „Iconographie der Land- und Süßwasser-Mollusken“,<sup>18)</sup> zumal die hier dokumentierten Forschungsergebnisse samt Bildmaterial in nicht wenigen Fällen auf dem zuvor

im „Nachrichtenblatt“ geführten wissenschaftlichen Dialog (Korrespondenz, Austausch von Konchylien zum Zwecke ihrer genaueren Bestimmung u. ä.) basieren.

Hinsichtlich des Personenkreises waren es vornehmlich die Malakologen des Senckenberg-Museums Prof. Dr. Oscar Boettger und Prof. Dr. Wilhelm Kobelt, mit denen Nägele dauerhaft in Verbindung stand. Etwas später bestanden auch Kontakte zu Paul Hesse.<sup>19)</sup> Die im 13. Band der „Iconographie“ (1907) dokumentierte Schneckenart „*Helix (Isaurica) exquisita* Naegele“ kommentiert W. Kobelt u.a. mit folgenden Worten: „Diese hochinteressante Form aus dem kilikischen Taurus wurde mir von Herrn Pfarrer Nägele in Waltersweier, dem wir schon so viele Bereicherungen der kilikischen und vorderasiatischen Fauna verdanken, zur Beschreibung überlassen“.<sup>20)</sup> Und schon im Jahre 1898 machte O. Boettger hinsichtlich des „*Bulminus (Petraeus) naegelei*“ und seines Fundortes den Zusatz: „Von Herrn Pfarrer G. Nägele in Waltersweier bei Offenburg als neu erkannt, mir mitgeteilt und ihm zu Ehren benannt.“<sup>21)</sup>

Solche Beweise für Nägeles konchyliologische Forschertätigkeit - und nicht selten in Verbindung mit anerkennenden Worten für seine Beiträge - finden sich in den genannten Fachorganen mehrfach. Sie bestätigen gleichzeitig einen regen und kontinuierlichen wissenschaftlichen Gedankenaustausch, der zwischen ihm und den Frankfurter Professoren bestand. Ihnen hat er immer wieder seine seltenen und bisweilen kostbaren Exemplare zur Begutachtung und näheren Bestimmung vorgelegt. Dabei kam es auch vor, daß Nägele bislang unbekannte Schneckenarten entdeckt und der Wissenschaft zugeführt hat.<sup>22)</sup> Für die ihm aus Frankfurt bescheinigte Fachkompetenz spricht auch, daß sein erster Beitrag im „Nachrichtenblatt“ der DMG in Verbindung mit einer Untersuchung von O. Boettger erschien.<sup>23)</sup>

Eine Beschäftigung mit den konchylienkundlichen Forschungen des Schneckenpfarrers legt somit den Gedanken nahe, auch die Untersuchungen der genannten Malakologen des Senckenberg-Museums zu Rate zu ziehen, weil sie nicht selten Konchylien besprechen, die ihnen von ihm zur Ansicht, zur wissenschaftlichen Bestimmung leihweise oder zum käuflichen Erwerb angeboten bzw. überlassen wurden.

### Herkunft der Schneckengehäuse

Wer den Wert der Konchyliensammlung Nägeles richtig einschätzen möchte, muß vor allem die Frage nach der Herkunft seiner Schneckengehäuse stellen. Wenn er im Hinblick auf die beständige Anreicherung seiner privaten Sammlung völlig frei war, so konnte er aus dem heimisch-europäischen Bestand nur schwerlich mit irgendwelchen Exemplaren aufwarten, die angesichts des malakologischen Forschungsstandes vor einem Jahrhundert für die Wissenschaft noch interessant gewesen wären. Da er andererseits nie außereuropäischen Boden betreten hatte und in Europa selbst nur in die Schweiz, nach Helgoland, Italien und in die Pyrenäen gekommen war,<sup>24)</sup> war er dringend auf Zulieferer aus anderen Kontinenten angewiesen.

Von brieflichen Kontakten Nägeles zu außereuropäischen Missionsstationen wissen wir aus den Nachrufen, die im zeitlichen Umfeld seines Todes erschienen sind. In der „Offenburger Zeitung“ ist die Rede von „Missionen aller Weltteile (Orient und Südsee)“; Dor erwähnt „Missionsstationen z.B. in Syrien, Cilicien, Palästina, Ägypten, Armenien, Persien, China usw.“<sup>25)</sup> Man darf annehmen, daß diese Zeitgenossen, die gleichzeitig geistliche Mitbrüder des Verstorbenen waren, über seine Adressaten im Ausland informiert waren. Um so bedauerlicher ist - das sei an dieser Stelle wiederholt - daß sie hierüber der Nachwelt keine exakten Angaben gemacht haben.

Man muß die von Nägele verfaßten Berichte im „Nachrichtenblatt“ in Augenschein nehmen, um nähere Auskünfte sowohl bzgl. der Örtlichkeit einzelner Missionsstationen als auch seiner Sammler und Zulieferer zu erhalten. Angaben dieser Art finden sich, wenn auch in weit bescheidenerem Umfang, bei seinen wissenschaftlichen Kontaktpersonen und Beratern in Frankfurt. A. Zilch, der 1942 im Nachfolgeorgan des „Nachrichtenblattes“ über den Erwerb der Sammlung Nägele

durch das Senckenberg-Museum berichtet, kann gleichfalls zur Provenienz dieser Konchylien einige Ortsangaben machen.<sup>26)</sup> Größtenteils auf der Grundlage der bereits im „Nachrichtenblatt“ der DMG dargelegten Forschungsergebnisse ist die Herkunft der von Nägele der Wissenschaft zugeführten Schneckengehäuse auch in der „Iconographie“ dokumentiert. Unter Rückgriff auf die genannten Publikationen lassen sich die nachstehenden Fundorte ermitteln:

Herkunftsland <sup>27)</sup>	Fundort <sup>28)</sup>	zitiert in <sup>29)</sup>	Sammler
1. Kleinasien:			
- Bithynien:	Brussa (Bursa), Eski-Schehir *Keutksche-Kissik („24 km westl. von Eski-Schehir“)	35/1903, 168 ff.	
- Istanbul:	Konstantinopel Skutari (Uscüdar) *Phaneraki	34/1902, 152 39/1907, 39 (B)	
- Lyaconia:	Konia = Iconium (Konya)	42/1910, 150	
- Kappadokien:	Tokat	35/1903, 177	Missionar Chartron
	Nev-Schehir Caesarea-Mazaca (Kayseri)	42/1910, 148 ff. 35/1903, 176	
- Kilikien:	Adana, Anschwemmungen (Genist) des Sarus (Seyhan), Sis (Kozan), Nigde, Eregli Gülek-Boghaz, *Bodrun, kilikischer Taurus (Toros Daglari), Findikpinar Geuzneh (Gözne) *Hadjine / Hedschine (Hacialani?), Anti- taurus (Aladaglari), Everek-Gebirge (Develi)	34/1902, 1 ff. 35/1903, 168 ff. 33/1901, 19 42/1910, 146 ff.	
2. Nordsyrien:	Alexandrette (Iskenderun), Payas (Yakacik), Akbès, Cheikle,		Elias Fatha- la Tembe

	Kloster La Trappe Amanos-Gebirge (Gavur Daglari), *Tschukur Alma, *Karadachl	33/1901, 16 ff.  38/1906, 25 ff.	
3. Libanon:	Beirut Ham(m)ana Ghazir Saida = Sidon (Sayda)	22/1890, 138 29/1897, 14 Ic. IX, 17 ff. (K)  42/1910, 147	P. Dupoux
4. Palästina: (bzw. Israel)	Haifa Kap Karmel Jaffa (Tel Aviv)	42/1910, 147 Ic. XIII, 33 (K) 37/1905, 105 (B)	
5. Oberlauf von Euphrat und Tigris:	Mossul Malatia (Malatya) *Balian-Keuy bei Malatia	34/1902, 4 f.  38/1906, 27	Elias Fatha- la Tembe; Benjamin Bojadjan
	*Sert am ob. Euphrat Mardin, Küilly / Araxes (Küllü / Aras)	42/1910, 150 f.  33/1901, 29 f.	
6. Nordwest- persien:	Urmia	31/1899, 28 f.	Missionar Salomon
	Urmia, Hochebene von Salmas Umgebung von Urmia: - *Razoki-Gebirge - *Tekuma-Gebirge (sdl. Urmiasee) - *Digga-(Dippa)- Gebirge (Nähe Urmia- see)	25/1893, 148 f.  33/1901, 27 f.  42/1910, 145 ff.	Missionar Lesné Lesné
7. Zypern:	Armenierberg (Armenierkloster, n.-ö. Nikosia), Lanarka, Livadhia	42/1910, 145 ff.	
8. Griechenland:	Thessalien (5 nicht näher genannte Orte)	39/1907, 39 (B)	

9. Ostrumelien: (bzw. Bulgarien)	Philippopel (Plovdiv)	45/1913, 1 ff. (H)
10. nördliche Pyrenäen:	ohne Ortsangaben	45/1913, 94 f.
11. Afrika:		
- Algerien:	Algier	29/1897, 15
- Kamerun:	*Groß-Batanga bei Kribi	42/1910, 80 f. (B)
12. China:	Auflistung der Fund- orte in:	AM 74/1942, 28 ff. (Z)

Die Synopse bestätigt im wesentlichen die schon in den frühesten Nachrufen auf Nägele genannten Herkunftsländer; in der tabellari-schen Übersicht vermißt man aber die von ihnen gleichfalls erwähnten Fundorte „Ägypten“ und „Südsee“. Andererseits führen die Nachrufe zwischen 1914 und 1924 weder „Algier“ noch „Kamerun“ an; diese wiederum sind anhand der ausgewerteten Publikationen ohne weiteres nachweisbar.

Es darf angenommen werden, daß Nägele selbst den einzelnen Lieferungen unter-schiedliche Bedeutung beigemessen hatte, so daß sich nicht für alle die Notwendigkeit einer Besprechung im „Nachrichtsblatt“ er-gab. Wahrscheinlich hatten die Zeitgenossen des Schneckenpfarrers umfassende Detail-kenntnisse über dessen malakologische Akti-vitäten; zum Zeitpunkt seines Todes waren sie daher nicht darauf angewiesen, durch Ein-sichtnahme in die Veröffentlichungen der DMG sich ein genaueres Bild von den zahl-reichen Auslandskontakten Nägeles zu ver-schaffen.

### Schneckensammeln: zeitlicher Aufwand und Einträglichkeit

Das Interesse für den Sammler und Forscher Gottfried Nägele sowie dessen ausländischen Zulieferer kann nicht losgelöst werden von der Frage nach dem zeitlichen und physi-schen Aufwand, des weiteren nach der Ein-

träglichkeit einer solchen Beschäftigung. We-nigstens an einer Stelle macht Nägele Aus-führungen zu den außerordentlichen An-strengungen, denen seine beauftragten Sammler zeitweilig ausgesetzt waren.<sup>30)</sup> Demnach ließ sich die Molluskensuche häu-fig sehr mühsam an - ja, sie konnte geradezu lebensgefährliche Ausmaße annehmen.

Hinsichtlich der Frage nach der finanziellen Einträglichkeit des Schneckenerwerbs steht sicher fest, daß Nägele zumindest anfänglich keinerlei merkantile Absichten verfolgt hat. Nun aber ist von ihm bekannt, daß ihm die christliche Glaubensverbreitung stets ein echtes Herzensanliegen war. Daher ist verständlich, daß er, von einzelnen For-schungsstätten für ausgefallene und beson-ders wertvolle Exemplare immer wieder remuneriert,<sup>31)</sup> die in großen finanziellen Schwierigkeiten lebenden Missionsstationen mit den Erträgen aus dem Verkauf von Schneckengehäusen unterstützte.

Franz Sales Dor mit der ihm eigenen hyper-bolischen Ausdrucksweise berichtet, daß Nägele für die ihm gelieferten Konchylien „stattliche Summen“ Erlösen konnte, mit denen der Freund der Missionen „in geradezu fürstlicher Weise die Sendboten (gemeint: des christlichen Glaubens) für ihre Mühe und Arbeit entlohnt“ habe.<sup>32)</sup> Den eigenen Wor-ten Nägeles zufolge brachte jedoch das von ihm betriebene Tauschgeschäft alles andere als hohe Gewinne ein. Nicht nur, daß ihm oft

regelrechte und gänzlich wertlose Ausschußware zugeschickt wurde; auch die ihm entstandenen Zollgebühren ließen gelegentlich den erwarteten finanziellen Gewinn zu einem Nichts zerrinnen.<sup>33)</sup> Daher darf zu Recht geschlossen werden, daß der Konchylienverkauf eher bescheidene Gewinne abwarf;<sup>34)</sup> womit nicht bestritten wird, daß die von Nägele gelegentlich erworbenen Kostbarkeiten oder gar begehrten Unikate durchaus interessierte und zahlungsfreudige Abnehmer gefunden haben.<sup>35)</sup> Demnach war der Schneckenpfarrer sehr wohl in der Lage, den Missionen immer wieder finanzielle Zuwendungen zu machen, auch wenn es sich dabei keineswegs um „hohe Summen“ handelte. Wenn sich die wissenschaftlichen Untersuchungen Nägeles vorrangig auf außereuropäische Konchylien konzentrierten, sei damit sein Sammlerinteresse an heimischen Arten keineswegs bestritten. Neben einem kurzen Bericht über eine bestimmte Molluskenart, die ihm aus den nördlichen Pyrenäen geliefert worden war,<sup>36)</sup> hatte er bereits 1899 und 1903 über Schneckenvorkommen im Großherzogtum Baden berichtet und damit, seinen eigenen Worten zufolge, den Forscherblick auf ein Gebiet gelenkt, wo es allzu sehr an „Molluskenfreunden und sorgfältigen Beobachtern mangelte“.<sup>37)</sup> Gleichzeitig nimmt er diesen Tatbestand zum Anlaß, die starke Vernachlässigung des von ihm so geliebten Wissenschaftszweiges an den höheren Lehranstalten zu beklagen. Noch ein anderer zeitgeschichtlicher Aspekt soll an dieser Stelle kurze Erwähnung finden. Er kann verdeutlichen, daß auch Nägele als Sammler und Forscher willens war, sich die technischen Errungenschaften seiner Zeit zu eigen zu machen. Schon an der Jahrhundertwende hatte er, wenn auch vergeblich, versucht, Kontakte in das Gebiet von Mesopotamien zu knüpfen.<sup>38)</sup> Als Kind seiner Zeit setzte er damals große Erwartungen in das geplante Projekt Bagdadbahn. Zumindest glaubt er, auf diese Weise noch besser an die

von ihm vermuteten und noch wenig erforschten Schneckenarten im Gebiet zwischen dem Mittelmeer und dem Persischen Golf heranzukommen.

#### IV. Späte Würdigung durch die Frankfurter Malakologen

Entgegen der in der DMG geübten Gepflogenheit, besonders verdiente und durch wissenschaftliche Beiträge ausgewiesene Mitarbeiter mit einem Nekrolog zu ehren, sucht man im „Nachrichtenblatt“ vergeblich nach einem Nachruf auf den am 27. 1. 1914 verstorbenen Gottfried Nägele. Nicht einmal der Vereinsteil enthält in der im Bedarfsfall eingerichteten Rubrik „verstorben“ den Namen des Schneckenpfarrrers. Erst in einem Beitrag des Jahres 1918 erwähnt P. Hesse beiläufig das Ableben Nägeles, wenn auch ohne Angabe des Sterbedatums.<sup>39)</sup> Dieser ungewöhnliche Sachverhalt kann nur so gedeutet werden, daß sein Tod in den Kreisen der DMG zumindest für längere Zeit unbekannt geblieben war. Man darf annehmen, daß Nägeles Schwester Albertine, die ihm jahrzehntelang den Haushalt geführt hatte und von ihm testamentarisch als Nachlassverwalterin eingesetzt war,<sup>40)</sup> den Tod des Bruders nicht nach Frankfurt gemeldet hatte. In der Rubrik „Eingegangene Zahlungen“ erscheinen für das Jahr 1914 zwei Eingänge in Höhe von jeweils 7,50 Mark.<sup>41)</sup> Könnte es sich zumindest für die Überweisung im Monat Juli um einen damals noch nicht stornierten Dauerauftrag gehandelt haben?

Unterstellt man, daß die DMG spätestens nach Einstellung der Mitgliedsbeiträge vom Tode Nägeles erfahren hatte, könnte sich der aus Frankfurt erwartete, aber ausgebliebene Nachruf auf die Weise erklären, daß der betagte Pfarrer aus Waltersweier zu den jüngeren Vorstandsmitgliedern der DMG keinen persönlichen Kontakt mehr gepflegt hatte. Sein vertrautester wissenschaftlicher Berater und Forscherfreund Prof. Boettger war be-

reits 1910 verstorben.<sup>42)</sup> Prof. Kobelt, Mitbegründer der DMG und jahrzehntelanger Redakteur des „Nachrichtsblattes“, wäre wohl am ehesten befähigt gewesen, Nägeles Sammler- und Forschertätigkeit im Rahmen eines Nekrologs zu würdigen. Da Kobelt noch im Jahre seines eigenen Todes (1916) zwei Nachrufe auf verdiente Mitglieder der DMG verfaßt hatte, spricht einiges dafür, daß er vom Ableben Nägeles nicht in Kenntnis gesetzt worden war.

Nahezu 30 Jahre dauerte es, bis man sich in den Kreisen der DMG endlich dazu anschickte, Nägele die so lange vorenthaltene Würdigung seiner wissenschaftlichen Verdienste zukommen zu lassen. Offenkundig steht das neuerwachte Interesse für seine malakologischen Aktivitäten in direktem Zusammenhang mit dem Erwerb seiner kostbaren Schneckensammlung durch das Senckenberg-Museum. Zumindest in Frankfurt galt diese Sammlung bis zum Jahre 1942 als verschollen.<sup>43)</sup> Diese Tatsache erhellt einmal mehr, daß man dort aus wissenschaftlich-malakologischer Sicht vom Tode Nägeles keine Notiz genommen hatte. Zwar war zum Zeitpunkt des Erwerbs dieser für die Frankfurter Sammlungen bedeutsamen Konchylien der Name des badischen Pfarrers wieder präsent, und eine Mitarbeiterin des Museums war 1943 sogar in den Hochschwarzwald gefahren, um an Ort und Stelle Erkundigungen über Nägeles Werdegang einzuholen.<sup>44)</sup> Allein bis der überfällige Nachruf im Organ der DMG erschien, verging in der Tat ein halbes Jahrhundert.<sup>45)</sup>

Auch noch im Jahre 1964 sah sich der Autor mit der wenig befriedigenden Tatsache konfrontiert, „daß man in der Literatur vergeblich nach einem biographischen Hinweis auf Nägele sucht.“<sup>46)</sup> Daher kann die von ihm erstellte Auflistung sämtlicher von Nägele verfaßten Beiträge für das „Nachrichtsblatt“ der DMG sowie der von ihm beschriebenen Schneckenarten nicht hoch genug eingeschätzt werden. Dank dieses Werkverzeichnis-

nisses sind nicht nur seine zwischen 1890 und 1913 veröffentlichten Berichte bibliographisch erfaßt; Zilch gibt auch weiterführende Querverweise zur „Iconographie“ und zum konchyliologischen Standardwerk von Carl A. Westerlund.

In seinen Nachruf bezieht Zilch - und für das Fachorgan der DMG nunmehr erstmalig - auch einen gedrängten Lebenslauf des Schneckenpfarrers ein. Man erkennt sogleich, daß Zilch sich im wesentlichen auf die Daten stützt, die F. S. Dor in seinem „Lebensbild“ der Nachwelt hinterlassen hat. Wahrscheinlich war schon E. Bengler anläßlich ihres Besuches in Bonndorf (1943) auf diese Publikation aufmerksam gemacht worden.<sup>47)</sup>

Bleibt noch einmal festzustellen, daß die DMG aus Gründen welcher Art auch immer ihrem rührigen Mitglied und Mitarbeiter den verdienten Nachruf ungewöhnlich lang vorenthalten hat. Indessen ist dieser verspäteten Ehrung auch eine positive Seite abzugewinnen: aus der zeitlichen Distanz eines halben Jahrhunderts brauchte sie hinsichtlich der Wissenschaftlichkeit der Forschungen Nägeles keinerlei Abstriche zu machen.

Auf der Grundlage des nunmehr bereitgestellten Materials kündigt sich als weiterführendes Desiderat eine fachgerechte Auswertung der von Nägele gelieferten Konchylien sowie seiner eigenen Fachbeiträge an. Eine solche Untersuchung entzieht sich aber der Zuständigkeit des Historikers und Personenforschers und kann nur vom Malakologen durchgeführt werden.

---

#### Anmerkungen

1) „... auch die Wissenschaft beklagt aufs tiefste den Verlust dieses tiefgründigen, auf dem Gebiete der Naturforschung, namentlich in dem Sonderfach der Konchyliologie (Forschung über die Schalen der Weichtiere) als Autorität geltenden Mannes.“ a.a.O.

<sup>2)</sup> FDA, a.a.O., S. 50

<sup>3)</sup> vgl. Literaturverzeichnis

<sup>4)</sup> auch der von A. Zilch verfaßte Lebenslauf stützt sich vor allem auf die von Dor gemachten Angaben; vgl. auch Anm. 47

<sup>5)</sup> vgl. Dor, a.a.O. (1924), S. 308

<sup>6)</sup> ebenda, S. 309; bzgl. der „Wiener Malakozoologischen Nachrichten“ liegt wahrscheinlich eine Verwechslung mit dem „Nachrichtenblatt der Deutschen Malakozoologischen Gesellschaft“ (Frankfurt a.M.) vor, das allerdings nie von Nägele redigiert wurde.

<sup>7)</sup> FDA, a.a.O., S. 50

<sup>8)</sup> vgl. Anm. 6

<sup>9)</sup> geb. 7.4.1837, verst. 12.4.1838; vgl. Tauf- bzw. Totenbuch der Pfarrei St. Peter und Paul, Bonndorf i. Schw.

<sup>10)</sup> vgl. Dor, a.a.O. (1924), S. 289. In der einschlägigen Fachliteratur zur badischen Flora von Moritz Seubert ist ein entspr. Hinweis auf G. Nägele nicht zu ermitteln.

<sup>11)</sup> vgl. auch K. Stiefel, a.a.O., Bd. II, S. 1976

<sup>12)</sup> vgl. Dor, a.a.O. (1924), S. 296

<sup>13)</sup> ebenda, S. 310

<sup>14)</sup> vgl. A. Zilch, Arch. Moll., 74/1942, S. 28

<sup>15)</sup> vgl. A. Zilch, Arch. Moll., 93/1964, S. 264. Zu Robert Lais vgl. E. Schmid, a.a.O., S. 28-35

<sup>16)</sup> vgl. Nachr.Bl., 20/1888, S. 64

<sup>17)</sup> vgl. Literaturverzeichnis

<sup>18)</sup> vgl. Literaturverzeichnis

<sup>19)</sup> zu O. Boettger vgl. Nachr.Bl., 42/1910, Anlage; zu W. Kobelt, ebenda, S. 49-60; ferner Nachr.Bl., 48/1916, 49-54; zu P. Hesse, Arch. Moll., 59/1927, S. 89-94; ferner Arch. Moll., 71/1939, S. 50-52

<sup>20)</sup> Ic. Bd. XIII, S. 33

<sup>21)</sup> Nachr.Bl., 30/1898, S. 25

<sup>22)</sup> vgl. Ic. Bd. XI (= Registerband); ferner die Register der Einzelbände XII ff.; Nachr.Bl., 30/1898, S. 25

<sup>23)</sup> Nachr.Bl., 22/1890, S. 137-140

<sup>24)</sup> Arch. Moll., 93/1964, S. 265

<sup>25)</sup> a.a.O. (1924), S. 308

<sup>26)</sup> Arch. Moll., 74/1942, S. 28-36

<sup>27)</sup> Die Herkunftsländer werden unter den von Nägele und seinen Zeitgenossen verwendeten (historischen) Namen zitiert; in aller Regel werden die Staatenbildungen seit dem 1. Weltkrieg nicht berücksichtigt.

<sup>28)</sup> Für die zahlreichen Fundorte wird in der Regel nur jeweils eine Belegstelle angeführt. Die mit \* versehenen Namen sind Orte, die sich anhand des benutzten wissenschaftlichen Kartenmaterials nicht nachweisen lassen. Die Namen in Klammern sind die heute (in den modernen Atlanten) ausgewiesenen Ortsbezeichnungen.

<sup>29)</sup> Zitate ohne nähere Hinweise beziehen sich auf das „Nachrichtenblatt“ der Deutschen Malakozoologischen Gesellschaft; AM = Archiv für Molluskenkunde; Ic = Iconographie; Nachweise durch

andere Autoren: (B) = Boettger, (K) = Kobelt, (H) = Hesse, (Z) = Zilch

<sup>30)</sup> Nachr.Bl., 33/1901, S. 16 ff.

<sup>31)</sup> Dor nennt vor allem die Universitäten London und Hamburg; vgl. a.a.O. (1924), S. 308

<sup>32)</sup> ebenda, S. 308

<sup>33)</sup> Nachr.Bl., 33/1901, S. 18 ff.

<sup>34)</sup> Hinsichtlich des erzielten Erlöses äußern sich sowohl J. Mayer, FDA, a.a.O., S. 51, als auch A. Stiefvater, a.a.O., S. 52, zurückhaltender.

<sup>35)</sup> vgl. z.B. Kobelt, Ic. Bd. IX, S. 36: „Das abgebildete Stück, Nägeles Original, leider bis jetzt ein Unicum.“ Hieraus erhellt, wie begehrt einzelne, dem Schneckenpfarrer gehörende Exemplare waren; ferner: Ic. Bd. XVI, S. 7

<sup>36)</sup> Nachr.Bl., 45/1913, S. 94-95

<sup>37)</sup> Nachr.Bl., 31/1899, S. 73-77; 35/1903, S. 24-27

<sup>38)</sup> Nachr.Bl., 33/1901, S. 30-31; Näheres zum Bau der Bagdadbahn, vgl. W. J. Mommsen, a.a.O., passim

<sup>39)</sup> Nachr.Bl., 50/1918, S. 40

<sup>40)</sup> vgl. Nachlaßakten Nägele, Notariat Offenburg, Reg. Nr. 672 (1914), Staatsarchiv Freiburg

<sup>41)</sup> Nachr.Bl., 46/1914, S. 47 u. 144

<sup>42)</sup> s.o. Anm. 19

<sup>43)</sup> Arch. Moll., 93/1964, S. 264

<sup>44)</sup> ebenda, S. 263

<sup>45)</sup> ebenda, S. 263-266

<sup>46)</sup> ebenda, S. 263

<sup>47)</sup> ebenda, S. 263

#### Literatur

Dor F.: Gottfried Nägele. Ein stilles Priester- und Gelehrtenleben, Rastatt 1918

Dor F.: Gottfried Nägele. Ein stilles Priester- und Gelehrtenleben, in: Hirrentreue. Neue Lebensbilder aus dem Klerus, Karlsruhe 1924, S. 285-314  
Iconographie der Land- und Süßwasser-Mollusken, hg. von E.A. Rossmässler u. W. Kobelt, N.F., Band XI (= Registerband); ferner: Bände XII, XIII, XIV, XVI, Wiesbaden 1904/11

Mayer J.: Gottfried Nägele, in: Necrologium Freiburgense 1914. Freiburger Diözesanarchiv (FDA), Bd. 44 (NF Bd. 17), Freiburg 1916, S. 50-51

Mommsen W.J.: Großmachtstellung und Weltpolitik 1870-1914. Die Außenpolitik des Deutschen Reiches, Frankfurt 1993

Nachrichtenblatt der Deutschen Malakozoologischen Gesellschaft, Bde. 1-51, Frankfurt a.M. 1868-1919; danach Archiv für Molluskenkunde, Bd. 52 ff., Frankfurt a.M. 1920 ff.

N.N.: Gottfried Nägele, Pfarrer in Waltersweiler †, in: Offenburger Zeitung, 31. 1. 1914

Schmid E.: Robert Lais (1886-1945), in: Badische Fundberichte. Amtl. Jahrbuch für die ur- und frühgeschichtliche Erforschung Badens, Hg.

- Badisches Landesamt für Ur- und Frühgeschichte, Bd. 17 (1941-1947), Freiburg 1948, S. 28-35
- Stiefel K.: Baden 1648-1952, 2 Bände, Karlsruhe 1977
- Stiefvater A.: Gottfried Nägeli (sic!), in: Badische Landsleute, Freiburg 1966, S. 52
- Stritt W.: Ein Übername verdrängt den Familiennamen. Zur Geschichte der Familien Morath und Nägele in Grafenhausen (Schwarzw.), in: Badische Heimat, 32. Jg. 1952, Freiburg, S. 172-175
- Westerlund C.A.: Fauna der in der Paläarktischen Region lebenden Binnenconchylien, 1. Supplementband, Berlin 1890
- Zilch A.: 1. Nachtrag zu „Die chinesischen Land- und Süßwasser-Gastropoden des Natur-Museums Senckenberg“, in: Archiv für Molluskenkunde, 74. Jg. 1942, Frankfurt, S. 28-36
- Zilch A.: Gottfried Nägele (1841-1914), in: Archiv für Molluskenkunde, 93. Jg. 1964, Frankfurt, S. 263-266

# Hans Kampffmeyer

## Pionier der Gartenstadtbewegung und badischer Wohnungsbauminister

*Manfred Bosch, Rheinfelden*

Unter den badischen Städten nimmt Rheinfelden insofern eine besondere Stellung ein, als es seine Entstehung dem Bau eines technischen Großprojekts – des ersten Flußkraftwerks Europas – und den daraus abgeleiteten industriellen Standortentscheidungen verdankt. Damit gehört es zu jenen Gemeinwesen, die die Soziologie „Präriestädte“ genannt hat – schnell aufstrebende soziale Gebilde, deren Wachstum sich auf industrieller Seite vor allem dem Boom von Firmenansiedlung und hohem Arbeitskräftebedarf, auf privater Seite den Renditeerwartungen von Bauherren und Geschäftsgründern verdankt. Eine solche Gründung mit ihrem „amerikanischen“ Entwicklungstempo und unorganischen Wachstum – Beobachter der Zeit sprachen von Geschäftspsychosen und taufte die örtliche Zeitung in „Rheinfelder Konkursanzeiger“ um – mußte notwendig auch ihre Kritiker hervorbringen. Im Falle Rheinfeldens war dies eine heute weithin vergessene, zu ihrer Zeit jedoch einflußreiche Persönlichkeit, die der Wiedererinnerung wert ist: der badische Landeswohnungsinspektor Hans Kampffmeyer. Äußerer Anlaß des folgenden Porträts ist das 100jährige Bestehen der Kraftübertragungswerke Rheinfelden/Baden Ende des Jahres 1994, das auch die Geburtsstunde der heutigen Stadt Rheinfelden markiert. 1910 widmete Kampffmeyer der jungen Stadt mit seiner Dissertation ihre erste Monographie.<sup>1)</sup>

„Die Entwicklung eines modernen Indu-

striortes und die Lehren, die sich daraus für die industrielle Ansiedlungs-Politik ergeben“ – der Name Rheinfelden taucht im Titel bezeichnenderweise überhaupt nicht auf – erschien 1910 in der renommierten, von Eberhard Gothein und Alfred Weber herausgegebenen Reihe der „Heidelberger Volkswirtschaftlichen Abhandlungen“ und markiert den Beginn einer eigenständigen Disziplin der Raum- und Landesplanung. In Rheinfelden selbst fand sie anscheinend wenig Echo und auch im Rahmen der neueren orts- und heimatkundlichen Literatur begegnet man ihr kaum einmal.<sup>2)</sup> Dies mag mit der nicht überall geschätzten Kompromißlosigkeit der Darstellung zu tun haben, auf die der Leser bereits durch ein bei Schiller entlehntes Motto vorbereitet wird („Wo rohe Kräfte sinnlos walten / kann sich kein Gebild gestalten“). Damit zielt Kampffmeyer ohne Umschweife auf den Nerv der Sache, der Rheinfelden erst zur industriellen Sturzgeburt werden ließ – das „freie Spiel der Kräfte“ und seinen ungehemmten wirtschaftlichen Selbstlauf. Doch wirft er den Unternehmen, die angetreten sind, ihr Kapital bestmöglich zu verzinsen, keineswegs den Verfolg ihres Zweckes vor; vielmehr kritisiert er, daß und wie die übergeordneten politischen und Verwaltungsinstanzen den privaten Kapitalinteressen nicht nur das Feld, sondern nachgerade auch die Initiative überlassen haben – zumal in Zuständigkeiten rein öffentlicher und kommunaler Natur. Die staatlichen Organe, darin gipfelt



*Hans Kampffmeyer, ca. 1926 (Wien)*

Kampffmeyers Kritik, haben als Treuhänder des Gemeinwohls versagt; ja sie hatten zur Zeit der Entstehung der späteren Stadt Rheinfeldern noch nicht einmal ansatzweise die Tragweite ihrer Verantwortung erkannt. Es wären also zweifellos schmeichelhaftere Töne denkbar gewesen, als Kampffmeyer sie in seiner Analyse anschlug. Doch er hielt sich an die Fakten und stach dem jungen Gemeinwesen unnachsichtig den Star eines alles in allem geglückten Starts. Dabei zeigte der Volkswirtschaftler ein bemerkenswertes Sensorium für soziale Fragestellungen. Seine

Sensibilität bewies sich nicht allein im gesamten Argumentationsgang seiner Arbeit, sondern auch an vielen einzelnen Punkten, die heute überaus aktuell anmuten. So tauchen bei ihm im Umweltbereich Forderungen auf, die vieles vorwegnehmen, was heute breiten Konsens fände; er fragt mit Blick auf die Arbeitenden, „ob und welchen Anteil sie an ihrer Arbeit nehmen“<sup>3)</sup> oder er konstatiert, „daß für die kulturelle und soziale Gesamtentwicklung (...) die Stellungnahme des Arbeiters zu seiner Arbeit von der größten Wichtigkeit“<sup>4)</sup> sei. Seiner Zeit

weit voraus ist der Autor unserer Studie auch, wenn er über die geistig-seelischen Komponenten der Arbeit hinaus erwägt, ob die Einwohner „mit ihrem gegenwärtigen Ort durch irgendwelches innere Band verknüpft“<sup>5)</sup> seien.

Mit solchen Fragen hob sich Kampffmeyer von seiner Zeit in doppelter Weise ab: weder diente ihm sein Gegenstand als bloß akademisches Thema, noch begnügte er sich mit den Theorien der Arbeiterbewegung und der Linken. Denen stand er zwar nahe; aber bereits seine Frage nach innerbetrieblichen Bindungen würden dort wohl als eine besonders abgefeimte Taktik zur Verschleierung von Ausbeutung gewertet worden sein, und danach so zu fragen, wie Kampffmeyer es tat, hätte ausgereicht, ihn des Revisionismus, ja des schieren Paktierens mit dem „Klassenfeind“ zu zeihen.

In irgendeiner schlüssig benennbaren Ideologie ist die Position Kampffmeyers, der am 30. Januar 1876 im niederschlesischen Naumburg a. Qu. als Sohn eines Mühlenbesitzers geboren wurde, in der Tat nicht unterzubringen. Man wird sie vielmehr als Resultante aus ganz verschiedenen virulenten Zeitströmungen und Einflüssen werten müssen, unter denen sein familiäres Erbe nicht der unwichtigste ist. In der Reihe seiner Vorfahren finden wir zahlreiche Geistliche und Gelehrte von Rang, für die die „Kampffmeyersche Familiengeschichte“ ein „sicheres Gefühl des Geborgenseins in Gott“ feststellt sowie „das tiefe Vertrauen in seine Führung, die alles, alles in gerechter Weise zum Besten des Menschen fügt“.<sup>6)</sup> Hatten die Vorfahren im allgemeinen noch am Gedanken festgehalten, daß die „sozialen Notstände der besitzlosen Klassen charitativ (!) durch Werke der Barmherzigkeit und nicht institutionell durch gesetzlich festgelegte Leistungen staatlicher oder öffentlich-rechtlicher Institutionen zu heilen“ seien, so habe sich die junge Generation „mehr oder weniger in die neuen Aufgaben des Staates“

hineingedacht, der nicht länger bei der Fürsorge der direkt Notleidenden stehen bleiben dürfe, sondern auch zur Hebung der sozialhygienischen Volkserziehung und des allgemeinen Wohlstandes berufen sei.<sup>7)</sup>

Ohne dieses Umfeld und die „Mitgift“ von Generationen sind Kampffmeyers Persönlichkeit und Lebensleistung kaum verständlich. Am deutlichsten teilten sie sich in dem Einfluß der beiden älteren Vettern Paul und Bernhard mit – beide waren sie theoretisch und praktisch in Organisationen tätig, „die auf dem Boden freier Vereinbarung durch gegenseitige Hilfe eine gründliche Umbildung der in herrschende und dienende Klassen gespaltenen Gesellschaft anstrebten“.<sup>8)</sup> Paul Kampffmeyer verschrieb sich diesem Ziel als sozialdemokratischer Arbeitersekretär, Redakteur und Schriftsteller, der unter anderem ein bekanntes und ehemals weitverbreitetes Buch über die Sozialistengesetze verfaßte; der Hans Kampffmeyer ideell und thematisch noch näherstehende Bernhard gehörte wie sein Bruder zum Umfeld der „Friedrichshagener“ um Wilhelm Bölsche, Bruno Wille und die Brüder Hart, die die Volksbühnenbewegung begründeten, der naturalistischen Kunstbewegung zum Durchbruch verhelfen und im Bereich kultur- und sozialreformerischer Bestrebungen eine vielfältige Anreger- und Katalysatorenfunktion ausübten. Aufenthalte in Paris und London schlossen ihn für „die umgestaltende Kraft freier Vereinigung auf allen Lebensgebieten“<sup>9)</sup> auf; sein eigentliches Betätigungsfeld fand der selbständige Gärtnereiunternehmer in der Gartenstadtbewegung, in der er über drei Jahrzehnte führend tätig war.

Gleich den Brüdern Paul und Bernhard wurde auch Hans Kampffmeyer „in die Bahn sozialer Umbildungsbestrebungen gezogen“.<sup>10)</sup> Der Grund dafür wurde bereits in jungen Jahren durch die Beobachtung der Verelendung der slawischen Arbeiter sowie den Alkoholismus der Tagelöhner gelegt.

Nach der Reifeprüfung am Gymnasium Landsberg an der Warthe (1896) studierte er Architektur in München, Berlin und Hannover, um sich 1898 aus gesundheitlichen Rücksichten dem Studium der Gartenarchitektur zuzuwenden – zunächst als Volontär an den Königlichen Gärten Berlin und Leipzig, seit 1899 als Student der Forstakademie Tharandt bzw. an der Hochschule für Gartenarchitektur in Dresden. Um die Jahrhundertwende folgten Studienaufenthalte in Italien und Paris, wo sich Kampffmeyer vermehrt der Malerei widmete und auch Anschluß an die künstlerische Bohème fand. Durch intensive Beschäftigung mit den utopischen Sozialisten bildete sich die für seine künftige Tätigkeit grundlegende Überzeugung heraus, daß der Mensch durch eine reformierte Umwelt positiv beeinflusbar sei. Besonders wichtig wurde in dieser Zeit der Kontakt zu dem russischen Anarchisten Peter Kropotkin,<sup>11)</sup> dessen Ideal einer auf freier genossenschaftlicher Kooperation beruhenden Gesellschaft und seine Herleitung aus dem mittelalterlichen Gilden- und Zunftwesen Kampffmeyer faszinierte. Hier wohl sind die Wurzeln jener Verbindung von „Gartenstadt“ als städtebaulichem Gestaltungsprinzip mit der Wohnungsbau-Genossenschaft als Siedlungsträger zu suchen, die man als wesentlichen schöpferischen Beitrag Kampffmeyers zur deutschen Gartenstadtbewegung sehen muß.<sup>12)</sup>

Nach Aufhaltenen in Spanien und Marokko wandte sich Kampffmeyer 1905 nach Karlsruhe. Doch anstatt, wie vorgesehen, an der Kunstakademie seine künstlerischen Studien weiterzuführen, trat er unter dem Einfluß Bernhard Kampffmeyers alsbald in die Dienste der „Deutschen Gartenstadtgesellschaft“, für die er sich schon seit ihrer Gründung im Jahre 1902 interessiert hatte. Man sollte diesen Schritt weniger als Berufswechsel verstehen denn als Durchbruch jenes „elan social“, wie er innerhalb der Familientradition schon so häufig seinen Ausdruck

gefunden hatte. „In der Gartenstadtbewegung“, so Kampffmeyer, „fand ich die Möglichkeit nicht allein meine künstlerischen Neigungen zu betätigen, sondern auch meinen sozialen und volkswirtschaftlichen Interessen nachzugehen, und ich entschloß mich, von nun an ganz dieser Bewegung zu leben.“<sup>13)</sup> Wie und zu welchem Zeitpunkt sich dieser Übergang vom Kunststudium in Karlsruhe zum Studium der Volkswirtschaft in Heidelberg vollzog, das er zur wissenschaftlichen Fundierung seiner neuen Tätigkeit aufnahm und 1910 mit der Promotion bei Alfred Weber abschloß, läßt sich möglicherweise nicht mehr rekonstruieren<sup>14)</sup> – daß der Ort dieser „Erweckung“ für die Gartenstadtbewegung Karlsruhe war, erscheint indes kaum zufällig. Jörg Schadt hat „Südwestdeutschland, genauer gesagt die Oberrheinische Tiefebene und hier vor allem das Großherzogtum Baden“ als „Einfallstor und Schwerpunktgebiet“ der Gartenstadtbewegung bezeichnet, ja er plazierte Baden an der Spitze der Gartenstadtentwicklung, wenn man nur die Resonanz dieser Idee mit ihren Gartenstadt-Ortsgruppen bzw. den Gartenstädten Karlsruhe, Mannheim, Breisach, Durlach, Konstanz, Heidelberg, Freiburg, Pforzheim, Offenburg, Rastatt, Donaueschingen und Weil am Rhein in Relation zu Fläche und Bevölkerungszahl dieses Kleinstaates setzen würde.<sup>15)</sup>

Mit der Gartenstadtbewegung und ihren Zielen ist Kampffmeyers Lebensleistung am meisten verbunden. Seit 1905 Generalsekretär der „Deutschen Gartenstadtgesellschaft“ und neben seinem Vetter Bernhard alsbald deren führende Figur, erwies er sich nicht nur als souveräner Organisator, sondern auch als wirkungsvoller Propagandist, der in Flugschriften und Lichtbildervorträgen, mit Wanderausstellungen und auf Kongressen für die Ziele der Bewegung eintrat.<sup>16)</sup> Als nach den ersten Jahren die Arbeit mit der Gründung der ersten Garten-(vor)städte in Hellerau bei Dresden, Nürnberg, Magde-

burg, Karlsruhe und Mannheim in ein neues Stadium trat, legte er in der populären Reihe „Aus Natur und Geisteswelt“ die gemeinverständliche Darstellung „Die Gartenstadt“ vor, die auch heute noch zu den Standardlektüren des Faches zählt. Hier stößt der Leser auch erstmals auf Kampffmeyers Interesse an der jungen Industrie gründer Rheinfelden, die ihm angesichts des gleichnamigen Städtchens auf der gegenüberliegenden Rheinseite jeder Kultur zu entbehren schien. „Auf jeden“, schreibt Kampffmeyer, „der den Sinn für Kulturwerte nicht völlig verloren hat, muß es einen traurigen Eindruck machen, wenn er aus dem schönen Schweizerstädtchen Rheinfelden über die alte Brücke nach Badisch-Rheinfelden hinübergeht und hier als Denkmal unserer neu-deutschen Kultur diese plan- und kulturlose Anhäufung von menschlichen Wohnungen zu Gesicht bekommt. Was hätte hier geschaffen werden können, wenn man an die Gründung dieser modernen Stadt mit den Zielen der Gartenstadtbewegung herangetreten wäre ...“<sup>17)</sup>

Dies sich vorzustellen wäre in der Tat reizvoll – doch wie die Dinge nun einmal lagen, konnte Kampffmeyer die Industrie gründer auf dem badischen Ufer lediglich als negativer Kontrast dienen, an dem sich ein Stück wirtschaftlichen Selbstlaufs gewissermaßen unter „Laborbedingungen“ studieren und als abschreckendes Beispiel bemühen ließ, um so „die vielen Fehler, die unseren jetzigen Industriesiedlungen anhaften, bei Neugründungen“ zu vermeiden und „aus einer gedankenarmen und energielosen Manchesterpolitik des laissez faire zu einer industriellen Ansiedlungspolitik großen Stils“<sup>18)</sup> zu kommen. Der Vorwurf der Technik- und Industrie feindlichkeit der Gartenstadtbewegung ist also ebenso ein Zerrbild wie die Vorstellung, sie stelle eine besonders „landfressende“ Siedlungsform dar. Denn trotz aller „utopischen“ Elemente in seinem Denken war Kampffmeyer viel zu sehr

Pragmatiker, um in der industriellen Entwicklung nicht eine Gegebenheit und einen unumkehrbaren Prozeß zu erkennen. Kampffmeyer war kein Sozialromantiker, der dem Phantasma agrarisch-handwerklicher „Idealzustände“ nachgejagt wäre; wohl aber erachtete er es für unabdingbar, den unleugbaren zivilisatorischen Schäden und Herausforderungen auch mit den Mitteln der Wohnungsbau- und Siedlungspolitik zu begegnen.

Die Gartenstadtidee, die Kampffmeyer hierfür ein geeignetes Mittel schien, war Teil einer umfassenden Reformbewegung, mit der die Jahrhundertwende auf eine zunehmend widersprüchlich empfundene Realität antwortete. Sie hing eng mit der (spät-) naturalistischen Gebildetenrevolte zusammen, die durch die wirtschaftlichen und sozialen Umbrüche und mentalen Verwerfungen von Industrialisierung und Urbanisierung ausgelöst worden war; andererseits bildete sie die „natürliche Reaktion gegen die Mißstände in der städtischen Entwicklung“.<sup>19)</sup> So ist es kein Zufall, daß der Ursprung der Gartenstadtbewegung in den entwickeltsten Industrieländern zu suchen ist,<sup>20)</sup> deren großstädtische Realität weithin von Wohnungsmangel und Mietskasernenelend geprägt war. Da es dem Selbstverständnis Kampffmeyers widersprochen hätte, Wohnungsreform unter rein architektonischen und ästhetischen Aspekten (etwa im Sinne des Werkbundes oder der Bauhastradition) zu propagieren, begriff er die Gartenstadtbewegung von Anfang an als untrennbare Einheit von Wohnungsreform und Städtebau, d. h., er verknüpfte ihre reformbezogenen Ziele eng mit wohnungs- und siedlungspolitischen Maßnahmen zur Schaffung erschwinglichen Wohnraumes für minderbemittelte Schichten – und dies zu einer Zeit, da sozialer Wohnungs- und Städtebau bzw. öffentliche Förderung von Wohnbau noch unbekannt waren.

Diese doppelte Funktion fand ihren Niederschlag im Programm der „Deutschen Gartenbaugesellschaft“ von 1907, in dem eine Gartenstadt definiert ist als „eine planmäßig gestaltete Siedlung auf wohlfeilem Gelände, das dauernd im Obereigentum der Gemeinschaft erhalten wird, derart, daß jede Spekulation mit dem Grund und Boden dauernd unmöglich ist. Sie ist ein neuer Stadttypus, der eine durchgreifende Wohnungsreform ermöglicht, für Industrie und Handwerk vorteilhafte Produktionsbedingungen gewährleistet und einen großen Teil seines Gebietes dauernd dem Garten- und Ackerbau sichert.“<sup>21)</sup> Mit dem Prinzip genossenschaftlicher Organisation, das sich für den Gartenstadtgedanken geradezu anbot, waren zwei weitere eng verbunden: die Betonung der „hohen sittlichen und auch wirtschaftlichen Bedeutung selbständig schaffender Persönlichkeiten“ und die Forderung, daß „keine Aufgabe einer Zentralinstanz“ überwiesen werden solle, „die ebenso gut oder besser von dezentralisierten Gemeinschaften gelöst werden könnte.“<sup>22)</sup> Auch von einer Großstadtfeindlichkeit der Gartenstadtbewegung, wie sie bis heute fälschlicherweise unterstellt wird, konnte und kann keine Rede sein. Die Gartenstadt Ruppurr bei Karlsruhe, mit deren Bau 1911 begonnen wurde, war mit Hellerau bei Dresden nicht nur hervorragendes Pilotprojekt der deutschen Gartenstadtbewegung, sondern auch in besonderem Maße persönliches Werk Hans Kampffmeyers. Hier wurden von der Planung und Bodenordnung bis zur Finanzierung, Erschließung, Versorgung und Bautätigkeit jene Methoden und Instrumente mitentwickelt, die dann von den Niederlanden, Großbritannien und Deutschland aus im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts gesellschaftspolitische Bedeutung erlangten.

Innerhalb der „Abwehrbewegung gegen die Mißstände unseres städtischen Siedlungswezens“, die Kampffmeyer gegen Ende des

Ersten Weltkrieges sich „zu einer mächtigen Volksbewegung“<sup>23)</sup> auswachsen sah, hatte das Modell der Gartenstadt sowohl ideell wie praktisch einen hohen Stellenwert. Wie sehr dieser auch politisch und ideologisch infragegestellt wurde, mag eine Stimme wie die folgende belegen, die in der Gartenstadtbewegung eine Kampfansage sozialdemokratischer Elemente an den Besitzstand von Haus- und Grundbesitzern erkennen wollte und Enteignungsängste schürte: „Meine Herren: Es ist doch klar, daß die Sozialdemokraten (...) uns Haus- und Grundbesitzern, und damit den wahren Stützen von Thron und Altar, an den Leib wollen. Mit den Schrebergärten fingen sie an und mit Bretterbuden, und nun wollen sie Gärten haben mit Villas, und in ein paar Jahren wollen sie Schlösser haben und wir sollen die Knechte machen und Bedienten (...). Wenn es erst überall diese Gartenstädte gibt, was meinen Sie, meine Herren, was Sie da zu sehen kriegen werden in diesen Gärten, rote Dächer und rote Fensterkreuze, vorn rote Nelken und Rosen, am Hausgiebel roter Mohn, im Gemüsegarten Rotkohl und in den Bäumen werden sie nur Rotkehlchen dulden.“<sup>24)</sup> Vermutlich war diese hysterische Reaktion schon zu ihrer Zeit nichts als komisch – um wieviel ernstzunehmender, weil „weitblickender“ dagegen die Aussage Alfred Krupps, der mit Bezug auf die Wohnungsbaupolitik seiner Firma bereits 1865 gemutmaßt hatte: „Wer weiß, ob dann über Jahr und Tag, wenn eine allgemeine Revolte durch das Land gehen wird, ein Auflehnen aller Klassen von Arbeitern gegen ihre Arbeitgeber, ob wir dann nicht die einzigen Verschonten sein werden.“<sup>25)</sup>

An diese Funktion eines „sozialen Dammbaues“ läßt auch die Gartenstadtbewegung mitunter denken. In seinen Erinnerungen hat der Mannheimer Rechtsrat Otto Moeckel, der 1910 zusammen mit Kampffmeyer eine Gartenstadtgesellschaft ins Leben rief, den Besuch des Badischen Großherzogs

festgehalten, nachdem die Anlage in nur dreijähriger Planungs- und Bauzeit zu einer schiereren Sehenswürdigkeit geworden war. „Überall standen die Leute in den Gärten und grüßten“, notierte Moericke, „auch die roten Genossen, die übrigens auch fast alle geflaggt hatten. Der Großherzog redete auch einmal eine Familie an, die am Zaun stand. Er war in drei Häusern und sprach auf schlichte und ganz famose Art mit alt und jung.“<sup>26)</sup>

Es war dies nicht das einzige Interesse, das das badische Herrscherhaus an der Arbeit der „Deutschen Gartenstadtgesellschaft“ nahm. Bereits 1908 hatte der Großherzog Kampffmeyer eine Audienz gewährt, und „die ganze großherzogliche Familie einschließlich des Prinzen Max von Baden (brachte) durch Besuche der Ausstellungen der Gesellschaft und der neuerrichteten Garten(vor)städte ihr Wohlwollen zum Ausdruck“.<sup>27)</sup> Die Wertschätzung der Tätigkeit Kampffmeyers spiegelte sich auch in der Ernennung zum Landeswohnungsinspektor im Jahre 1912; als solchem oblag ihm die Verbesserung der Wohnungssituation und die Beförderung des Wohnungsbaus. Sie zu erreichen, versuchte er auch von dieser Stelle aus die Belange der Gartenstadtbewegung und des genossenschaftlichen Wohnungsbaus zu vertreten. Da die Bautätigkeit jedoch bereits in den ersten Kriegsjahren fast völlig zum Erliegen kam, richtete er sein Augenmerk auf die „Wohnungsvorsorge und Ansiedlungstätigkeit nach dem Kriege“ – so der Titel einer Schrift aus dem Jahre 1916. Ausgangspunkt war seine Sorge, daß nach dem Kriege ein erheblicher Fehlbedarf an Kleinwohnungen bei gleichzeitiger Mietensteigerung entstehen werde.

Seit 1911 gleichzeitig Geschäftsführer des „Badischen Landeswohnungsvereins“, ergriff er deshalb frühzeitig geeignete Initiativen zur Gegensteuerung, hielt die Bezirksämter zur Beobachtung der Wohnungssituation an und bereitete die Wohn-

raumbewirtschaftung vor. Um den heimkehrenden Soldaten genügend Wohnraum anbieten zu können, machte er sich für das Kriegerheimstättenrecht Adolf Damaschkes stark und empfahl den Gemeinden eine planmäßige Bodenpolitik, die sowohl den Bedürfnissen industrieller Ansiedlung als auch der Kleingärtner Rechnung trug. Um diesen Absichten die notwendige Durchschlagskraft zu geben, betrieb Kampffmeyer die Gründung des „Badischen Baubundes“, der Anfang 1918 unter seiner Geschäftsführung die Arbeit aufnahm und zur Schaffung „guter und preiswerter Wohnungen für die minderbemittelte Bevölkerung“<sup>28)</sup> die betroffenen wirtschaftlichen Kräfte fester zusammenzuschließen suchte.

Ebenfalls in die ausgehende Kriegszeit fiel die Veröffentlichung des spektakulären Plans „Friedenstadt“, mit dem Kampffmeyer noch einmal das Interesse auf die Gartenstadt zu lenken versuchte. Er hatte seine Idee zunächst 1917 den Teilnehmern einer kulturpolitischen Tagung auf Burg Lauenstein mitgeteilt und sie dann zusammen mit Stellungnahmen ausgesuchter Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Industrie, Politik und Gewerkschaften, Bauwesen, Pädagogik, Kunst, Literatur und Philosophie unter dem Titel „Friedenstadt“ herausgegeben. Ziel der Schrift war es, die Mittel und Energien, die für Zehntausende abzusehender Kriegerdenkmäler nötig waren, zum Bau einer Stadt neuen Typs für bis zu 100000 Einwohner zusammenzufassen, die nicht nur als „Vorbild deutschen Siedlungswesens“<sup>29)</sup> gelten konnte, sondern auch als einzigartiges Nationalmonument. Als Zeitpunkt, zu dem ihm die „Friedenstadt“-Idee erstmals kam, gab Kampffmeyer selbst die Jahre um 1910 an, so daß es erlaubt ist, sie als positiv-utopischen Ausfluß seiner Rheinfeldens-Kritik zu verstehen: wenn es damals möglich war, die Industrie für eine Neugründung zu gewinnen, um wieviel mehr Motivation bot dann nach Beendigung des Krieges der Versuch,

„das kulturelle, soziale und wirtschaftliche Streben der besten deutschen Männer und Frauen so vollkommen“ zu verwirklichen, „als es uns jetzt lebenden Menschen nur irgend möglich ist!“<sup>30</sup>) Kampffmeyer hatte denn auch, beflügelt durch die durchweg positiv bis enthusiastisch ausfallenden Stellungnahmen (darunter von Paul Schmitthenner, Leopold Ziegler und dem greisen Hans Thoma), bereits nach geeigneten Standorten Ausschau gehalten und eine „Stiftung zur Errichtung eines deutschen Nationaldenkmals“ angeregt – doch anders als im Falle Rheinfeldens waren die Zeitumstände nicht dazu angetan, „ein geeignetes Gelände zu sichern und die Gewerbetreibenden und Industriellen zu finden, die bereit sind, ihre Betriebe nach Friedenstadt zu verlegen“.<sup>31</sup>) Die politischen Gärungs- und Umsturzprozesse, die die Arbeiter- und Soldatenräte bei Kriegsende für eine Übergangszeit zu Organen der politischen Willensbildung machten, ließen Kampffmeyer den „sozialen Volksstaat“ als reale Möglichkeit erscheinen. In dieser Situation wurden die Erfahrungen und Einblicke, die er als Landeswohnungsinspektor gewonnen hatte, zum republikanischen Initialerlebnis, das den idealistischen Sozialisten mit den Repräsentanten des alten Systems in Konflikt brachte. In den Erinnerungen des Badischen Staatspräsidenten Heinrich Köhler findet sich ein Passus, an dem sich Kampffmeyers gewandelte Haltung unmittelbar ablesen läßt: danach hat er während einer politischen Beratung über die politische Unruhe fortgesetzt dazwischengerufen: „Zur Sache sprechen! Drunten steht das souveräne Volk, das die Macht in der Hand hat; wir können nichts anderes tun, als uns mit ihm ordentlich stellen!“ „Über diese Stellungnahme, alles sofort aufzugeben“, so Köhler, „war man auf unserer Seite recht aufgebracht.“<sup>32</sup>)

Köhlers Kommentar verkennt, daß Kampffmeyer damals praktisch auf Seiten der Räte stand. Das Symptomatische an ihnen war

nach den Worten Wilhelm E. Oefterings der Wille des Volkes, seine Geschicke nicht nur „auf politischem, sondern auf jedem Gebiet selber in die Hand zu nehmen. Es traute weder der Regierung noch deren Hauptstützen, den politischen Parteien, die Fähigkeit zu, sich mit Hingabe, Verständnis und Erfolg den wirtschaftlichen und geistigen Fragen ebenso zu widmen wie den eigentlich politischen.“<sup>33</sup>) Schon Ende 1918 hatte sich Kampffmeyer maßgeblich an dem Versuch beteiligt, mit dem „Kunst- und Kulturrat für Baden“ eine Selbstorganisation der Kulturschaffenden zuwege zu bringen. Dieser stand programmgemäß „auf dem Boden des neuen sozialen Volksstaates“<sup>34</sup>) und vertrat – wenn auch in einer heute nur noch schwer nachvollziehbaren Allianz unterschiedlichster Geister und Positionen – kulturpolitisch die Forderung, „höhere Arbeits- und Lebensbedingungen auch für diejenigen Bevölkerungsschichten durchzusetzen, die unter den bisherigen Verhältnissen von der Teilnahme am kulturellen Leben ausgeschlossen blieben“.<sup>35</sup>)

Anfang 1919 hatte Kampffmeyer, der 1918 der SPD beigetreten war, in seinem Karlsruher Vortrag „Sozialismus und geistige Arbeit“ die Konsequenzen aus seiner Zeit als Landesbeamter gezogen und erklärt: „Wenn ich an die Wohnungsverhältnisse denke, die ich als Landeswohnungsinspektor bei meinen amtlichen Rundgängen vielfach zu sehen bekommen habe, dann empört sich in mir alles gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung, die so unsägliches Elend verschuldete oder doch eine solche Herabwürdigung des Edelsten, das wir haben, des Menschen, duldet. Soll ich mit einem Satze das geistige Ziel umschreiben, das wir Sozialisten uns stecken, so möchte ich sagen, wir arbeiten und kämpfen dafür, daß der Mensch nicht mehr, wie in der kapitalistischen Ordnung, nur als Produktionsmittel geschätzt und verwendet wird (...), sondern daß er Selbstzweck werde, daß alle

Produktion dem einen Zweck diene, dem Menschen ein höheres und würdigeres Dasein zu schaffen.“<sup>36)</sup>

Der Ort, von dem aus er nun für dieses Ziel kämpfte, war nicht länger Karlsruhe. 1920 war Kampffmeyer vom Wiener Magistrat auf den Posten eines Siedlungsreferenten berufen worden. Als Typus des Pioniers war er stets für Neuanfänge zu haben, zumal die Gartenstadtbewegung nach dem Ersten Weltkrieg vom Siedlungsgedanken (für den sie in den zwanziger Jahren von tragender Bedeutung werden sollte) abgelöst wurde. Ohnehin war ihm der Abschied von Karlsruhe aufgrund eines belastenden Ekklats leicht geworden: wie alle Idealisten nicht mit dem notwendigen Mißtrauen ausgestattet – Kampffmeyer pflegte den Menschen bis zum Beweis des Gegenteils rückhaltlos zu vertrauen –, war es durch den Kassier der Gartenstadt Ruppurr zu Unterschlagungen gekommen.

In Wien unterstrich Kampffmeyer mit seiner erfolgreichen Organisierung der Siedler-selbsthilfe, daß er über seiner Propaganda für die Gartenstadtbewegung nicht zum Dogmatiker geworden war. Die ganz anderen Verhältnisse in der österreichischen Hauptstadt, wo organisatorische Voraussetzungen in Gestalt einer starken Bauvereins-, Gartenstadt- oder Schrebergartenbewegung bis zum Ersten Weltkrieg fast völlig gefehlt hatten, begünstigten unter dem Einfluß großer Wohnungs- und Hungersnot nun einen „radikal-sozialreformerischen Aufbruch“.<sup>37)</sup> An diesem „kommunalen Sozialismus“ – und damit am „Wunder des Wiener Wohnungsbaus“<sup>38)</sup> – hat auch Kampffmeyer bedeutenden Anteil.

Noch vor Ablauf seines Zehnjahresvertrages – 1928 – kehrte Kampffmeyer Wien den Rücken, um sich ganz der internationalen Zusammenarbeit der Wohnungsreformer zu widmen – als Generalsekretär des „Internationalen Verbandes für Wohnungswesen“, der nach einem Poker zwischen Berlin und

Frankfurt – vertreten durch die bedeutenden Städtebauer Martin Wagner und Ernst May – in Frankfurt am Main gegründet worden war. Mit der Veranstaltung internationaler Kongresse, der Organisation von Studienreisen und der Herausgabe einer dreisprachigen internationalen Zeitschrift warb Kampffmeyer erfolgreich um das Verständnis für ein soziales Wohnungswesen als Teil internationaler Sozialreform. Immer stärker wurde seine Arbeit von den Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise, aber auch vom Nationalsozialismus bedroht, gegen den Kampffmeyer auf verschiedenen Ebenen auftrat. Wie manch anderes Projekt der „Systemzeit“, usurpierten die Nationalsozialisten auch die Siedlungsidee für ihre Zwecke. Ihren Machtantritt, der ihm mit Sicherheit Verfolgung eingebracht hätte, mußte Kampffmeyer nicht mehr erleben: 1932 erlag er, gerade 56jährig, den Folgen einer an sich wenig risikoreichen Operation. Sein Nachlaß wurde bereits 1933 durch eine Haussuchung dezimiert; der größere Rest fiel Fliegerangriffen zum Opfer. An Hans Kampffmeyers Wirken in Baden erinnern in Freiburg eine Straße und in der Gartenstadt Ruppurr eine Gedenktafel.

---

#### Anmerkungen

<sup>1)</sup> Eine Neuauflage der Schrift erfolgte soeben im Rahmen der „Rheinfelder Geschichtsblätter“ aus Anlaß der Ausstellung „Strom Anschluß“, die im Rheinfelder Haus Salmegg von November 1994 bis Februar 1995 stattfindet. Gleichzeitig erscheint eine weitere Nummer der „Rheinfelder Geschichtsblätter“ mit Beiträgen zur Rheinfelder Stadtentwicklung, verfaßt von den Mitgliedern der Arbeitsgruppe Geschichte des Vereins Haus Salmegg e. V. Rheinfelden

<sup>2)</sup> Auch Hermann Steinegger erwähnt sie in seiner „Heimatgeschichte Nollingen Rheinfelden und Umgebung“ aus dem Jahr 1935 nicht

<sup>3)</sup> Hans Kampffmeyer, Die Entwicklung eines modernen Industrieortes. Karlsruhe (G. Braun) 1910, S. 15

<sup>4)</sup> Ebd., S. 16

<sup>5)</sup> Ebd., S. 16

<sup>6)</sup> Paul Kampffmeyer, Blutsverwandte deutsche Familien im Wandel der Jahrhunderte. Kampffmeyer'sche Familiengeschichte, Band I. Greifswald 1939, S. 139

<sup>7)</sup> Ebd., S. 140

<sup>8)</sup> Ebd., S. 143

<sup>9)</sup> Ebd., S. 147

<sup>10)</sup> Ebd., S. 143

<sup>11)</sup> Erster Übersetzer Kropotkins ins Deutsche war Bernhard Kampffmeyer

<sup>12)</sup> Vgl. Peter Kropotkin, Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt, Leipzig 1923, S. 152 ff.

<sup>13)</sup> Zit. nach: Kristiana Hartmann, Deutsche Gartenstadtbewegung. Kulturpolitik und Gesellschaftsreform. München 1976, S. 32

<sup>14)</sup> Freundliche Mitteilung der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg (Universitätsarchiv) vom 4. Mai 1994, wonach die Promotionsakten des Jahres 1910 nur lückenhaft überliefert sind

<sup>15)</sup> Jörg Schadt, Die Anfänge der Gartenstadtbewegung in Südwestdeutschland. In: Bernhard Kirchgäßner, Joachim B. Schultis (Hg.), Wald, Garten und Park. Vom Funktionswandel der Natur für die Stadt. Sigmaringen 1993, S. 97 ff. (= Stadt in der Geschichte, Bd. 18)

<sup>16)</sup> Schon 1904 veröffentlichte Kampffmeyer in der Zeitschrift „Kunstwart“, die die Ideen der Reformbewegung in breitere bürgerliche Schichten trug, einen Artikel über die Gartenstadtidee (Jahrgang 17 (1904) Bd. II, S. 152 ff.)

<sup>17)</sup> Hans Kampffmeyer, Die Gartenstadtbewegung, Leipzig 1909, S. 3

<sup>18)</sup> Wie Anm. 3, S. 1

<sup>19)</sup> Wie Anm. 17, S. 10

<sup>20)</sup> In England hatte Ebenezer Howard mit seinem Buch „Tomorrow. A Peacefull Path to Real Reform“ (1898) – 1907 bei Diederichs mit einem Nachwort Bernhard Kampffmeyers auf deutsch erschienen – die „Garden City Association“ angestoßen; und auch in Deutschland erschloß der zunehmende Verlust naturnaher Lebens- und Erfahrungsräume dieser Idee mit nur geringer Verspätung viele Anhänger. Theodor Fritschs „Die Stadt der Zukunft“, zwei Jahre vor Howards

Buch erschienen, war dagegen ohne Echo geblieben

<sup>21)</sup> Hans Kampffmeyer, Die Gartenstadtbewegung. In: Carl Johannes Fuchs (Hg.), Die Wohnungs- und Siedlungsfrage nach dem Kriege. Stuttgart 1918, S. 335

<sup>22)</sup> So Kampffmeyer in einem vergleichbaren Zusammenhang: „Die Vorbesprechung über die Gründung des Badischen Baubundes“. In: Karlsruher Zeitung. Staatsanzeiger für das Großherzogtum Baden, 21. Dezember 1917

<sup>23)</sup> Wie Anm. 21, S. 331

<sup>24)</sup> Wie Anm. 15, S. 127

<sup>25)</sup> Zit. nach: Reinhard Bentmann, Michael Müller, Die Villa als Herrschaftsarchitektur. Frankfurt/M. 1970, S. 135

<sup>26)</sup> Otto Moericke, Erinnerungen. Herausgegeben von Helmut Maurer. Sigmaringen 1985, S. 50

<sup>27)</sup> Vgl. Anm. 13, S. 101

<sup>28)</sup> Großherzogliches Bad. Ministerium des Innern, Einladung zu einer Vorbesprechung über die Gründung des Badischen Baubundes vom 8. November 1917; GLA Karlsruhe, Abt. 60, Geheimes Kabinett 1762

<sup>29)</sup> Hans Kampffmeyer, Friedenstadt. Ein Vorschlag für ein deutsches Kriegsdenkmal. Jena 1918, S. 12

<sup>30)</sup> Ebd., S. 11

<sup>31)</sup> Ebd., S. 17

<sup>32)</sup> Heinrich Köhler, Lebenserinnerungen des Politikers und Staatsmannes. Stuttgart 1964, S. 80

<sup>33)</sup> W. E. Oeftering, Der Umsturz 1918 in Baden. Konstanz 1920, S. 278

<sup>34)</sup> Bärbel Rudin, Der Kunst- und Kulturrat für Baden. In: Allmende 13 (1993) Heft 38/39, S. 52

<sup>35)</sup> Ebd., S. 65

<sup>36)</sup> Zit. nach ebd., S. 54

<sup>37)</sup> Werner Siedler, Die Pioniere vom Rosenhügel. In: Rainer Nitsche (Hg.), Häuserkämpfe, 1872, 1920, 1945, 1982. Berlin 1981, S. 122

<sup>38)</sup> Michael Mönninger, Die Metropole der Mieter. Das Wunder des Wiener Wohnungsbaus: Sozialpolitik für eine neue Baukunst des Alltags. In: Bilder und Zeiten. Beilage zur Frankfurter Allgemeinen Zeitung Nr. 18 vom 22. Januar 1994

# Winterhauch, Bauland und Taubergrund

## Umbrüche in der nordostbadischen Landwirtschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Wolfram Förster, Mannheim

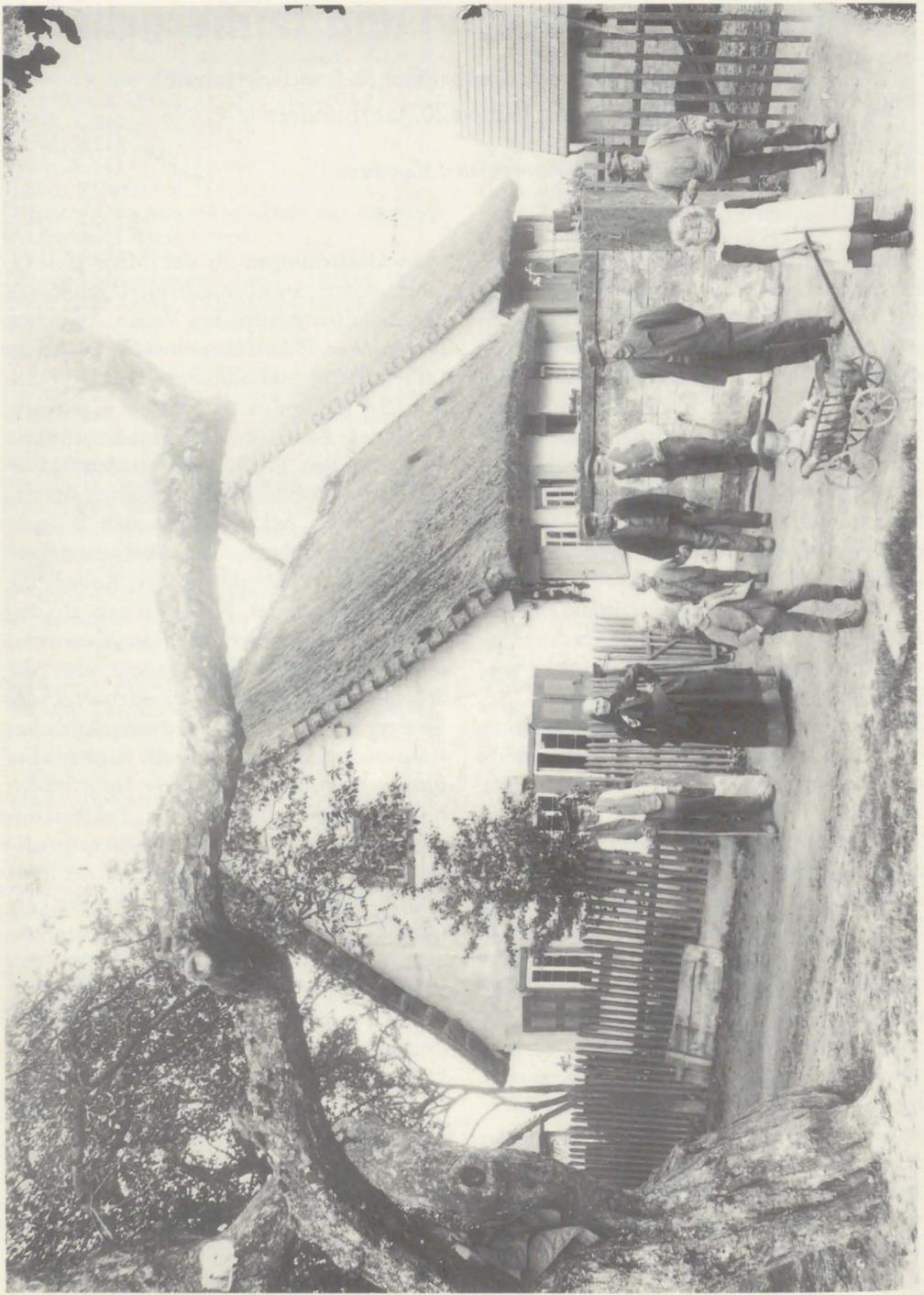
Landwirtschaft im 19. und frühen 20. Jahrhundert hieß Wandel – Veränderung allerorten. Das Großherzogtum Baden im Südwesten des Reiches umfaßte hierbei eine ausgesprochene Vielfalt an Naturlandschaften mit unterschiedlichsten Entwicklungstendenzen, deren Spektrum von den besten Lagen der Oberrheinebene bis hin zu vergleichsweise kärglichen Mittelgebirgszonen des Schwarzwaldes und des Hinteren Odenwaldes reichte. Schon sechs bis sieben Morgen genügten um 1850 am Kaiserstuhl zum bäuerlichen Vollerwerb aus, während umgekehrt hierzu in den östlichen Teilen des Hinteren Odenwaldes es einer Nutzfläche von immerhin 18 bis 19 Morgen bedurfte.

Dennoch reichten die Erträge zur Deckung des Bedarfs selbst in den von der Natur minder ausgestatteten Gegenden normalerweise aus. Sogar die Agrarkrise von 1817 wurde am Ende von nüchternen Zeitgenossen nicht als göttliches Strafgericht, sondern als ein Produkt spekulativer Getreidehortung entlarvt. Anders die Ereignisse entlang der bitteren Hungerjahre nach 1847. Mehrfache Nahrungsmittelengpässe im Lande resultierten aus starken Bevölkerungszunahmen während des friedvollen Vormärz, so daß aufeinanderfolgende Mißernten in gravierende Versorgungsnöte umschlugen. Massenauswanderungen folgten. Die Krisenjahre hatten aber auch dem Staat unmißverständlich Handlungsbedarf signalisiert – wahrlich dringend bedurfte die rückständige Landwirtschaft einer durchgreifenden Reform.

Regierung und Parlament begleiteten und förderten nun die nötigen agrarwirtschaftli-

chen Umstellungen ab der Mitte des 19. Jahrhunderts. Staatlich instruiert, gab fortan der Landwirtschaftliche Verein zwischen Bodensee und Main über ein weitgefächertes Informations- und Bildungswesen Grundlagen und Methoden zeitgemäßer Landwirtschaft dem Bauern an die Hand. Sogenannte Winterschulen garantierten ab den 1860er Jahren die Ausbildung qualifizierten Berufsnachwuchses. Acker-, Obst- und Wiesenbauschulen folgten. Im Verkehrssektor erschlossen abseits der großen Routen die oft schmalspurigen Nebenbahnen ab den 1880er Jahren fernere Gefilde, Genossenschaften knüpften insbesondere über die Schiene an überregionale Handelswege an. Wichtig zudem, daß ein landwirtschaftliches Kreditwesen als ein allgemein zugängliches Forum langfristig verankerter Investitionsregungen entstand. Von der Feldbereinigung, der mit Anweisung versehenen Ausgabe ertragreicher Nutzpflanzen, der Einführung höherwertiger Nutztiere über Farenställe der Gemeinden bis hin zu der Veranstaltung von Wettpflügen und sonstigen Erheiterungen bei den ländlichen Festlichkeiten reichte der Katalog des staatlichen Engagements.

Neben der Tendenz zur Mechanisierung, einem intensivierten Anbau und verbesserter Tiernutzung charakterisierte ein weiterer gut sichtbarer Sachverhalt den substantiellen Wandel der badischen Agrarstruktur an der Schwelle zum 20. Jahrhundert – die schrittweise Nutzung des optimalen Standortes. Während noch Jahrzehnte zuvor, zumal aus Gründen der Subsistenzwirtschaft, bald in jeder Bauer allerhand Getreide, Hackfrüchte



Odenwälder Bauernfamilie vor strohgedecktem Wohnhaus zur Jahrhundertwende. Abseits der großen Städte charakterisierte Bescheidenheit das dörfliche Leben (Foto: Stadtarchiv Buchen)

und gerade auch Sondergewächse auf seinem Boden säte, konzentrierte man sich nun auf jenen Anbau, der – den natürlichen Verhältnissen angepaßt – den besten, weil eben auch verlässlichsten Marktertrag in Aussicht stellte. Die Ausweitung der Handelsbeziehungen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus hatte im Hintergrund wesentlich diesen Mechanismus ausgelöst. Von der Natur begünstigte Räume in Baden adaptierten jene Umstellungen zuerst, mindere Regionen folgten dem Beispiel schließlich später.

Mit der territorialen Konsolidierung des Großherzogtums im Jahre 1806 kam nordöstlich gelegen eine Region an Baden, die aus der Warte der Residenzstadt Karlsruhe lange in ökonomischer Randständigkeit verblieb. Zu bescheiden fielen im Odenwald, dem Bauland und selbst dem Tauberland die landwirtschaftlichen Erträge und geringer noch diejenigen des Gewerbes aus, als daß der Staat ein größeres Augenmerk nach dem einsamen Landstrich, an der äußeren Peripherie zu Hessen und Bayern gelegen, gerichtet hätte. Erst 1848 im Zuge einer agrarsozialen Erhebung blickte die Politik insbesondere nach dem Hinteren Odenwald, wo koordiniert dreitägige Unruhen mit der ketzerischen Verbrennung von Schuldbüchern und dem handgreiflichen Verjagen ungeliebter Rentbeamten endeten. Hart und kompromißlos fielen denn auch die Sanktionen gegen die Aufständischen aus, es setzte Todesstrafen. Die sog. Diebeskolonien Rineck, Ferdinandsdorf und Tolnayshof löste Baden teils sofort, teils später auf. Man verbrachte die Einwohnerschaft – mitunter sehr gegen deren Willen – nach dem fernen Amerika.

### **Nomen est omen**

Daß ausgerechnet der Winterhauch als Zentralbereich des Hinteren Odenwaldes im Mittelpunkt der Ausschreitungen gestanden

hatte, vermochte jedenfalls den Landeskenner weniger zu verwundern. Die Zinken Rineck, Ferdinandsdorf und der Tolnayshof spiegeln exemplarisch die schwierigen Existenzbedingungen in dieser Mittelgebirgsregion wider. In den späten Rodungsgründungen des 18. Jahrhunderts, im Zuge der inneren Kolonisation, fanden die Siedler eine ärmliche Buntsandsteinkrume vor, die, vom Nutzungspotential her ohnehin an der Rentabilitätsgrenze angesiedelt, bei ungünstigen Witterungsschwankungen schnell in Ernteausfall umschlagen mußte. Und exakt dieser Sachverhalt in Kombination mit den sozialökonomischen Problemen der Entfeudalisierung lag der Agrarkrise von 1847ff. zugrunde. Gezwungenermaßen setzte die Bevölkerung der drei genannten Zinken zu Feldfrevl über, wollte man Krankheit und am Ende gar dem Hungertod entgehen. Die Zwangsauswanderung aus Rineck, Ferdinandsdorf und Tolnayshof erfaßte gegen eintausend Menschen, aus Gesamtbaden wanderten während der Jahre 1848 bis 1855 weit mehr als 60000 Personen aus – den Großteil verschlug es über die großen norddeutschen Seehäfen nach der Neuen Welt. Der Landschaftsname Winterhauch umschreibt trefflich die Lageausstattung und Natursituation dieser um den Basaltkegel Katzenbuckel (626 m) gelegenen Hochfläche, die auf einem beachtlichen Niveau zwischen 480 und 530 Meter liegt. Flachgründig, nährstoffarm und sauer sind die Böden. Bei einem Jahresniederschlag von beinahe 1000 mm drohte praktisch allorts Staunässe respektive Ernteverlust. Durch das mäßig kühle und feuchte Mittelgebirgsklima setzt die Vegetationsperiode immerhin um zwei Wochen später ein als im benachbarten Neckartal. Den Namen Winterhauch bringt die ortsansässige Bevölkerung denn auch unschwer auf den Punkt: Es dominiere vier Monate der Winter, nachfolgend regne es nochmals vier Monate und die restlichen vier Monate sei es nur noch kalt.



*Mühsame Feldarbeit mit Rechen und Sense – erst im 20. Jahrhundert erreichte die Mechanisierung der Feldarbeit den Odenwald*  
 (Foto: Stadtarchiv Buchen)

Immer wieder also bewirkte auf dem Winterhauch die ungünstige Witterung, selbst bei der hier extensiv geführten Landwirtschaft, Ernteeinbußen – und in den Jahren nach 1847 mehrfach beinahe kompletten Ernteausfall. Große Teile der Flur bestanden aus Brachland, Ödland und geringwertigen Weideflächen. Vom Anbau her kamen weitgehend nur die relativ anspruchslosen Getreidesorten Roggen und Hafer und bei Hackfrüchten die Kartoffel als das eigentliche Hauptnahrungsmittel in Betracht. Lange minderte defizitäre Düngewirtschaft (Asche, Laub, Streu, Mist) den Ertrag, wobei der Verkauf gleich ganzer Fuhren an Mist von hier nach dem Rheintal allzu paradox wirken mußte. So ergab es sich hieraus auch, daß die Einführung der verbesserten Dreifelderwirtschaft vergleichsweise spät, nämlich erst um die Jahrhundertwende, in Übung kam. Und im Bereich der Viehwirtschaft trug der zu geringe Futterbau, neben der mangelnden Pflege der Wiesen, nachhal-

tig zur ungenügenden Ernährung der Tiere bei. Die Praxis der ganzjährigen Stallfütterung ließ erheblich auf sich warten. So dominierte viel zu lange das Odenwälder Rind, ein kleingestaltiges Tier mit zierlichem Körperbau, die Viehmärkte der Gegend. Wo der zeitgenössische Betrachter auch hinsah, Modernisierung tat not.

### **Die Hackwaldwirtschaft**

Eine ausgesprochene Sonderform der agrarischen Nutzung bestand in der sog. Hackwaldwirtschaft des Odenwaldes mit dem Schwerpunkt der Eberbacher Gemarkung. Im Waldland zunächst blieben ebene Passagen, einmal für den Ackerbau gerodet, auch weiterhin Feld. Anders die an den Hängen gelegenen Hackwäder, deren Böden, durch Abspülung steinig und mit Wurzeln durchsetzt, dem ständigen Ackerbau keinerlei Spielraum ließen. Betreiber dieses Feldwaldwirtschaftssystems waren die ärmeren Teile

der Bauernschaft, da das ihnen andernorts gehörende Ackerland nicht zufriedenstellend Nahrung gab.

Die Hackwaldwirtschaft erstreckte sich auf die bis in etwa 10 Meter Baumhöhe reichende Niederwaldformation. Sie existierte nachgewiesenermaßen bereits im 14. Jahrhundert, ihre Ursprünge datieren wahrscheinlich noch früher. Die Hauptholzarten bestanden vornehmlich in der Eiche, daneben existierten Bestände an Buche, Birke, Hasel, Weiden und schließlich Aspe. Vom Nutzungszweck her stand bezüglich des Baumbestandes erst einmal die Gewinnung von Eichenschälrinde (Gerbereigrundstoff) und Faßreifen an. Dann folgte im Anschluß an die Rindenernte des Frühjahrs zunächst die Brandrodung mit anschließendem Umhacken des Bodens (daher der Begriff Hackwaldwirtschaft). Unter ackerbaulichem Aspekt erbrachte am Ende die zweifache Saat mit Heidekorn und Winterroggen

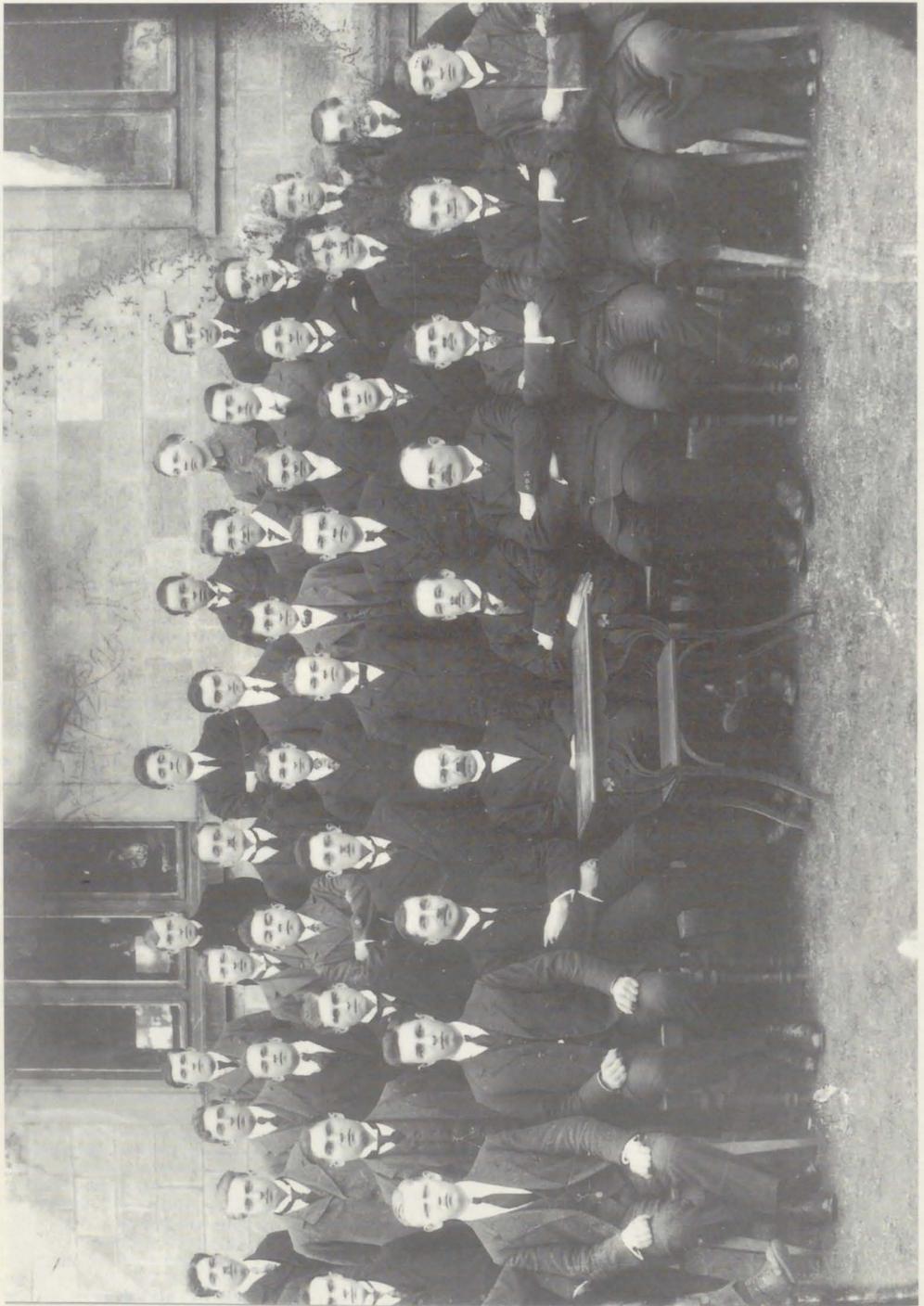
den zusätzlichen Nahrungsbeitrag. Die Umtriebszeit während zweier Ernten lag je nach Zustand der Anlagen bei 12 bis 18 Jahren, irgendetwelche Eingriffe erfolgten währenddessen nicht.

Bereits im 18. Jahrhundert versuchten die Forstbehörden, die mit Mißwirtschaft weil Ödlandbildung verknüpfte weitere Ausbreitung der Hackwaldwirtschaft zu unterbinden, allerdings ohne merklichen Erfolg. Mehr denn je breitete sich die Hackwaldwirtschaft aus. Die tieferen Ursachen lagen in der angespannten Agrarkonjunktur zu Beginn und zur Mitte des 19. Jahrhunderts, denn die Zwischenfrucht des Hackwaldbetriebes bedeutete eine willkommene Ergänzung des Nahrungsmittelengpasses. Daneben brachte das prosperierende Gerbereigewerbe, verstärkt noch nach 1870, eine wachsende Nachfrage nach Eichenrinde mit sich. Wurde Wald erst einmal zur Eichenrindengewinnung herangezogen, folgte die Hack-



*Bei der Grünkernernte im Bauland (Buchen – Rintschheim)*

(Foto: Stadtarchiv Buchen)



*Kreiswinterschule in Buchen – die Vermittlung erprobter landwirtschaftlicher Methoden hob Wissensstand und Produktionsniveau der Junglandwirte*

(Foto: Stadtarchiv Buchen)

waldnutzung unmittelbar. Der Hackwaldbetrieb, der gegen Ende des 18. Jahrhunderts von seiten der Forstverwaltung noch kompromißlos bekämpft wurde, galt um 1850 vor dem Hintergrund geänderter Umstände als durchaus berechtigte Wirtschaftsform. Die angespannte Versorgungslage hatte diesen Umdenkungsprozeß bewirkt.

### **Das Schaf weicht der Kultur**

An der südöstlichen Flanke entlang des Grenzaumes Buntsandstein – Muschelkalk geht der Odenwald in das offene Gäuland des Baulandes über. Den Verlauf dieser Linie markierten die Orte Mosbach – Buchen – Walldürn – Hardheim – Kilsheim. Abfallende Buntsandsteinschichten tauchen unter die jüngere Deckschicht einer anhebenden Muschelkalkformation entlang eines Quellhorizontes ab. Dieser geologische Grenzverlauf trennt nicht nur die beiden wesensverschiedenen Naturräume voneinander, sondern markiert auch zwei Bereiche unterschiedlicher kulturlandschaftlicher Prägung – die Nahtstelle zwischen dem ackerbaulich von der Natur eher gut gestellten Altsiedellandes und dem in historischer Zeit erst später gerodeten Jungsiedelland bewaldeter Mittelgebirgslagen.

Von der Morphologie her entspricht das Bauland einer stark zertalten Hochfläche mit einem Niveau von 300 bis 400 Metern. Anstehendes Gestein und Reliefgestalt brachten verschiedenartige Böden hervor, so daß mitunter bereits in direkter Nachbarschaft erhebliche Schwankungen agrarischer Nutzungsmöglichkeiten bestehen. Weit verbreitet sind trockene und flachgründige Kalkböden mit starken Verkarstungserscheinungen, an Fluß und Trockentälern kommen zahlreiche Zerklüftungserscheinungen vor. Typisch für den Landschaftscharakter des Baulandes ist ebenfalls die Steppenheidevegetation, die an sonnigen Hanglagen dem Wanderer binnenländisches

Klima signalisiert. Bei Eberstadt nahe Buchen befindet sich eine Tropfsteinhöhle respektablem Dimension.

Diese Landschaft begünstigte wegen des hohen Anteils natürlicher Weiden, ergänzt durch größere Brachlandflächen, die Schafhaltung. Hier gab es in der Nutzungsintensität jedoch um 1880 eine Zäsur. Als Folge der staatlich initiierten Feldbereinigung ging der Flurzwang zurück. Flurzwang bedeutete, daß die Gruppe jener Parzellenbesitzer, die ihr Areal zwangsläufig nur über den Boden des Nachbarn erreichen konnten, ein und dieselbe Frucht anzubauen hatte – ein ausgeklügeltes Feldwegenetz zum Erreichen auch der letzten Parzelle fehlte überall. Gleichzeitig entfielen mit der sich verstärkenden ausbreitenden verbesserten Dreifelderwirtschaft entsprechende Weideflächen. Aus der Sicht der Güterbesitzer vertrat sich zu jener Zeit die Schäfferei nicht mehr so recht mit den Erfordernissen des modernen kunstdüngergestützten Feldbaus. Der bekannte Landwirtschaftsexperte Buchenberger brachte in einer agrarischen Landesaufnahme des Jahres 1880 diese Entwicklung auf den Punkt: „Das Schaf weicht der Kultur.“

### **Gemeineschäfferei**

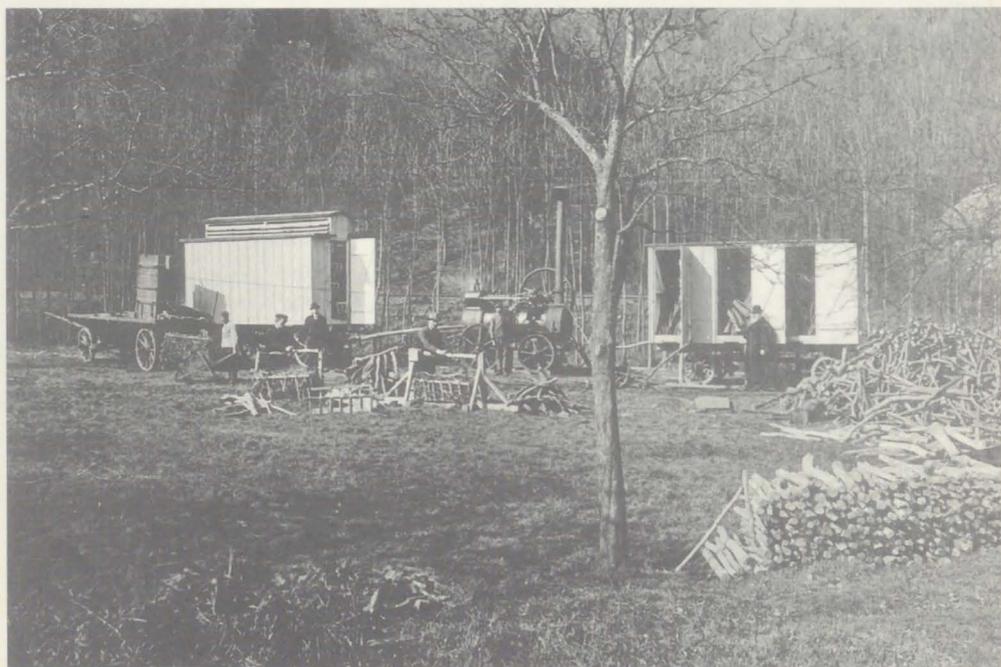
Zwischen 1860 und der Jahrhundertwende gingen die badischen Schafbestände um deutlich mehr als die Hälfte zurück. Dennoch hielt Nordostbaden mit vergleichbaren Einbußen weiter den Rang des im Lande vorhandenen Zentrums, wobei der Organisationsform der Gemeineschäfferei ein besonderer Stellenwert zukam. In dem bauländischen Städtchen Kilsheim gab die Art und Weise der praktizierten Gemeineschäfferei ein exemplarisches Beispiel ab. Nach der amtlichen Viehzählung des Jahres 1900 verfügte Kilsheim über 620 Schafe, die unter Aufsicht zweier von der Gemeinde entlohnter Schäfer standen. Zusätzlich hatten diese Schäfer zwei weitere Schafsknechte

angestellt, so daß zunächst ein Haufen von jeweils gut 150 Tieren den Weidegang antrat. Auch verfügten die beiden Schäfer über das Recht, je Herde 50 eigene Tiere anzugliedern. Die Vergütung aus dem Pferch, d.h. der Beweidung und Düngung eines Brach- oder Stoppelackers, entrichtete der Bauer direkt an die Gemeinde. Solange der Einkauf von Kunstdünger aufwendig und ohne genossenschaftlichen Mengenrabatt erfolgte, bot die Dungweise per Pferch die allemal günstigere Alternative.

### Grünkern als Spezialität

Als eine weitere Besonderheit des Baulandes kann zweifelsfrei die Grünkernwirtschaft gelten. Den Ausgangspunkt bildete der bei der Brotherstellung zu jener Zeit in der Hauptsache verwendete Dinkel, der zur Familie des Weizens gehört. Grünkern – das ist in milchreifem Zustand etwa drei Wochen

vor der eigentlichen Ernte eingeholter Dinkel, danach unter Hitzeeinwirkung gedörst, dann gedroschen, gereinigt, geschält und gegerbt – wurde bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ausschließlich im privatbäuerlichen Bereich hergestellt. Urkundlich belegt reicht die Grünkernherstellung in der Gegend bis in das 17. Jahrhundert zurück. Die Grünkernbereitung größeren Umfanges begann wohl in der Mitter der 1840er Jahre, möglicherweise durch die häufigen Mißernten bzw. überfeuchte Witterung zu jener Zeit erst bedingt. Erfolgte das Dörren des unreifen Dinkels noch anfänglich über den Malzdarren der Brauereien, so ging man nach dem Ende der Agrarkrise zur Errichtung eigener Grünkerndarren über. Das Aufkommen der überdachten, seitlich wegen Feuersgefahr geöffneten Darrhäuser im Landschaftsbild dokumentierte dann den Übergang von der Subsistenz zur marktorientierten Grünkernwirtschaft. Nordost-



Holztrocknungsanlage der Firma Gütschow in Eberbach. Die Anlage diente zum Entrinden von Hölzern und zum Gewinnen von luftgetrockneten Rinden innerhalb weniger Stunden (ca. 1915) (Foto: Stadtarchiv Eberbach)

baden avancierte über Zeit zum größten Grünkernanbaugebiet im Deutschen Reich. Der Übergang vom Bauland zum östlich angrenzenden Tauberland ist fließend und erfolgt dort, wo die Schichttafel des Muschelkalkes im Bereich der Seitentäler wieder stärker zergliedert wird. Im Taubergrund zwischen Wertheim und Werbach verläuft das Tal, weil im Buntsandstein des Spessarts liegend, recht eng und gewunden, in südlicher Fortsetzung wieder im Muschelkalk, weitet die Talauwe zusehends aus. Die stark gegliederten Hochflächen beiderseits des Taubergrundes weisen flachgründige Kalklehmverwitterungsböden vor, weiter östlich liegen mächtige und ausgesprochen fruchtbare Lößlehmdecken auf. Klimagunst bei Niederschlagswerten von noch 500 bis 600 mm erlaubt den Anbau ertrageicher Sonderkulturen.

### Vom Klima begünstigt

Unter den Sonderkulturen des Tauberlandes kam der Weinrebe eine herausragende Bedeutung zu. Mainfränkischer Einfluß machte die Region schon im 13./14. Jahrhundert zum Weinbaugebiet, nachdem vor der Jahrtausendwende bereits der Bodensee, Hochrhein und Kraichgau vorangegangen waren. Nachfolgend bis zum Dreißigjährigen Krieg dehnten sich die Anbauareale geradezu uferlos aus, da mit der Expansion des mittelalterlichen Städtewesens die Nachfrage beachtlich stieg.

Selbst unfertige Qualitäten garantierten durch Schönong (Zugabe von Gewürzen, Honig) und weitgehend fehlenden Vergleichsmöglichkeiten auf seiten der Verbraucher allemal sicheren Absatz. Während allgemein im 17. und 18. Jahrhundert stärkere Rückgänge des Anbaus erfolgten, man denke etwa an Verlauf und Folgen des Dreißigjährigen Krieges, hielt sich dennoch der Bestand im Tauberland. Territorialpolitisch dominierten hier die Bistümer Würzburg

und Mainz, und eben diesen Mächten war es gelungen, den Tauberwein selbst im Ausland mit gutem Erfolg zur Spezialität zu deklarieren. Auch im Umfeld von Mosbach und dem Neckartal blieb der Weinbau lange aktuell, selbst bis Eberbach, Buchen und in den Spessart hinein kam der Rebe eine beachtliche Aufmerksamkeit zu.

### Krise des Weinbaus

Zur Jahrhundertwende hin geriet der Tauberwein allerdings in eine ernsthafte Krise – der Rückgang an Rebfläche zwischen 1880 und 1913 kam bei in der Realität nur schwer vorstellbaren 80 Prozent zu stehen! Eine der wesentlichen Ursachen resultierte aus der sog. Peronospora (Blattfallkrankheit infolge Pilzbefall), die zahlreiche Anlagen in verheerender Weise zerstörte. Erstmals 1883 im Taubergrund aufgetreten, zog die Peronospora zunehmend weitere Kreise und gab aus der Sicht der Winzer den eigentlichen Hauptgrund der zahlreichen Fehlherbste ab. Die Überalterung der Rebanlagen, die teilweise seit 70 Jahren und mehr keine Neuaufstockung erfuhren und deren Pflegezustand beachtliche Mängel aufwies, schien aus der Sicht der Erzeuger als Ursache der Fehlentwicklung weniger relevant. Abermals trat der Staat an die Seite. Schulung junger Winzer, Steuerförderung, die Bezuschussung von Schädlingsbekämpfungsmitteln sowie die Herabsetzung von Eisenbahnfrachttarifen bei Kunstdünger erbrachten allerdings nur begrenzten Erfolg.

Eine weitere Unzulänglichkeit herrschte beim Absatz. Kleinbäuerliche Strukturen verwiesen den Weinbau im Regelfall auf den Nebenerwerb, weshalb die Bereithaltung teurer Gerätschaften zum Ausbau des Weines eigentlich nicht in Frage kam. Geschlossen und unter enormem Zeitdruck setzten die Gemeinden schließlich ganze Ernten direkt nach der Lese ab, der eigentliche Profit kam dem hier tätigen Zwischenhandel zu. Skep-



*Kaufhaus auf dem Lande – großstädtische Fabrikware brachte allorts das traditionelle Handwerk unter Druck*

(Foto: Stadtarchiv Buchen)

tisch sah die nachwachsende Generation auf den kärglichen Ertrag, was vielen Investitionsneigungen schließlich Abbruch tat.

In Beckstein, seit jeher neben Marbach der bekannteste Weinort der Gegend, griffen Winzer zur genossenschaftlichen Selbsthilfe. Mangelnde Nachfrage lieferte das Motiv. In den Statuten der 1894 gegründeten Winzergenossenschaft verfolgte die Unternehmung ein zweifaches Ziel: „*gemeinsames Keltern, Einkellern und durch gemeinsamen Verkauf der Ware seinen Mitgliedern geldliche Vorteile zu verschaffen*“. Schon 19 Mitglieder benannte das Gründungsprotokoll, Erfolge ließen die Zahl der Beitritte rasch wachsen. Mit der Errichtung eines staatlicherseits subventionierten Kellereigebäudes des Jahres 1905 nahm die Winzergenossenschaft endgültig professionelle Züge an. Der jetzt in Eigenregie inszenierte Absatz ging vornehmlich nach dem nördlichen Württemberg.

### Preisverfall beim Grünkern

Auch die bauländische Grünkernwirtschaft blieb an der Jahrhundertwende von krisenhaften Entwicklungen keineswegs verschont. Im Hintergrund hatten zahlreiche Händler als die eigentlichen Schrittmacher der Grünkernwirtschaft agiert, da dieser Kreis, von der Zukunftsträchtigkeit des Produktes überzeugt, die Landwirte zu intensivierten Aktivitäten anhielt. Konsequenz: Versiebenfachung der Produktionsmenge zwischen 1894 und 1903. Überhöhtes Angebot, rückläufige Nachfrage und die in ihrer Position unverzichtbaren Händler diktierten den Preis. Selbst noch 1912, wie das Heidelberger Tageblatt zu berichten wußte, hatte sich die Situation nicht grundlegend geändert. Zitat:

„*Viele kleine Bauern bereiten ihren gesamten Spelz zu Grünkern und sind dann selbst auf den Bezug von Mehl angewiesen. Diese kleinen Landwirte sind auf die Dinkelher-*

*stellung fixiert und laufen dem Händler hinterher. Sie sind genötigt, den Grünkern um jeden Preis loszuschlagen, da sie auf das Geld angewiesen sind! Trotzdem wäre keine Überproduktion da, wenn das Militär im Deutschen Reich anstelle des ausländischen Reises einmal in der Woche inländische Grünkernsuppe vorgesetzt bekäme.*“

Trotz dieses Preisverfalls avancierte der Grünkern in jenen Jahren zum wichtigsten Handelsgewächs der gesamten Region. Lediglich die industrielle Weiterverarbeitung des Produkts erfolgte in den Suppensurrogat-Fabriken, vornehmlich Württembergs.

### Im Sog des Wandels

Allein auf dem Winterhauch herrschten auch weiterhin vergleichsweise ruhige Zeiten. Nur langsam kam hier die Modernisierung voran, denn große Experimente und Risiken schloß der Landwirt gerade in dieser Ecke niedriger Einkünfte sicherheitshalber aus. Schritt für Schritt paßte man die Produktion ertragssteigernd in Richtung Grünlandwirtschaft an. Zuchterfolge bei der Farrenhaltung und erste tastende Ansätze bei der Milchwirtschaft wiesen den richtigen Weg. Der Staat richtete im Zentralort Mudau in den 1860er Jahren eine Strohflechtschule ein, ansatzweise die Vergewerblichung der Landwirtschaft im Visier. Erfolge aber hielten sich auch nach fünf weiteren Jahrzehnten durchaus in Grenzen. Wesentlich aufwendiger mutete da die 1914 von Mudau nach dem fernen Mosbach verkehrende Schmalspurbahn an, ein von Regierung und Parlament mit außergewöhnlich hohen Mitteln gefördertes Projekt. Auf der Kehrseite registrierte der Beobachter die Hackwaldwirtschaft, die in allen Produktionsteilen unter dem Druck der Auslandskonkurrenz mittlerweile als Legende erschien – die Internationalisierung der Handelsbeziehungen, oder anders ausgedrückt, die Nutzung des optimalen Standorts im Hintergrund.

Die Gegend zwischen Neckar und Main lag zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Sog des verstärkten agrarstrukturellen Wandels. Anfänge der Elektrifizierung auf Gemeindeebene verwiesen auf die Mechanisierung der Hofarbeit, die nach 1918 der Mechanisierung der Feldarbeit folgte. Zwar rangierte die nordostbadische Region im innerbadischen Vergleich, gemessen etwa an Handelsgewächsen oder der Bodennutzung, keineswegs an vorderer, sondern mehr an hinterer Stelle – im Vergleich aber zur Ausgangslage nach der Angliederung an Baden war ein

gewisser Anschluß an die richtungsweisenden Entwicklungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts geschafft.

Die fast vergessenen Zeugnisse bäuerlichen Lebens im Odenwald, von denen hier in diesem Beitrag auch die Rede war, dokumentiert in einem informativen und abwechslungsreichen Anschauungsunterricht das Freilichtmuseum „Museumsstraße Odenwälder Bauernhaus“. Gerne, so wurde dem Verfasser dieses Beitrages eröffnet, erteilt das Verkehrsamt Buchen (Odenwald) weitere Auskünfte.

# „Lebensweg und Vermächtnis“ des Pantaleon Rosmann

Eindrucksvolle Ausstellung in Breisach

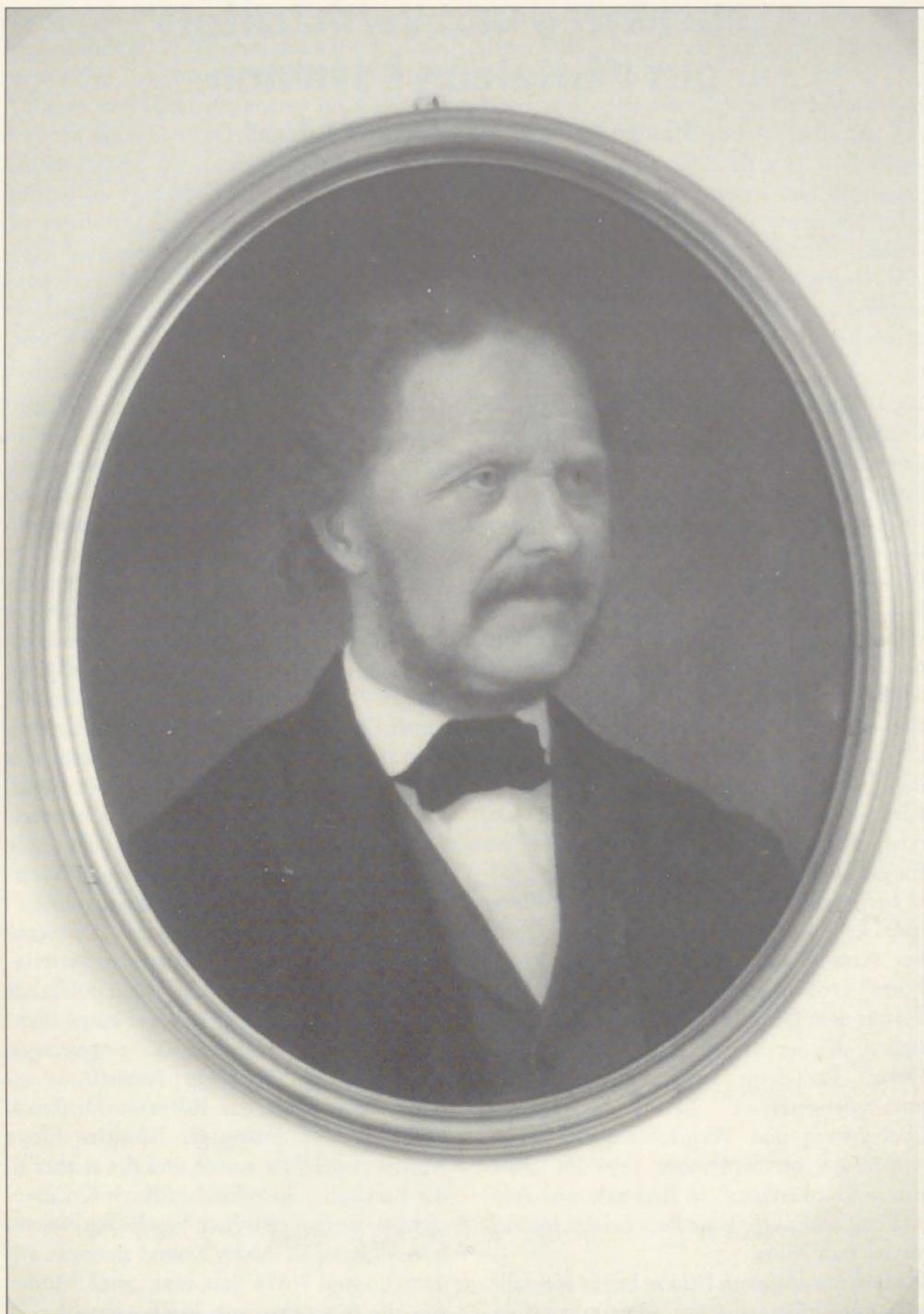
Adolf Schmid, Freiburg

2000 Jahre Stadtgeschichte überblickt Breisach am Rhein, die Stadt, die dem Breisgau seinen Namen gegeben hat, die wegen ihrer Lage und ihrer strategischen Bedeutung über lange Zeiten hinweg als „Schlüssel des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und dessen Ruhekissen“ gelten durfte – und die immer wieder das Schicksal eines umstrittenen Zankapfels oder eines begehrten Spielballs von Machtinteressen auf beiden Seiten des Flusses erleben mußte. Breisach – „Inbegriff der Kriegsleiden“: so die katastrophale Summe z.B. der Ereignisse im Zweiten Weltkrieg, wie sie Gebhard Klein 1980 eindrucksvoll formuliert hat, oder wie sie Günther Haselier, Breisacher Bürger ebenfalls, in 2 Bänden Stadtgeschichte für frühere Zeiten (bis 1890) geschildert hat. Die erste umfassende Breisacher Chronik stammt aber (auch wenn dabei „die Form“ großenteils von F. Ens geprägt wurde) aus dem Jahre 1851, erarbeitet mit Materialien, die der Breisacher Stadtpfarrer und Dekan Pantaleon Rosmann (1776–1853) zusammengetragen hat. Um dessen „Lebensweg und Vermächtnis“ zu ehren, wurde am 14. September 1994 im „Rosmann-Krankenhaus“ in Breisach eine Ausstellung eröffnet; sie fand ein höchst interessantes Publikum.

Stadtarchivamtmann Fahrer hat in sorgfältiger, mühevoller, aber vor allem sehr erfolgreicher Kleinarbeit mit Recherchen in allen

relevanten Archiven und Museen die Biographie Rosmanns erforscht und hier in einer informativen und repräsentativen Dokumentation vorgestellt; man darf und muß wünschen, daß sie bald in Buchform veröffentlicht werden kann. Chefarzt Dr. Herter machte sich mit seinen Dankesworten zum Sprecher für viele, für die nun der Namenspatron des Breisacher Kreiskrankenhauses („Rosmann-Krankenhaus“) im ganzen Reichtum und der großen Vitalität seiner Persönlichkeit lebendig geworden sei. Jürgen Schmidle, Verwaltungsdirektor des Landkreises Breisgau-Hochschwarzwald, sprach sehr anerkennend über das beispielhafte kulturelle Engagement, mit dem so die Namensgebung für eine erstrangige Kreiseinrichtung eindrucksvoll bestätigt werde.

Nachdem zu hoffen ist, daß die Rosmann-Biographie mit den bedeutsamen Materialien dieser Ausstellung schon bald publiziert werden kann, soll hier nur auf einen nicht uninteressanten Nebenaspekt eingegangen werden. *Nicht* in dieser Ausstellung zu sehen ist nämlich das Rosmann-Denkmal, das 1856 vom Freiburger Künstler Aloys Knittel geschaffen wurde und das seither in der Breisacher Spitalkirche (durch Kriegereignisse freilich erheblich beschädigt) seinen festen Platz hat. Aloys Knittel stammte aus dem Lechtal (1814 geboren); seine Mutter war die Schwester von Josef Anton Koch, des bekannten Malers heroischer Landschaften.



*Aloys Knittel (1814–1875), gemalt von Anna Stainer-Knittel 1872*

(Foto: Christa Knittel, Weil a. Rh.)

G e s c h i c h t e  
der  
S t a d t B r e i f a c h

von

**V. Rosmann,**

Dehan und Stadtpfarrer in Alt-Breifach, Ritter des Zähringer Löwenordens

und

**Faustin Ens,**

Professor.

---

Mit einem Vorwort

von

**Dr. Weiß.**

---

Nebst zwei Stahlstichen und zwei Lithographien.





Aloys Knittel: Denkmal für Pantaleon Rosmann in der Spitalkirche  
Breisach, 1856

(Foto: Claus Clorer, Breisach a. Rh.)

ten, des Meisters der „Deutschrömer“. Aloys Knittel begann seinen Lebenslauf als Hirtenbub, er fand Gönner und Förderer und schließlich einen Studienplatz in München bei Schwanthaler und Cornelius. 1847 ließ er sich in Freiburg nieder, verheiratete sich mit Thekla Geiges, hatte rasch schöne Erfolge. Besonders bekannt sind etliche seiner Werke wie der Berthold-Schwarz-Brunnen vor dem Rathaus (1853) oder der Erzherzog-Albrecht-Brunnen in der Kaiser-Joseph-Straße (1868 errichtet, 1944 zerbombt) oder das Giebelhochrelief „Der barmherzige Samariter“ am Mutterhaus der Vinzentinerinnen (1944 zerstört) oder die mächtige Figurengruppe über dem Mittelbau des alten Rotteckgymnasiums (beim Abbruch des Gebäudes zerstört!). Vor allem aber schuf Aloys Knittel eine Vielzahl eindrucksvoller Grabmäler, Porträtstatuen, die noch heute auf vielen Friedhöfen des Landes stehen, am zahlreichsten sicher auf dem „Alten Friedhof“ in Freiburg, z.B. zur Erinnerung an Engelbert Klüpfel, Leonhard Hug, Baptist von Hirscher, Ferdinand Wancker, Anselm Feuerbach u.v.a. (Aloys Knittel ist 1875 gestorben und im Knittel-Familiengrab auf dem neuen Friedhof in Freiburg beerdigt).

Sehr ausdrucksstark ist gewiß auch das Denkmal, das Aloys Knittel zur Erinnerung an Pantaleon Rosmann geschaffen hat. Schon gleich nach dem Tod von Dekan Rosmann, der seiner Stadt ja u.a. immerhin auch 80 000 Gulden testamentarisch vermacht

hatte, war Knittel aufgefordert worden, einen Entwurf und auch einen Kostenvorschlag vorzulegen (der Vorgang ist gut dokumentiert im Stadtarchiv Breisach). Oberamtmann von Reichlin als Testamentsvollstrecker betrieb des Unternehmens sehr engagiert. Am 13. Juli 1854 einigten sich die Mitglieder des Stiftungsvorstandes darauf, bei der Großherzoglichen Regierung zu beantragen, dem „verlebten Herrn Geistlichen Rath Rosmann ein Denkmal aufstellen zu dürfen“; eine von Knittel gefertigte Zeichnung wurde dem Antrag beigelegt; die Kosten sollten sich auf 1900 Gulden belaufen. Knittel legte im März des folgenden Jahres einen weiteren, nun „billigeren“ Entwurf vor – Rosmann nur „halb lebensgroß“; aus dieser Zeichnung sei zu entnehmen, „daß diese Arbeit im Verhältniß zur Summe von 400 fl ein Opfer wird, wenn ich diese kunstliebend ausführen will“.

Zum Vergleich: „ $\frac{3}{4}$  Lebensgröße“ veranschlagte Knittel auf 500 Gulden. Bevorzugt wurde die kleinere Lösung.

Im Januar 1856 meldete der Künstler nach Breisach, daß „die Aufstellung dieses Denkmals Rosmann in die dortige Kapelle bis kommende Ostern geschehen dürfte“. Und so geschah es: Seit 1856 erinnert Knittels Kunstwerk an Dekan Pantaleon Rosmann, der 34 Jahre lang Stadtpfarrer in Breisach war, und an sein Vermächtnis, das sich ergab aus der reichen Fülle seiner Aktivitäten und Erfolge im Bereich der Seelsorge, der schulischen Betreuung und nicht zuletzt der sozialen Fürsorge.



*Karl Biese, Parktor (Karlsruhe) aus: Farblithographien des Karlsruher Künstlerbundes um 1900*

# Ein neu aufgefundener Erstdruck Johann Peter Hebels

Hebels Kantate auf die Eröffnung des Karlsruher Museums am 12. Mai 1809

*Johann Anselm Steiger, Heidelberg*

## 1. Der Fund, die Entstehungsgeschichte und der historische Ort der Quelle

Ein bislang verschollen geglaubter Erstdruck einer Schrift Hebels ist wieder aufgetaucht. Vor kurzem, als ich nach anderen gedruckten Quellen suchte, fand ich in dem alten systematischen Bandkatalog der Universitätsbibliothek Heidelberg zufällig eine mir bis dato nicht bekannte Schrift J. P. Hebels verzeichnet. Es handelt sich um ein kleines Heftchen in Oktavformat, das den Titel „Cantate“ trägt, weder den Verfasser, noch den Drucker, den Druckort oder das Erscheinungsjahr nennt<sup>1)</sup>. Nur ein handschriftlicher Eintrag auf dem Titelblatt deutet auf Hebels Verfasserschaft hin und nennt den Anlaß: Die Eröffnung des Museums in Karlsruhe – jener Lesegesellschaft, die von den beiden höchsten badischen Kirchenmännern, dem Lutheraner Nikolaus Friedrich Sander<sup>2)</sup> und seinem reformierten Amtskollegen Johann Ludwig Ewald<sup>3)</sup>, gegründet worden war.

Diese Lesegesellschaft, eine wichtige Errungenschaft des aufgeklärten und gebildeten Bürgertums<sup>4)</sup>, Zentrum des kulturellen Austausches in der Residenzstadt Karlsruhe, Lesezirkel, Podium für Meinungsbildung und geistigen Austausch und Raum geselligen Vergnügens (– auch an einer Kegelbahn mangelte es nicht –), charakterisiert ein anonymer Autor im „Morgenblatt für gebildete Stände“<sup>5)</sup> folgendermaßen:

„Das schöne von einem Privatmanne errichtete Gebäude, worin sich das *Museum* befindet, verdient von jedem Durchreisenden besucht zu werden. Durch die Bemühungen der beyden Kirchenräthe, *Sander* und *Ewald*, ist diese treffliche Anstalt begründet

worden; sie zählt an 200 Mitglieder, und man findet hier nicht nur die vorzüglichsten Zeitungen und periodischen Schriften, sondern überhaupt alle neue Werke von allgemeinem Interesse, Kupferstiche, Landkarten und andere Kunstprodukte. Alles ist auf's Zweckmäßigste und geschmackvoll eingerichtet. In dem obern Gesellschafts=Lokale bildet sich jeden Freytag die Gesellschaft zu einem Kasino, wo Musik mit Vorlesungen und andern gesellschaftlichen Vergnügungen abwechselt. Ein Mitglied desselben hatte die Güte, mich einzuführen, und ich war nicht wenig erstaunt, als ich im Tempel der Musen und Grazien Streit und Fehde antraf. Der Eigenthümer des Museum ließ nämlich für die Gesellschaft eine bedeckte Kegelbahn im Hofe des Gebäudes errichten; der Nachbar, der bey nahe den ganzen Platz seines Hofes überbaut hat, wollte auch noch das Licht des andern in Anspruch nehmen; in zwey Instanzen verlor er, der Bau begann daher. Kurz vorher, als ich eintrat, erschien der Nachbar mit gewaltiger Hülfe, um der Fortsetzung der Maurerarbeit Einhalt zu thun.“ Daß Hebel tatsächlich der Verfasser des Kantatentextes ist, geht eindeutig aus einigen seiner Briefe hervor. Am 25. März 1809 schreibt er an die Familie Haufe: „Ich mußte, weil ich nicht scheinen wollte, ich könn nicht, zur musikalischen Composition einer Cantate, die vor 15. Jahren in Bayern aufgeführt ward, einen neuen Text machen, ich der ich soviel von der Musik verstehe, als der Caminfeger vom Weiß bleichen. In 4. Wochen habe ich bis gestern 2 Terzette, 1 Sopran, 1 Tenor, 1 Baß Arie, zwey Duette, und 4 Recitative gebohren oder gelegt.“<sup>6)</sup> Diese Be-

schreibung stimmt mit vorliegendem Text überein. Hebel irrt sich nur an einer Stelle: Die Kantate enthält nicht zwei, sondern drei Duette. Auch an seinen Freund Friedrich Wilhelm Hitzig schreibt Hebel, daß er „eine neue Cantate für die Einweihung des neuen Lesegesellschaftshauses verfertigen“<sup>7)</sup> müsse. Beide Briefe berichten zudem, daß Hebels Arbeit an dieser Kantate sich darum so schwierig gestaltete, weil er zu einer bereits vorhandenen Musik einen neuen Text machen, eine Parodie also anfertigen mußte. „Das war ein Stück Arbeit, o Zenoides, Zeile für Zeile, oft Sylbe für Sylbe ... den Text der Musik anzupassen, hier kein i, dort kein u oder dergleichen Diphtonge einzuschwärzen, knall und fall aufzuhören, wo die Noten einer Arie zu Ende sind, oder mit einem J[ean] Paulischen Streckvers fortzufahren, wenn noch eine Feuerleiter voll da steht, ist [so] zu sagen, als wenn man zu einem Pärlein Hosen, eng oder weit, kurz oder lang, das Büblein zeugen müßte, dem sie anpassen sollen, statt ihm die Höslein anzumessen, wenn es da ist und sie tragen kann.“<sup>8)</sup>

Den hier abgedruckten Kantatentext hat Hebel also nach vierwöchiger Arbeit am 24. März 1809 fertiggestellt. Die Eröffnung des Museums und die Uraufführung waren anscheinend zunächst für die zweite Aprilwoche geplant<sup>9)</sup>, wurden dann jedoch auf den 12. Mai verschoben. Tags darauf übersandte Hebel sein jüngstes Werk der Familie Haufe in Straßburg<sup>10)</sup>, obgleich er dies nicht zu tun versprochen und humorvoll angemerkt hatte: „Wenn sie (scil. die Kantate) Beyfall findet, so ists mir recht, wo nicht so laß ich sie drucken, um wenigstens bei einem genügsamern Theil des Publikums noch ein Lorbeerreislein zu erndten. Wir Poeten haltens so. Wenn uns etwas mißlingt, so lassen wirs drucken. Ihr bekommt also die Cantate auf keinen Fall von mir zu sehen, weder wenn sie Glück macht, noch wenn sie gedruckt wird!“<sup>11)</sup> Somit ist dieser noch von Wilhelm Zentner, dem Herausgeber der Briefe

Hebels, vergeblich gesuchte<sup>12)</sup> Originaldruck wieder aufgetaucht. Er wird selbstverständlich in die im Entstehen begriffene historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke Hebels<sup>13)</sup> aufgenommen werden, nachdem er bisher nur einmal in einer Hebel-Werkausgabe zum Abdruck gekommen ist.<sup>14)</sup>

Glaubt man der handschriftlichen Eintragung auf dem Titelblatt des vorliegenden Druckes, dann ist Peter von Winter<sup>15)</sup> der Komponist der Kantate und der Großherzoglich-badische Musikdirektor Johann Brandl<sup>16)</sup> derjenige, der die Kantate neu canzoniert hat. Wer jedoch der Dichter des ursprünglichen Kantatentextes ist, ist dann noch nicht ausgemacht. Einen Anhaltspunkt aber gibt Hebel selbst, der in einem Brief an Hitzig aus seiner Vorlage zitiert: „weil ich denn nun gar nichts habe / was ich euch sonst bieten kann, / seht ich bin ein hübscher Junge / nehmt mich zum Rekruten an“<sup>17)</sup>, und dann anmerkt: „Gerade diese Cantate war es, nach welcher ich ... zu der darauf gesetzten Musik eine neue Cantate ... verfertigen mußte.“<sup>18)</sup> Wenngleich der im folgenden mitgeteilte Text eine Gelegenheitsdichtung ist und sicher nicht zu dem Gelungensten im Hebelschen Werk gehört, so vermag er doch vor Augen zu malen, wie stark Hebel in das geistig-kulturelle Leben in Karlsruhe involviert war. Zudem zeigt der Text – und das könnte eingehender ausgeführt werden –, daß Hebels poetische Sehnsucht nach dem antiken Polytheismus sehr wohl vereinbar gewesen ist mit seinem monotheistischen christlichen Glauben<sup>19)</sup>. Den „guten“ und „holden Göttern“ weiht Hebel hier „Tempel und Altäre“. Die Parallelität zu der oft diskutierten Passage aus Hebels sog. „Polytheismusbrief“<sup>20)</sup> ist frappierend. Und es ist sicherlich kein Zufall, daß Hebel Hitzig gegenüber just in demselben Brief, in dem er ihm von der Abfassung des Kantatentextes berichtet, auch seinen Hang zur antiken Göttervielfalt offenbart. Hebel verehrt die „Göttinn Freundschaft“, die mit den Musen in das Museum

einziehen möge. Doch unversehens schwenkt das Lob der antiken Götter-Pluralität dann um in die singularische Rede von „Gottes Segen“ und in die Artikulation der eschatologischen Hoffnung, daß Gott das Morgenrot des neuen Himmels und der neuen Erde heraufführen wird, ewiger Friede Wirklichkeit werden und Gott durch den Jubelgesang der Seligen gelobt und verherrlicht werden wird: „Im Sternenschimmer hält die Wage / Der Zukunft eine feste Hand, / Und weckt das Frühroth goldner Tage / Für Menschheit und für Vaterland. / Dann kehren heim in ihre Hallen / Die blut'gen Fahnen fern und nah, / Und statt des Krieges Donner schallen / Nur Friede und Hallelujah.“ Wie in Hebels Aufsatz „Geister und Gespenster“<sup>21)</sup>, so ist auch in dieser Kantate der Hang zum Polytheismus Ausdruck der Sehnsucht des Menschen nach dem durch den Sündenfall verlorenen Paradiesesgarten, in dem sich die Götter sinnlich erfahrbar in der nächsten Nähe der Menschen aufhielten, und nach der verheißenen neuen Gottesnähe im himmlischen Reich am jüngsten Tag, in der Gott in ganz ungeahnter Weise sinnlich erfahrbar werden wird.

Die Diskussion über das Thema „Hebel und der Polytheismus“ jedenfalls erhält nicht nur neuen Stoff, sondern auch eine neue Quelle.

## 2. Text der Quelle

(Varianten des Textes in der Werkausgabe 1843 [vgl. Anm. 14] sind im Apparat unter Verwendung des Siglums \* nachgewiesen.)  
[S. 1]

### Cantate.

—————  
<sup>22</sup>gedichtet von Hebel.  
canzonirt  
(nach Winter.) von Musik=  
Director Brandl.  
—————

Zur Eröffnung des Musäums.  
Carlsruhe d[en] 12. May.<sup>22)</sup>

—————  
1808<sup>23)</sup>

[S. 3<sup>24)</sup>

### Arie. Quartett.

Lieblieh kam der May hernieder,  
Junge Rosen düften<sup>25)</sup> wieder,  
Und auf jedem Blütenstrauch  
Athmet süßer Liebe Hauch.

Froh besingen in den Wäldern  
Tausend Zauberkehlen ihn,  
Und in den bethauten Feldern  
Lacht der Saaten zartes Grün.

Holde Freude schallet wieder  
In Gebirgen auf<sup>26)</sup> der Flur,  
Und es tönen frohe Lieder  
In den Jubel der Natur.

[S. 4]

### Recitativ.

Die Blüten düften<sup>26a)</sup> und Freude wirbelt in  
tausend Weisen. Aber der Mensch, so leicht  
zu befriedigen und so schwer, mit sehnen-  
dem Blick schaut ins Unendliche er<sup>27)</sup>, ahnet  
Höheres in der zarten Brust. Die Däfte zer-  
rinnen – die Lieder verstummen. – Ihm gnü-  
gen<sup>28)</sup> nicht die fliehenden Horen – ihm ihre  
schönsten Geschenke nicht.

### Arie. Sopran.

Was Menschenherz erfreuet,  
Blüht nicht in Wald und Flur;  
Zu Seligkeiten weihet  
Ihn höhere Natur.

Mehr als des Zephyrs Fächeln,  
Mehr als das goldne Glück,  
Ist ihm der Freundschaft Lächeln,  
Der Freundschaft holder Blick.

[S. 5]

Dem lacht der Frühling immer,  
Den sie, den sie beglückt;  
Das Blümchen welket nimmer,  
Das ihren Busen schmückt.

Das Auge nur erfreuet  
Die blüthenreiche Flur;  
Zu edlern Freuden weihet  
Die edlere Natur.

Zu süßen Freuden weihet  
Die holde Freundschaft nur.

### Recitativ.

Vom hohen Himmel wallt der Tag herab, der  
Tag, der Einigung und Weihe zu Freuden gab,  
die nicht dem Frühling nur entblühen, nicht  
mit dem Herbstwind fliehen, die nur der  
Mensch aus reichem Busen dem Menschen  
geben kann. Und Himmlische umschweben  
ihn. Traut [S. 6<sup>29</sup>]] dem geweihten Blick! Sein  
Haupt umkränzen Charitinnen, und süßes  
Angebilde legen die Musen in die Hand ihm.  
Zum freundlichen Geleite eilt Badens holder  
Genius den Himmlischen entgegen.

### Arie. Tenor.

Sey in deinem Feyerglanze<sup>29a</sup>)  
Tag dem<sup>30</sup>) Wonne nur entsprießt,  
Sey im reichen Blütenkranze<sup>30a</sup>)  
Lang ersehnter uns gegrüßt.

Muntre Scherze, Saitentöne,  
Reigentanz<sup>31</sup>) umschweben dich.  
Für das Große, für das Schöne  
Öffnen frohe Herzen sich.

Weisheit wandelt mit der Freude  
Schwesterlich an treuer Hand,

[S. 7] Und vereinigt wirken beide<sup>31a</sup>)  
Freundschaft<sup>32</sup>) dein geweihtes Band.

Seht mit festlichem Beginnen<sup>33</sup>)  
Seht uns euern Tempel weih'n!

Holde Musen, Charitinnen<sup>33a</sup>)  
O, ziehet gerne bei uns ein!

Ernste Stunden bringt das Leben;<sup>34</sup>)  
Doch die guten Götter weben  
Milden Sinnes Rosen drein.

Seht mit festlichem Beginnen  
Tempel und Altäre weihn!  
Göttinn Freundschaft, Charitinnen,  
Ziehet gerne bei uns ein!

Unter Dornen sproßt das Leben.  
Himmlische, zieht bei uns ein!  
Ihr nur flechtet Rosen drein.

[S. 8]

### Terzett.

#### Sopran. Tenor. Baß.

Ha sie wallen nieder,  
Bieten Hand und Kuß  
Im Triumph der Lieder  
Badens Genius.

Wo im Glanz der Kronen  
*Edle Fürsten* thronen,  
Sind die Götter gern,  
Da sind die Götter gern.

Ha sie wallen nieder u.s.w.

Unserm Bunde schimmert  
Der Hoffnung goldner Stern,  
Und die guten Götter  
Weilen bei uns gern.

[S. 9]

*Dem* mit Lorbeerkränzen  
Sie das Haupt umzieh'n,  
Milde Abendlüfte<sup>34a</sup>)  
Wehet sanft um *Ihn*.

Von den Sternen nieder  
Walle Segen über *Ihn*!  
Betet fromme Lieder!  
*Gottes Segen* über *Ihn*.

Große Herzen lohnen  
Nicht der Erde Kronen.

*Ihm* lohne reine Liebe,  
Uns're beste<sup>35)</sup> Liebe *Ihm*,  
Der reinsten Liebe Wonne *Ihm*.

Oft sah er vorüber  
Sturm und Wetter zieh'n,  
Milde Abendlüfte  
Wehet sanft um Ihn.

[S. 10]

**Recitativ.**

Lange noch blicke *Er* huldreich auf diesen  
schönen Verein, *Er* und der *erhabene Enkel*,  
die Hoffnung künftiger Tage. Wie in des  
Phöbus Strahlen sich freu'n<sup>36)</sup> die Kinder des  
Mays<sup>37)</sup>, so wird, sich sonnend an Ihnen, die-  
ser Bund gedeihen und oft der Menschheit,  
oft dem Vaterland<sup>38)</sup> freudige Feste weihen.

**Arie. Baß.**

Im Sternenschimmer hält die Wage  
Der Zukunft eine feste Hand,  
Und weckt das Frühroth goldner Tage  
Für Menschheit und für Vaterland.

Dann kehren heim in ihre Hallen  
Die blut'gen Fahnen fern und nah,  
Und statt des Krieges Donner schallen  
Nur Friede und Hallelujah.

[S. 11] Dann schlinget neue Rosenbande<sup>39)</sup>  
Des Himmels gute Geister ihr<sup>40)</sup>  
Der Menschheit und dem Vaterlande,  
Und viele Feste feyern<sup>41)</sup> wir.

**Recitativ.**

So sey in trüber Tage Sturm für lange bessere  
Zeit der Menschheit schönstem Glück dies  
Haus geweiht. Hier finde oft der Freund den

Freund<sup>42)</sup> und was die Außenwelt getrennt,  
der Geist geeinigt hat, begegne hier, und  
kenne, und umarme sich.

**Terzett.**

**Sopran, Tenor, Baß.<sup>43)</sup>**

Die du vom hohen Sonnenzelt  
Bis in die Tiefen waltest,  
Und in der Brust und in der Welt  
Das schönere Seyn gestaltest,  
[S. 12] Dein stiller Segen, Harmonie,  
Entweiche diesen Hallen nie!

So heiter<sup>44)</sup> wie die Morgenstunde  
Im reinen blauen Aether schwebt,  
Mit Scherz und Ernst im weisen Bunde  
Werd' jede Stunde hier verlebt.

Hier öffne sich dem Zartgeföhle,<sup>45)</sup>  
Der Freundschaft, und der HimmelsLust<sup>46)</sup>  
An Wahrheit, und dem muntern Spiele  
Die leichte, die gepreßte Brust.

Hier schweige jede Lebensmühe  
In trauter Stunden Seligkeit!  
Und lange<sup>47)</sup> lange steh und blühe  
Der Bund, den dieser Tag geweiht!

[S. 13]

**Tutti.**

O seht, die holden Götter  
Mild lächeln dem Bunde  
Im freundlichen Blick.  
Ihr Lächeln verkündet  
Ihm Segen und Wonne  
Verkündet ihm Glück.

Unserm Bunde schimmert usw.<sup>48)</sup>

## Anmerkungen

<sup>1)</sup> Universitätsbibliothek Heidelberg, Signatur: B 5142<sup>4)</sup>

<sup>2)</sup> Vgl. Ernst-Otto Braasch, Die Mitglieder der Generalsynode 1821. Biographien, in: Hermann Erbacher (Hg.), Vereinigte Evangelische Landeskirche in Baden 1821-1971. Dokumente und Aufsätze, Karlsruhe 1971, S. 668-733, hier zu Sander: S. 674-678

<sup>3)</sup> Vgl. hierzu Johann Anselm Steiger, Johann Ludwig Ewald (1748-1822). Rettung eines theologischen Zeitgenossen, Habil. Leipzig 1993 (vorgesehen für: Forschungen zur Kirchen- und Dogmengeschichte, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1995)

<sup>4)</sup> Vgl. Otto Dann (Hg.), Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. Ein europäischer Vergleich, München 1981

<sup>5)</sup> Nr. 201, Mittwoch, 23. August 1809

<sup>6)</sup> Johann Peter Hebel, Briefe. Gesamtausgabe, hg. und erläutert von Wilhelm Zentner, 2 Bde. Karlsruhe 1957, hier: Bd. 1, S. 409

<sup>7)</sup> A.a.O., S. 415

<sup>8)</sup> Ebd. Vgl. S. 409: „Ich mußte einen Gegenstand der eine feierliche Behandlung erforderte, für eine leichte lachende Musik bearbeiten, in jede Arie natürlich ebensoviel Verse, in jeden Vers eben so viel Zeilen, oft wegen der Repetition und den Wechselstimmen im Duett in jede Zeile eben so viele und eben so lange oder kurze Wörter bringen als der OriginalText hat, an einen erklecklichen Streckvers war nicht zu denken, und welche Sylben eine Singpassage haben, in denen durfte vollends kein i kein u etc. vorkommen“

<sup>9)</sup> Vgl. ebd.: „In 14-16 Tagen soll die Cant. aufgeführt werden“

<sup>10)</sup> A.a.O., S. 422: „Der geneigte Leser beliebe nemlich sich einigermaßen zu verwundern, daß ich die Cantate doch schicke, ob ich gleich zum Gegentheile gegründete Hoffnung gemacht hatte“

<sup>11)</sup> A.a.O., S. 409

<sup>12)</sup> A.a.O., Bd. 2, S. 846, Anmerkung zu Brief Nr. 257: „Die Cantate: Siehe Briefe 249, 252. Den hier erwähnten Druck konnte ich bisher nicht ermitteln“

<sup>13)</sup> Johann Peter Hebel, Sämtliche Schriften. Kritisch hg. von Adrian Braunbehrens, Gustav Adolf Benrath und Peter Pfaff, bisher Bde. 2 und 3, Karlsruhe 1990, Bd. 5, Karlsruhe 1991, demnächst: Bd. 1

<sup>14)</sup> Und zwar in: J.P. Hebel's Werke. Zweiter Band, Karlsruhe 1843, S. 159-168. In der ersten „Gesamtausgabe“, in den „Sämtlichen Werken“, 8 Bde., Karlsruhe 1832-1834, findet sich die Kantate nicht

<sup>15)</sup> Vgl. Allgemeine Deutsche Biographie (ADB), Bd. 43, S. 470-474

<sup>16)</sup> Vgl. ADB 3, S. 250

<sup>17)</sup> Hebel, Briefe, Bd. 1, S. 415

<sup>18)</sup> Ebd. Falls Hebels Textvorlage aufgefunden werden kann, werde ich dies in der „Badischen Heimat“ zur Mitteilung bringen

<sup>19)</sup> Vgl. Johann Anselm Steiger, Bibel-Sprache, Welt und Jüngster Tag bei Johann Peter Hebel. Erziehung zum Glauben zwischen Überlieferung und Aufklärung, Arbeiten zur Pastoraltheologie 25, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1994, S. 330-341

<sup>20)</sup> Vgl. Hebel, Briefe, S. 417: „Ich gestehe dir – denn eine Beicht unter Freunden ist so heilig, als die am Altar, daß er (scil. der Polytheismus) mir immer mehr einleuchtet, und nur die Gefangenschaft, oder Vormundenschaft, in welcher uns der angetaufte und anerzogene und angepredigte Glauben behält, hinderte mich bisher den seligen Göttern Kirchlein zu bauen“

<sup>21)</sup> Hebel, Sämtliche Werke, Bd. 7, S. 235-246. Vgl. Steiger, a.a.O. (wie Anm. 19), S. 337, 344f. (These 26)

<sup>22-23)</sup> Handschriftlich von unbekannter Hand

<sup>23)</sup> Handschriftlicher Eintrag von anderer Hand, der fehlerhaft ist: Das Museum wurde nicht 1808, sondern 1809 eröffnet

<sup>24)</sup> S. 2: vakat

<sup>25)</sup> \*: duften

<sup>26)</sup> \*: Gebirgen, auf

<sup>26a)</sup> \*: duften

<sup>27)</sup> \*: Unendliche, er

<sup>28)</sup> \*: genügen

<sup>29)</sup> Falsch paginiert: 9

<sup>29a)</sup> \*: Feierglanze,

<sup>30)</sup> \*: Tag, dem

<sup>30a)</sup> \*: Blütenkranze,

<sup>31)</sup> \*: Reigentanz

<sup>31a)</sup> \*: beide,

<sup>32)</sup> \*: Freundschaft,

<sup>33)</sup> \*: Beginnen,

<sup>33a)</sup> \*: Charitinnen,

<sup>34)</sup> \*: Leben,

<sup>34a)</sup> \*: Abendlüfte,

<sup>35)</sup> \*: beste

<sup>36)</sup> \*: freuen

<sup>37)</sup> \*: May's

<sup>38)</sup> \*: Vaterlande

<sup>39)</sup> \*: Rosenbande,

<sup>40)</sup> \*: ihr,

<sup>41)</sup> \*: feiern

<sup>42)</sup> \*: Freund,

<sup>43)</sup> \*: *Sopran. Tenor. Baß.*

<sup>44)</sup> \*: heiter,

<sup>45)</sup> \*: Zartgefühle

<sup>46)</sup> \*: Himmelslust

<sup>47)</sup> \*: lange,

<sup>48)</sup> Fehlt in \*, statt dessen: Der Hoffnung gold'ner Stern, / Und die guten Götter / Weilen bei uns gern!

# Zum Tode von Karl Wörn

Leitender Schulamtsdirektor a.D.

\*13. 9. 1920 † 18. 10. 1994



Karl Wörn, Ehrenmitglied des Landesvereins Badische Heimat und Ehrenvorsitzender der Ortsgruppe Bezirk Schwetzingen, verstarb völlig unerwartet am Dienstag, dem 18. Oktober 1994, in seiner Heimatstadt Schwetzingen.

Mit dem Tod von Karl Wörn verlor die „Badische Heimat“ auf Orts- wie auch auf Landesebene eine der Personen, die mithalfen, die Gestalt des Vereins zu prägen. Er rief zusammen mit Hans Götz 1979 die Ortsgruppe Bezirk Schwetzingen ins Leben und war ihr 1. Vorsitzender nach der Neu-

gründung. Er gestaltete Vorstand und Beirat und schuf mit deren Hilfe das Programm, das die Ortsgruppe zu einem der kulturell bedeutendsten Vereine der Großen Kreisstadt Schwetzingen machte. Auf seine Anregung hin werden Vorträge zu dem Themenkreis der Badischen Heimat in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule Schwetzingen angeboten. Ein weiteres Standbein stellen die Ortsbegehungen in den Gemeinden des ehemaligen Amtsbezirks Schwetzingen und in Schwetzingen selbst dar. Sie finden guten Anklang bei der Bevölkerung und den

Bürgermeistern der besuchten Orte. Dem Wunsch nach einem geselligen Beisammensein kommen die ein- und mehrtägigen Fahrten entgegen, von denen jeweils eine im Kalenderjahr angeboten wird. Der „Hebeltrunk“ wurde wiederbelebt und mit ihm die Verleihung eines Hebelpreises der Stadt Schwetzingen verbunden. Mit dieser umfangreichen Palette von Angeboten an die Öffentlichkeit formte Karl Wörn die Ortsgruppe. In seiner Heimatstadt war er der Repräsentant der „Badischen Heimat“ schlechthin.

Seinem Schwetzingen und der kurpfälzischen Heimat war Karl Wörn auf das engste verbunden. Sein in mehrfacher Auflage erschienenes Buch „Schwetzingen – lebendige Stadt“ ist mittlerweile zum Standardwerk der Ortsgeschichte avanciert. Sein historischer Blick wird auch in dem deutlich, mit Hilfe des „Historischen Pfades“ den Besuchern und den Bürgern Schwetzingens ihre Heimatstadt näherzubringen. Die Band-

keramiker-Gedenkstätte im Stadtteil Schälzig ist eine seiner zahlreichen Initiativen und wird auf lange Zeit hinaus an den größten Fundort einer Grabstädte der Bandkeramiker in Westeuropa erinnern. Das letzte lokale Projekt, für dessen Verwirklichung er maßgeblich den Anstoß gab, war das im Entstehen begriffene Haus Schwetzingen Sammlungen. Seine Verwirklichung wird sein Vermächtnis an die Präsentation der Geschichte der Stadt Schwetzingen sein.

Es waren vornehmlich seine Verdienste um die Aufarbeitung der Geschichte der Stadt Schwetzingen, die ihm hohe Auszeichnungen zuteil werden ließen. Die Stadt Mannheim zeichnete ihn 1984 mit der Schiller-Plakette aus. Andere Ehrungen folgten. Als Höhepunkt dieser Würdigungen wurde ihm 1990 das Bundesverdienstkreuz verliehen. Die Stadt Schwetzingen überreichte ihm 1992 die Carl-Theodor-Medaille.

Dr. Volker Kronemayer

Vorsitzender der Ortsgruppe Schwetzingen

### **Der Landesverein Badische Heimat dankt seinem Ehrenmitglied Karl Wörn für**

- seinen jahrelangen, unermüdlichen Einsatz für die Belange der Badischen Heimat,
- seine Bemühungen um die Geschichte seiner geliebten Heimatstadt,
- seine Energie, mit der er die Entwicklung der Ortsgruppe Schwetzingen vorwärtsgetrieben hat,
- seine Fähigkeit, das Notwendige zu erkennen und zu tun,
- seine durchdachten und klugen Ratschläge als Beirat des Landesvereins,
- seine von hohem Gerechtigkeitsinn und wachen Verstand geprägten und damit weiterweisenden Beiträge im Rat,
- für seine Loyalität, Freundschaft und Treue,
- für sein Herz voll schöpferischer Unruhe, von dem wir alle profitierten.

Karl Wörn lebt in unserer Erinnerung weiter, wir werden ihn nicht vergessen.

Ludwig Vögely, Landesvorsitzender

# Vor 190 Jahren geboren: Naturforscher Karl Friedrich Schimper (1803 – 1867)

*Karl Wörn †, Schwetzingen*

Selten erringen in einer Familie nahezu alle gleichzeitig solchen wissenschaftlichen Ruhm wie die Naturforscher Schimper. Die Familie kommt aus der Pfalz. Sie stand seit Generationen in herzoglich-zweibrückischen Diensten, bevor der Vater Karl Friedrich nach dem kurpfälzischen Mannheim zog, um sich beruflich zu sichern. Friedrich Ludwig Heinrich (geb. 1771) Schimper war pfalzbayrischer Offizier und Geometer, der an den Feldzügen gegen Frankreich teilgenommen hatte und eine Stellung als kurpfälzischer Hofkammeringenieur innehatte. Er verlor diese, als die Kurpfalz 1803 badisch wurde, schlug sich mühsam als Feldmesser in Mannheim durch und marschierte schließlich 1816 mit den russischen Truppen zurück nach St. Petersburg, wo er 1823 starb. Die Mutter war eine geborene Baronin von Furtenbach aus dem Patriziat zu Nürnberg. Sie hatte es sehr schwer, ihre Familie zu ernähren, als sie ihr Ehemann verlassen hatte. Karl Friedrich Jobst Wilhelm Franz Schimper (geb. 15. Februar 1803 zu Mannheim, gest. 21. Dezember 1867 zu Schwetzingen) soll uns hier beschäftigen. Zusammen mit seinem um ein Jahr jüngeren Bruder Georg Wilhelm (geb. 1804 zu Reichen schwand, gest. 1878 zu Adoa/Abessinien) mußte er eine harte Jugend überstehen. Dieser Bruder wird „Abessinien-Schimper“ genannt wegen seiner Verdienste um dieses Land – er hatte dort die Kartoffel zur Behe-

bung von Hungersnöten eingeführt, was später Kaiser Haile Selassi (1952) bei einem Deutschlandbesuch lobend herausstellte.

Wiederum vier Jahre später kam in Dosenheim bei Buchweiler der Vetter der beiden, Wilhelm Philipp Schimper, zu Welt (geb. 1808 zu Dosenheim, gest. 1880 in Straßburg). Er wird kurz „Straßburger Moos-Schimper“ geheißen. Sein Sohn Andreas Franz Wilhelm (geb. 1856 zu Straßburg, gest. 1901 zu Basel) erlangte als Botaniker die Leitung des Naturhistorischen Museums in Straßburg sowie in Bonn und in Basel Professuren; seine „Anleitung zur mikroskopischen Untersuchung der Nahrungs- und Genußmittel“ öffnete wichtige wissenschaftliche Erkenntnisse. Forschungsreisen führten ihn nach Nord- und Südamerika sowie nach Asien. –

Seit langem waren die Mutter und die beiden Söhne in Mannheim in großer Not, es mangelte an allem. Die finanziellen Mittel für eine angemessene Ausbildung fehlten, wie eine ewige Geldknappheit treuer Begleiter in Karl Friedrichs Leben blieb. Freunde verhalfen der Mutter schließlich, den hellwachen Jungen auf das Lyzeum zu schicken (1812 – 1822), wo man bald seine ausgesprochene Begabung für die Naturwissenschaften erkennt. Er bezeichnet sich selbst als „Buschdurchkriecher, Wasser- und Himmelsbeobachter“, gar trefflich seine Neigungen selbst belächelnd. Noch als Schüler

macht er im Rhein eine Fischart aus, die bis dahin unbekannt war. Vor allem aber hilft er dem bekannten Mannheimer Botaniker Dr. Suckow (auch Succow), der 1821 im Mannheimer Verlag Schwan und Götz in lateinischer Sprache die „Flora Mannheimiensis et vicinarum regionum cis-et transrhenanorum“ herausgibt. Hierzu schreibt er später u.a. „... Die Standorte (der Pflanzen) aber sind recht, denn ich habe sie dem Autor sämtlich diktiert ... Die Karte habe ich gezeichnet in den Weihnachtsferien 1820.“ Seine Briefe zeigen den jungen Forscher kritisch distanziert. Dem Botaniker Spenner und seiner „Flora Friburgensis et regionum proxime adjacentium“, erschienen bei Wagner, Freiburg 1825 – 1829, ist er ebenfalls verbunden. Im dritten Band stammen grundlegende Äußerungen zur Morphologie vom jungen Schimper. Suckow hat seinem Schüler „Carolo Schimpero“ für dessen wertvolle Mithilfe gedankt, zumal die meisten Beiträge aus Schwetzingen von letzterem erarbeitet worden waren. –

Ein Stipendium ermöglicht schließlich das Studium an der nahen Universität Heidelberg. Es wurde für den Erwerb der Qualifikation in der „Gottesgelahrtheit“ gegeben. Ein Onkel Schimpers väterlicherseits war Pfarrer, so daß dieses Studium nicht so ferne lag. Doch der junge Student fühlte sich mehr denn je zu den Naturwissenschaften hingezogen. Schimper war ein interessierter und ungemein genauer Beobachter der Natur. 1824 entdeckt er das *Symphytum bulbosum Schimperii* oberhalb der Krappfabrik in Heidelberg. Wenig später das *Symphytum Zeyheri*. Er benannte die Pflanzen nach dem großherzoglichen Gartendirektor in Schwetzingen, Johann Michael Zeyher, bei dem er über 10.000 Pflanzen ordnete, die der junge Forscher im Auftrag des Württembergischen Reisevereins in Südfrankreich und in den Pyrenäen gesammelt hatte. So gilt das Jahr 1825 in Schwetzingen als der Beginn seiner systematischen wissenschaftli-

chen Tätigkeit. Schon bei seiner ersten Reise kommt er mit den zur Verfügung stehenden Mitteln nicht aus. Bald ruft er nach Geld! Zu einer natürlichen Armut gesellten sich eben zu oft ein auffallender Mangel an ökonomischer Disziplin, die Fähigkeit mit einer vorgegebenen Zeit hauszuhalten, Termine einzuhalten und schlimmer noch, sich intensiv um eine sichere Anstellung und damit zu einer regelmäßigen Einkommensquelle zu bemühen. Solch teils durch die Lebensumstände, teils durch charakterliche Veranlagung bedingte Mißhelligkeiten kosteten den genialen Menschen echtes Lebensglück, verdarb Freundschaften, ließ seine beiden Verlobungen scheitern und ihn im Alter vereinsamen. –

Im Hause von Hofrat J.M. Zeyher, dem ehemaligen Gesandtenhaus am Schloß zu Schwetzingen, lernte er Zeyhers Pflegetochter Sophie Wohlmann kennen. Er gewann deren Zuneigung und verlobte sich mit ihr. Im Jahre 1826, wenige Tage vor dem Tode Johann Peter Hebels, am 26. September, lernt er bei Zeyher den großen Alemannen und ersten Prälaten der unierten Landeskirche kennen. Schimper begleitet den eng mit der Natur verbundenen Dichter auf dessen Wunsch in den nahen Schloßgarten. Er mag sich über Liebe des Todkranken zu den Pflanzen gewundert haben! – Das Verlöbnis mit Sophie Wohlmann war nicht von langer Dauer. Doch die innige Verbindung zu ihr und Schwetzingen blieb bis an sein Lebensende.

Die Heidelberger Studienfreunde Alexander Braun und Louis Agassiz hatten bereits nach München gewechselt, auf ihre Bitten folgte Karl Friedrich Schimper mit seinem Bruder Wilhelm im Sommer 1828 nach. Er blieb über ein Jahrzehnt bis 1841 in der bayerischen Residenz. Zusammen mit den beiden Freunden wurde er mit dem Namen „Kleine Akademie“ belegt. Daraus ist ersichtlich, daß sie sich durch Vorträge und Veröffentlichungen wissenschaftlich profilieren konn-

ten. Das Doktordiplom erwarb Schimper an der Universität Tübingen, ebenso wie Braun in absentia, Agassiz wurde in Erlangen promoviert. Die „Trias“ Schimper, Braun, Agassiz erzielte mit ihren Forschungsergebnissen weite Beachtung. Auf der Naturforscher-Versammlung im Herbst 1829 in Heidelberg referiert er über die von ihm entwickelte „Blattstellungstheorie“, die er im dritten Band der Spennerschen „Flora Friburgensis“ in diesen Monaten veröffentlicht hatte. Der Verlag Cotta druckt ein Jahr später einige Tafeln zu Schimpers „Blattstellung im Gewächsreich“. Die Freunde haben ihr Studium in München beendet. Mittels eines Stipendiums mit Rückzahlungsverpflichtung falls er Bayern verlassen sollte, kann er jedoch noch bleiben.

Reisen im Auftrag des bayerischen Kronprinzen führen ihn in die Alpen, lassen ihn dort die „Auffaltung der Alpen“ entdecken und gegen renommierte Geologen wie Leopold von Buch durchsetzen. Aber erst sehr spät, 1889, werden ihm die Erstrechte zuerkannt. Leider vergißt er wieder einmal, die wissenschaftlichen Erträge rechtzeitig seinen Auftraggebern zuzuleiten mit der Folge, daß ihm die pekuniäre Unterstützung gestrichen wird. Mangelnde wirtschaftliche Sicherheit läßt bald seine zweite Verlobung mit der Schwester seines Freundes, mit Emmy Braun, auseinandergehen. Die zweite Schwester Brauns, der in Karlsruhe lebt, Silly, heiratet Louis Agassiz. Mit Braun gerät der Hitzkopf Schimper wegen einer Veröffentlichung über die Blattstellungstheorie in Streit. Ein ähnliches Zerwürfnis gab es später mit Agassiz wegen der von ihm entworfenen Gletscherlehre. Während sich Schimper mit Alexander Braun wieder ausöhnte, war die Trennung zwischen ihm und Agassiz, der in Berlin lehrt, für alle Zukunft. – „Auf einem fliegenden Blatt“, das er am 15. Februar 1837 auf der Versammlung der Schweizer Naturforscher in Neufchatel (Neuenburg) verteilen läßt, ist seine

berühmte „Eiszeit“-Ode gedruckt. Zum ersten Mal erscheint so der Begriff Eiszeit, der mit der Verlesung seines Sendschreibens über diese geologische Phase erläutert wird. Wie fast immer versäumte es der begnadete Naturforscher Dr. Karl Friedrich Schimper, seine Beobachtungen, seine Erkenntnisse, seine Analysen und die Folgerungen daraus in einem exakten wissenschaftlichen Lehrgebäude darzustellen; um auf diese gängige Weise seinen Prioritätsanspruch jeweils zu sichern, hat er, der am gleichen Tag wie Galileo Galilei geboren (15. Februar 1564) war, es stets versäumt. Er drückt einmal in einer Unterschrift unter seinem Konterfei dies so aus: „Jakob und Galilei wie verschiedene Linsen nahmen die!“ (Bibl. Geschichte vom Erstgeburtsrecht – das Feilschen mit dem Linsengericht um den ersten Rang und die Tatsache der Linsen im Galileischen Fernrohr, das zur Entdeckung von vielen Himmelskörpern führt!) – Realschulkonrektor Hans Götz, der verdiente Schimperforscher (gest. 1984), hat allein 5000 Unterlagen, Urkunden, Hefte und Briefe, oft viele Seiten stark, aus dem Nachlaß des Naturforschers, der im Naturkundemuseum in Karlsruhe aufbewahrt wird, gesichtet und in einer Broschürenreihe des Stadtarchivs Schwetzingen veröffentlicht. –

Nach seinen geologischen Untersuchungen in den Alpen schließen sich ebensolche in der Rheinpfalz an. In Zweibrücken erscheinen unter dem Pseudonym Karl Heiter (bissige Selbstironie und der Hader mit seinem Schicksal ließen ihn diesen Namen wählen!) eine Reihe von Gedichten, die eine weitere Seite des Universalgenies offenbaren. In einem Sendschreiben an die Naturforscher-versammlung zu Straßburg kämpft er um die Priorität seiner Eiszeitlehre gegen seinen ehemaligen Freund Agassiz. – Die aufgelaufenen Schulden in Zweibrücken bis zum Juli 1843 begleicht schließlich der bayerische Kronprinz. – Da die Bewerbungen um einen Lehrauftrag an der Universität München

scheitern (Schimper: Nach dem Regierungswechsel konnte ein Protestant in Bayern nun nichts mehr werden), kehrt er nach Mannheim zurück. Die Verlobung mit Emmy Braun geht nun auch in die Brüche. – Vor 10 Jahren waren er und Zeyher bei der Gründung des Mannheimer Naturkundevereins zu Ehrenmitgliedern ernannt worden.

In Mannheim wirkt er als Privatgelehrter, der sich erst durch Zuwendungen von Großherzog Leopold von jährlich 300 Gulden, später durch Großherzog Friedrich auf 400 Gulden erhöht, „über Wasser“ halten kann. Ungebrochen bleibt jedoch sein Forscherdrang mit nach wie vor bruchstückhaften Veröffentlichungen in Journalien, Sendschriften und Mitteilungen. In das Jahr 1847 fällt der Streit mit dem angesehenen Dürkheimer Naturkundeverein „Pollichia“, weil der Sekretär der Vereinigung seine Forschungsergebnisse und Belegstücke auf der Sitzung verheimlicht und die podismatische Sammlung zerstört habe. Letztlich wurde Schimper vom Mannheimer Gericht zu einer bürgerlichen Gefängnisstrafe von drei Wochen verurteilt. Der Verein aberkennt Schimpers Ehrenmitgliedschaft. Dennoch bleibt Schimper auf den Versammlungen der Naturforscher in ganz Deutschland ein angesehener Vortragender über ein breites Spektrum naturwissenschaftlicher Vorgänge.

Und er ist sich seiner leistungsorientierten Bedeutung durchaus bewußt, wie aus seinem Brief an Bürgermeister Welde zu entnehmen ist, dem er unter dem 29. Juli 1849 seinen endgültigen Umzug nach Schwetzingen mitteilt. Bleibt noch nachzutragen, daß Schimper zu den Bürgern zählt, die aufbrechen, um sich die Welt im Sinne der Aufklärung untertan zu machen. Im Innersten revolutionär, waren sie auf der Suche nach einer allgemeingültigen Form der Seinsbeherrschung. So spricht und schreibt Schimper immer wieder vom Ganzen: Über Wasser und Sonnenschein am äußeren Erdball,

über Weltsommer und Weltwinter, über die Weltphysiologie. Äußerlich revolutionär, streitet er, der vom bayerischen Königshaus unterstützt worden war und nunmehr vom badischen Fürstenhaus wird, im Revolutionsjahr 1848 für die Demokratie. Er fährt mit Mannheimer Demokraten nach Heidelberg und führt eine Flagge mit sich, welche die Aufschrift trägt „Wahrheit, Ordnung und Reinlichkeit“. –

In Schwetzingen logierte er zuerst im „Goldenen Hirsch“ –, heute städtisches „Palais Hirsch“, beschwerte sich aber über den Wirt und siedelte später in den „Pfälzer Hof“ über – heute Volksbank Schwetzingen, Ecke Mannheimer Straße. Oft saß der Junggeselle im Gasthof „Adler“, dem heutigen Ringhotel „Adler Post“, wo es seit einigen Jahren eine Schimperstube gibt. Mittlerweile war seine ehemalige Verlobte Sophie Wohlmann nach Heidelberg verzogen. Ihr Hausmädchen Marie „Laura“ Ultzhöffer aus Schwetzingen war die Adressatin seiner Briefe, womit er die Verbindung zu Sophie aufrechterhielt, bis beide 1863 nach Schwetzingen zurückkamen und im Haus „Abendruh“ am Schloßplatz Wohnung nahmen. 1863 gewährt der Großherzog dem Naturforscher Wohnung und Arbeitszimmer im Schwetzinger Schloß. Die „Kreide“ bei manchem Wirt wurde dezenter Weise durchs Fürstenhaus „gelöscht“. Als Privatgelehrter führt ihn seine Vortragstätigkeit durch ganz Deutschland und ins nahe Ausland. Als Hauslehrer verdient er sich bei manchen Schwetzinger Familien (Bassermann) ein Zusatzbrot. Zu Hause ist er vor allem bei der ländlichen Bevölkerung ein zwar eigenwilliger, doch beliebter „Wetterprophet“. Er erteilt manchen Rat über Tabak-, Hopfen- und Spargelanbau (über letzteren schreibt er sogar ein Gedicht!). Als Festgabe zur Stiftungsfeier des Mannheimer Vereins für Naturkunde veröffentlicht Schimper „Die Windhose von Railingen“, eine wissenschaftliche Erklärung einer 1845

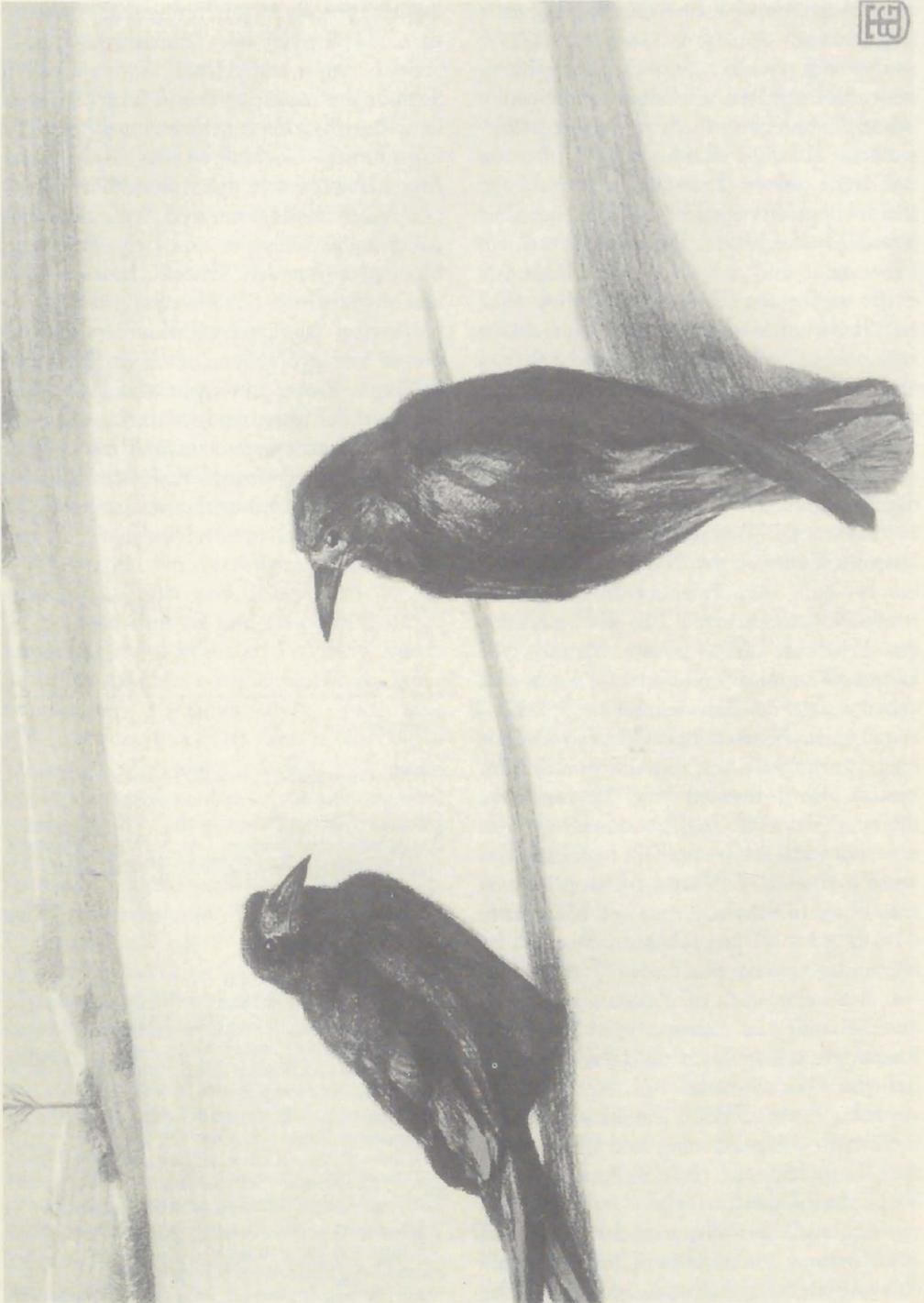
wütenden Sturmböe bei Reilingen, nahe Hockenheim. Auf dem Deckblatt läßt er „zubenannt Galilei“ und die Aufzählung seiner wesentlichen Verdienste erscheinen. – Schon 1865 stellen sich Anzeichen von Wassersucht ein. Für Schimper war nun die Rückkehr seiner Erstverlobten und von Marie Ultzhöffer ein großes Glück, denn die Krankheit begleitete ihn bis zu seinem Lebensende und er bedurfte der Pflege. Als er gar noch einen Überfall am 30. Juni 1867 erdulden mußte – das Motiv blieb ungeklärt, war es ein Lausbubenstreich oder mehr? –, hatte er noch schlimmere Schmerzen. Doch selbst in solchen Beschwernissen beobachtete er seinen Körper mit großer Selbstbeherrschung. Am Abend des 21. Dezember 1867 diktiert er seine Todesanzeige und stirbt um 20.30 Uhr. Die Bestattung erfolgte am 23. Dezember 1867 in der Nähe des Hebelgrabes auf dem alten Friedhof an der Hildastraße zu Schwetzingen. Mit der Verlegung des Friedhofs 1870 an die Mannheimer Landstraße wird Schimper umgebettet, dabei wurde der Schädel, den er zu Lebzeiten einem Schwetzingener Bürger vermacht hatte, zurückbehalten (nun in städtischem Besitz). Ein Grabmal mit Marmorbüste schmückt das Grab an der südlichen Grenzmauer des Friedhofes und ein Lorbeerkränze weist auf seine Verdienste in der Wissenschaft hin. In Schwetzingen und Mannheim – noch vor zwei Jahrzehnten lebten Nachfahren der Großfamilie in der Quadratstadt – sind Straßen nach dem rastlos Forschenden benannt. In Schwetzingen trägt die Realschule seinen Namen. Unterhalb einer Reliefbüste sind dort seine größten Verdienste vermerkt: Entdecker der Blattstellungstheorie, der Alpenfaltung und der Eiszeit. Am Sterbehaus am Schloßplatz und am Wohnplatz in der Carl-Theodor-Straße weisen Tafeln auf den Wissenschaftler hin. Zum 100. Todestag 1967 wurde in der Realschule eine Ausstellung zusammengetragen. Die wissenschaftliche Würdigung übernahm

damals Prof. K. Mägdefrau von der Universität Tübingen. Die Einrichtung einer Schimperstube im Hotel Adler Post in Schloßnähe regte der Verein Badische Heimat, Bezirksgruppe Schwetzingen, an. Die Eigentümer, Nachfahren des Adlerwirtes Ihm, Nachkommen der Großfamilie Schimper, waren Ehrengäste, sind heute noch mit der Familie Schimper und der „Badischen Heimat“ verbunden. Schließlich ist im Pressezentrum in der Scheffelstraße der Regional-Verlag, ein Unternehmen der Schwetzingener Verlagsdruckerei, als Karl-Friedrich-Schimper-Verlag untergebracht. Auf diese Weise ist der bedeutende Naturforscher, der mit Hebel zusammenkam und mit Zeyher arbeitete, in der Großen Kreisstadt Schwetzingen und in Mannheim nicht vergessen.

---

#### Anmerkungen

- <sup>1)</sup> Erinnerungsgabe zum 100. Todestag des Naturforschers Dr. Karl Friedrich Schimper am 21. Dezember 1967. Arbeitskreis K. F. Schimper – Realschule Schwetzingen Ltd. K. Wörn. Herausg. Stadt Schwetzingen / Realschule Lebensdaten mit Genealogie, W. Koch  
Festvortrag Prof. Dr. K. Mägdefrau, Universität Tübingen  
Gedenkrede, K. Wörn  
Bibliographie Hans Götz  
Literatur über Schimper, 24 Veröffentlichungen u.a. Agassiz, Braun, Geheeb, O. Volger, Schnabel, zusammengestellt von H. Götz  
<sup>2)</sup> Hans Götz im Stadtarchiv Schwetzingen 7 Bände über K. F. Schimper, 1980 – 1984  
<sup>3)</sup> August Koob, Schimper in Schwetzingen, Eigenverlag 1967  
<sup>4)</sup> Walter Koch, Karl Friedrich Schimper in 30 Jahre Realschule Schwetzingen, Herausgeber Realschule und Freundeskreis, Schwetzingen  
<sup>5)</sup> Ekkehard Liehl, Ehrenrettung Karl Friedrich Schimpers in Schwetzingener Zeitung, 1989 u. Fernsehendung „Eiszeit im Schwarzwald“  
<sup>6)</sup> Karl Wörn, Schwetzingen, K. F. Schimper-Verlag, 4. Auflage 1992



Otto Fikentscher, Krähen im Schnee aus: Farblithographien des Karlsruher Künstlerbundes um 1900

# Großes Engagement für die Heimat

Stadtarchivar i.R. Edmund Kiehle feierte seinen 70. Geburtstag

Stadtarchivar i.R. Edmund Kiehle feierte am 27. April seinen 70. Geburtstag. Nach dem Besuch der Volks- und der Realschule in Eppingen und dem Besuch der Oberstufe des Gymnasiums Sinsheim wurde er zum Kriegsdienst eingezogen. Nach seiner schweren Verwundung – ein Bein und ein Arm mußten amputiert werden – studierte er an der TH Karlsruhe Architektur und trat anschließend als Angestellter in die Bauabteilung des Landratsamtes Sinsheim ein. 1950 wurde er als Stadtbaumeister eingestellt. Von 1970 bis zu seiner Pensionierung 1989 leitete er das Stadtarchiv Eppingen und betreute das Städtische Museum Alte Universität.

Als Stadtbaumeister und Denkmalpfleger des Landkreises Sinsheim lag ihm die Sanierung und Renovierung der Fachwerkhäuser seiner Heimatstadt und die Erhaltung historischer Bausubstanz besonders am Herzen. Seit 1949 wurden auf seine Initiative eine Vielzahl von Fachwerkhäusern in Eppingen und im Kraichgau freigelegt. Eine Anerkennung fanden diese Bemühungen durch die Verleihung des „Europa Nostra Diploms“ 1984 an die Eigentümer der rund 100 restaurierten Fachwerkhäuser der Eppinger Altstadt. 1955 richtete er in der damals noch in privater Hand befindlichen Alten Universität eine Heimatstube ein, die er 1959 zum Heimatmuseum ausbaute. Zwar konnte er wegen des Erreichens der Altersgrenze die Neueinrichtung des Stadt- und Fachwerkmuseums Alte Universität nicht mehr selbst durchführen, doch bei der Erarbeitung der Museumskonzeption der 80er Jahre wirkte er maßgeblich mit.

Schon früh engagierte sich Edmund Kiehle im Bereich der Heimat- und Denkmalpflege. Seit 1948 ist er ehrenamtlicher Mitarbeiter des Landesdenkmalamtes. 1951 gründete er zusammen mit seinem Vorgänger im Stadtbauamt, Heinrich Hecker, die Ortsgruppe Eppingen wieder, aus der 1953 der Historische Verein Heimatfreunde Eppingen hervorging, deren geschäftsführender Vorsitzender er von 1972 bis 1977 war und dessen Vorstand er von Beginn an bis heute als stellvertretender Vorsitzender angehört. Die Heimatfreunde Eppingen würdigten seine Verdienste 1986 mit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft.

Trotz seiner schweren Kriegsverletzung betätigte sich der Jubilar auch im Bereich des Sports. 1945/46 war er Bezirksbeauftragter des Süddeutschen Fußballverbandes und leitete 1948-1950 die Boxabteilung des VfB Eppingen. 1952-1958 war er Beisitzer im Motorsportclub Eppingen und hatte wesentlichen Anteil an der Gründung dieses ADAC-Ortsclubs. 1956 war er Mitbegründer des Tennisclubs Eppingen und dessen Vorsitzender bis zur Ernennung zum Ehrenvorsitzenden 1972. 1970 schließlich gründete er die Versehrtensportgruppe Eppingen, deren Vorsitzender er noch heute ist. Seit 1950 war Edmund Kiehle darüber hinaus als Beirat oder als Beisitzer im Vorstand des Verkehrsverein Eppingen tätig. Auf seine Initiative hin wurde 1981 der Eppinger Handels- und Gewerbeverein wiederbegründet. Seit 1956 ist er Mitglied des Arbeitsausschusses im internationalen Arbeitskreis für Hausforschung und arbeitete mit im heimatgeschichtlichen Arbeitskreis im Landkreis

Sinsheim, aus dem sich 1972 der Heimatverein Kraichgau bildete.

Große Verdienste hat der Jubilar sich auf dem Gebiet der Heimatgeschichte und der Hausforschung erworben. Weit über 100 Aufsätze in verschiedensten Zeitschriften wie „Rund um den Ottilienberg“, dem „Kraichgau-Jahrbuch“, der „Badischen Heimat“, dem „Jahrbuch des Historischen Vereins Heilbronn“ oder der Eppinger Zeitung und der Rhein-Neckar-Zeitung stammen aus seiner Feder. Mit dem von ihm verfaßten Bändchen „Ein Rundgang durch die Altstadt“ (1963, 2. Aufl. 1981), mit Diavorträgen und Stadtführungen versuchte Edmund Kiehnle über vier Jahrzehnte lang,

den Mitbürgern und den auswärtigen Besuchern die Geschichte seiner Heimatstadt und deren historischer Bauten nahezubringen. Mit der Verleihung der Ehrenmedaille „Für Verdienste um die Heimat Baden-Württemberg“ wurden Kiehnles Verdienste auf diesem Gebiet bei den Heimattagen Baden-Württemberg 1985 in Villingen-Schwenningen und auf dem Gebiet des örtlichen Vereinswesens durch die Verleihung der Ehrenurkunde des Landes 1986 landesweit gewürdigt.

Rhein-Neckar-Zeitung  
27. April 1994

# Vor 100 Jahren wurde der badische Komponist Josef Schelb geboren

Konrad Watrin, Freiburg

Führende Dirigenten seiner Zeit setzten sich für ihn ein. In manchem Rundfunkarchiv sind noch Bandaufnahmen von ihm zu entdecken. Am 14. März wäre der aus Bad Krozingen stammende und im Freiburger Familiengrab beigesetzte Komponist Josef Schelb (1894–1977) 100 Jahre alt geworden. Das Opus, dessen früher Teil im Jahr 1942 beim Bombenangriff auf Karlsruhe größtenteils verloren ging, umfaßt dennoch rund 150 überwiegend unveröffentlichte Werke, die sich im Archiv der Witwe in Freiburg befinden.

Sein Werk umfaßt alle musikalischen Gattungen, von der Kammermusik, den – gerne von seiner Frau, der Sängerin Lotte Schuler, interpretierten – Liedern wie den Vertonungen von Gedichten Georg Trakls bis zum umfangreichen Orchesterwerk der späten Jahre, das vor allem durch Aufführungen des Südwestfunk-Orchesters unter Hans Rosbaud in Baden-Baden gefördert wurde, wo Schelb sich nach seiner Emeritierung (1959) als freischaffender Komponist niederließ.

Der Urenkel eines Bauern vom Belchen, fünfter Sohn eines Krozinger Arztes sowie einer fränkisch-pfälzischen Mutter, nahm schon während der Gymnastenzzeit am Freiburger Berthold-Gymnasium in Basel Klavierunterricht. In Genf studierte er ab 1911 Klavier bei dem Liszt-Schüler Bernhard Stavenhagen. Im Ersten Weltkrieg leistete er bei der Freiburger Postüberwachungsstelle Militär-Ersatzdienst. Reisen mit dem spanischen Geiger Joan Manén führten ihn anschließend in europäische, süd- und nordamerikanische Konzertsäle, bis er nach kurzer Lehrtätigkeit am Freiburger Konservatorium 1924 einen Ruf an die Badische Musikhochschule nach Karlsruhe erhielt. Zu seinen Schülern zählten Franz Hirtler, Georg Meerwein, Gerhard Zeumer



Josef Schelb im Jahre 1932

und Jenny Abel. Die frühe Oper „Charlotte Corday“ wurde unter den Nazis verboten. Zu Schelbs erfolgreichsten Werken gehört neben verschiedenen Kammermusikkompositionen das Ballett „Die schöne Lau“ (nach Mörike). Der 1966/67 entstandenen Oper „Die drei Falken“ (nach Werner Bergengruens Novelle) blieb bislang eine Aufführung ebenso versagt wie seinem letzten Werk, der Kammeroper „Elodie“ (nach Motiven aus Baden-Badens großer Vergangenheit).

Eine Klassifizierung zu einer bestimmten Schule lehnte Schelb ab. Doch die Vorliebe des vom Impressionismus geprägten Komponisten „für klangliche Phänomene wurde von einer lateinischen Formklarheit gebündigt“, heißt es in den im Auftrag der Kommission für Geschichtliche Landeskunde von Bernd Ottnad herausgegebenen Badischen Biographien (Neue Folge Bd. III, Stuttgart 1990). Im frühen Schaffen wurde der Autodidakt von Max Reger, später von Paul Hindemith und Béla Bartók beeinflusst. In seiner Spätphase ging er bis an die Grenzen der Tonalität.

## Buchbesprechungen

**550 Jahre Markgräflerland.** 1994. Mehlin Druck, 79650 Schopfheim. 37,50 DM

Für die 500-Jahr-Feier war das Jahr 1994 ganz und gar nicht geeignet. Deshalb ist 1994 für das Markgräflerland sehr wohl ein gutes Datum, sich auf den „Geburtstag“ am 8. Dezember 1444 und seine alte „Zusammengehörigkeit“ zu besinnen und zu feiern. 1444 schenkte Graf Johann von Freiburg – sechsmal Vater, alle sechs Kinder starben schon in jungen Jahren – die Herrschaft Badenweiler seinen Neffen Rudolf IV. und Hugo von Hachberg-Sausenburg. Rötteln und Hachberg-Sausenburg waren schon seit 1315 vereinigt, und nun kam 1444 noch die Herrschaft Badenweiler dazu. Damit war das „Markgräflerland“ komplett und abgerundet, wie es dann (über den Erbvertrag von 1490, geschlossen zwischen Markgraf Philipp, der keinen männlichen Nachfolger hatte, und dem Markgrafen von Baden-Durlach) 1503 zum „badischen Markgräflerland“ wurde, mit den Verwaltungssitzen Hochburg, Sulzburg und Rötteln. Der Name war ein geschichtliches Programm; der Besitz der Markgrafen von Baden-Durlach stand im Gegensatz zum österreichischen Breisgau.

Sehr lebendig dargestellt wird dieser geschichtliche Werdegang von Hans Jakob Wörner in einem repräsentativen Jubiläumsband: „550 Jahre Markgräflerland“, den der regionale Geschichtsverein unter der Schriftleitung von Erhard Richter herausgegeben hat. Die „gute Aufnahme“ im Markgräflerland dürfte diesem 372 Seiten starken Werk gesichert sein – und gewiß auch „darüber hinaus“, wie es sich Dr. Richter in seinem Vorwort wünscht. Denn es ist in der Tat ein „echtes Heimatbuch“ geworden für alle, „welche diese reizvolle Landschaft an Rhein, Wiese und den Schwarzwaldvorbergen lieben und sich mit ihrer Geschichte und Kultur verbunden fühlen“.

Das Autorenteam weist Kompetenz aus, z.B. Gerhard Fingerlin, zuständig für archäologische Denkmalpflege, der hier über Funde aus Ur- und Frühgeschichte schreibt bzw. einen älteren Text ergänzt und durch prächtige Farbbilder bereichert hat – ein eindrucksvoller, gut lesbarer Führer durch den Gang der schriftlosen Geschichte zwischen dem Basler Rheinknie und dem Breisgau, zwischen der Schwarzwälder Vorbergzone und dem Rhein. Hans Jakob Wörner zeichnet mit seinen „Bemerkungen zum geschichtlichen Werdegang“ des Markgräflerlandes souverän einen großen Bogen voller Spannung von den Anfängen der Rötteler Herrschaft bis hinein in die Zeit des

Großherzogtums Baden. Der Burgenspezialist Karl-Bernhard Knappe beschreibt interessante Aspekte der Burg Badenweiler, vormals „Baden“ genannt: „... sie ist mit dem terrassenförmigen Kurhaus in seinen Betonmauern am Fuß des Berges, gleichsam der Überleitung zu den römischen Heilthermen am gegenüberliegenden Hang des Kurparks, auch ein einprägsames Beispiel der Auseinandersetzung moderner Architektur mit Antike und Mittelalter.“ Knappe weist deutlich auf die zähringischen Interessen hin, die mit dem Bau anfangs des 12. Jahrhunderts verbunden sind: „Auch Badenweiler ist also Zeugnis einer kontinuierlichen Linie zähringischer Burgen- und Städtepolitik.“ Die Grafen von Urach, seit 1236 Grafen von Freiburg (Konrad I.), wurden Zähringererben, auch Erben von Burg und Herrschaft Badenweiler – bis sie dann am 8. September 1444 Graf Johann „ohne Sohn“ seinen Verwandten Rudolf und Hugo von Hachberg-Sausenburg schenkte.

„Das Leben auf dem Dorf zwischen Mittelalter und Neuzeit. Eschbach bei Staufen unter der Herrschaft Rappolstein.“ Unter dieser Überschrift vermittelt Ursula Huggle ein sehr anschauliches Bild bäuerlicher Lebensweise – am Beispiel von „Eschbach im Markgräflerland“, eines Dorfes also, das „mit dem Markgräflerland nie etwas zu tun hatte“ und wo die Bewohner bis ins 20. Jahrhundert hinein immer katholisch waren, während doch die „Markgräfler“ nach der Erklärung von Markgraf Karl II. vom 1. Juni 1556 – cuius region, eius religio! – die Lehre Luthers zu übernehmen hatten. Freilich: Eschbach war schon 1500 durch Kauf an die elsässische Herrschaft Rappolstein gekommen, damals natürlich noch ganz selbstverständlich katholisch. Und obwohl später Egenolf von Rappolstein selbst zum evangelischen Glauben übertrat, hatte dies für die Eschbacher diesseits des Rheins nach der Regelung des Augsburger Religionsfriedens keine Konsequenz, weil der Rappolsteiner „auf vorderösterreichischem Boden in bezug auf die Religion keine Rechte“ hatte (Huggle).

Natürlich darf das Thema „Markgräflerland und Weinbau“ nicht fehlen. Günter Schruft vom Staatlichen Weinbauinstitut Freiburg hat diese Aufgabe gerne übernommen; denn sie gehört „zur Markgrafschaft wie Johann Peter Hebel oder die Stadt Müllheim“. Schruft läßt die Frage unbeantwortet, „inwieweit schon früher vorhandene primitive keltische Rebsorten der Wildebe (*vitis silvestris*) durch die mediterranen Sorten ver-

drängt worden sind“. Von besonderem Interesse sind hier frühe Weinverordnungen, wie sie z.B. erstmals Markgraf Christoph I. 1495 erlassen hat: „Dieweil seit länger her viel unziemliche und schädliche Gemäche bei den Weinbesitzern in Schwang gekommen, soll keiner, der Wein zu verkaufen hat, denselben mit anderen Dingen oder Arzneien vermischen, sondern jegliches Gewächs rein belassen wie es erwachsen ist...“ Die Erntemenge „Markgräfler“ betrug übrigens 1993 stolze 21.612.115 Liter!

Gerne folgt man Hans Jakob Wörner auch auf seinem „Rundgang durch das Markgräflerland“, durch Städte und Dörfer, die sich auszeichnen in ihren Bauwerken als geschichtliche Zeugen – so z.B. Betberg mit der ältesten Kirche der Region oder Schloß Bürgeln auf dem Südausläufer des Blauenmassivs, die Burg Rötteln, Wahrzeichen des unteren Wiesentales, das Wasserschloß Inzlingen, Maulburg mit seiner Johanneskirche, Hausen, Hebels Heimatort. Natürlich verbindet sich der Begriff „Markgräflerland“ für alle immer auch mit dem Dichter der alemannischen Sprache, eben mit Johann Peter Hebel. Ihm gelten denn auch die zentralen Seiten dieses Bandes, verfaßt von Erhard Richter, der die realistische Dichtung Hebels in Vergleich setzt mit anderen Vertretern dieser literarischen Dichtung, die das Thema Heimatgefühl, landschaftliche Verbundenheit, soziales Engagement in meisterlicher Form zum Ausdruck bringen und manifestieren. Erhard Richter hat auch die Briefe zusammengestellt, die Hebels „Jahresfieber des Heimwehs nach dem Oberland“ nachempfinden lassen. Und Martin Jösel gibt außerdem gute Lese-Anregungen zu „Cartunkel“.

Rüdiger Hoffmann schafft Klarheit in der Sprachgeographie des Markgräflerlandes und über die Rolle des „Markgräflischen in Gesamtalemannischen“. Sehr verdienstvoll! Nach dieser Lektüre versteht wohl jeder Lernfähige den Satz: „s Hüngli het's Chingli ins Hängli bisse“ (= Das Hündchen hat das Kindlein ins Händlein gebissen). Beat Trachsler erinnert an den Basler Bäckermeister, der sich in der Mitte des 18. Jahrhunderts Matthäus Merian zum Vorbild nahm und in seiner Heimatstadt topographische „Merkwürdigkeiten“ skizzierte und dann sein Interesse auch auf das Markgräflerland ausweitete. Kunst und Künstler heute: Zum Thema „Maler und Bildhauer im Markgräflerland“ zeichnen Berthold und Angelika Hänel ein breites Spektrum des künstlerischen Schaffens im 20. Jahrhundert. Emil Bizer gehört dazu, der Hans-Thoma-Preisträger, Hans Adolf Bühler wird nicht vergessen, und unter vielen anderen werden genannt Adolf Glattacker, Franz Guttmann, Hermann Strübe-Burte (Malername des Hermann Burte). Gedichte von Hermann Burte (Rebland,

Webland, Lebland aus „Madlee“, 1923), Gerhard Jung und Johann Peter Hebel (Der Schwarzwälder im Breisgau) sind treffsicher ausgewählt, um auch poetisch „D Markgräfler Seele un s Markgräflerland zum Vibrieren und zum Schwingen zu bringen“.

„Die Ortenau“ – Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden – 74. Jahresband 1994. Zu beziehen über den Buchhandel für 40,- DM

Wenn auch die wesentlichen Aktivitäten des Historischen Vereins für Mittelbaden in seinen mehr als 30 einzelnen Mitgliedergruppen liegen, so präsentiert sich doch der jeweilige Jahresband „Die Ortenau“ als ein vielbeachtetes Aushängeschild dieser mittelbadischen Historiker-Vereinigung. Gerade in den letzten Jahren gewinnen diese Veröffentlichungen, schon rein äußerlich gesehen – stabil in Leinen gebunden – und durch ihren respektablen Umfang, zusehends an Bedeutung. Auch der kürzlich erschienene 74. Jahresband von 1994 setzt diese gute Tradition fort und darf durch seine Quantität von annähernd 700 Seiten, mehr noch durch seine Qualität der tief fundierten Einzelbeiträge als eine glänzende Visitenkarte des etwa 3500 Mitglieder umfassenden Historischen Vereins angesehen werden. Dabei kommt der gewissenhaften und sachkundigen Arbeit des Redakteurs Karl Maier aus Appenweier ein besonderes Lob zu, ist es ihm doch wieder gelungen, ein vielseitiges, reichbebildertes Buch zusammenzustellen und vorzüglich zu redigieren. Die verschiedenen Beiträge umschließen den Zeitraum von der Frühzeit bis in die heutigen Tage und gewähren mosaikhaft einen Einblick in die Geschichte der Ortenau. Da die meisten Artikel mit zahlreichen Quellenangaben versehen sind, kann der Gesamtdarstellung eine gewisse Wissenschaftlichkeit zugesprochen werden. Neben dem Jahresbericht, den Nachrufen auf verdiente Mitglieder, den Tätigkeitsberichten der einzelnen Mitgliedergruppen und der Fachgruppen gibt der Landrat des Ortenaukreises, Günter Fehringer, einen Rückblick über die Aktivitäten der Kreisverwaltung im vergangenen Jahr. Etwas schwerpunktmäßig tritt das Schwarzwälder Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach anlässlich seines 30jährigen Bestehens in den Vordergrund. Zunächst gibt der Direktor dieser musealen Einrichtung, Dieter Kauß, einen Über- und Einblick in die Entwicklung dieser kreiseigenen Anlage. Dann geht Burghard Lohrum auf die Frage nach dem Alter des Vogtsbauernhofes ein, während sich in einem weiteren Artikel Berthold Breithaupt, Inge Jockers und Dieter Kauß mit der Hofgeschichte, der Baubeschreibung und der Innenausstattung des Herzstücks des Freilichtmuseums beschäftigen. Als eine dankbare, aber

auch notwendige Neueinrichtung darf die museumspädagogische Aufarbeitung und Darbietung dieser Anlage gesehen werden. Darüber berichtet die Museumspädagogin Inge Jockers. Allgemein bestechend wirken die dokumentarischen Farbbilder über dieses Gutacher Museum. Wenn wir weiter blättern, stoßen wir auf die Ausführungen von Wolfgang Peter über die vorgeschiedlichen Siedlungsstellen beim jüdischen Friedhof von Nonnenweier und von Hans-Martin Pillin über „Die Schenkung von 1070 an das Hochstift Straßburg und daraus entstandene Hoheitsrechte der Bischöfe von Straßburg in der Ortenau“. Ein Beitrag zum „Offenburg-Problem“ finden wir im Artikel „Die Zähringerministerialen ‚von Schopfheim‘ in der Ortenau“. Weitere Themen werden in der diesjährigen „Ortenau“ abgehandelt: „Die Windecker, eine Urkundenfälschung und die Gewissensbisse der Junta von Lomersheim“ (Suso Gartner), „Stollhofe. Beinahe vergessen, eine uralte Grabsteinplatte, das einzige Zeugnis der Mutterkirche St. Cyriak“ (Ernst Gutmann), „Der Passionszyklus in der Petruskapelle in Reichenbach“ (Hermann Sprauer), „Die Pfarrherren Rapp aus der Reichsstadt Offenburg und ihre Humanisten-Bibliothek“ (Hans Jürgen Günther), „Jeremias Rapp, Kirchherr in Offenburg, und sein Reliquienaltärchen“ (Louis Schlaefli), „Das Amt Hornberg in württembergischer Zeit“ (Ansgar Barth), „Hexenprozesse im Landgericht Appenweier“ (Karl Maier), „Vom Adjutanten Bernhards von Weimar zum Grundherrn am Oberhein: Johann Christoph von der Grün / 1603–1666“ (Walter Ernst Schäfer) und „Die Hungerkrisen, ihre Ursachen und Folgen nach der Lichtenauer Pfarrchronik / 1726–1830“ (Ludwig Uibel). Nicht weniger neugierig machen diese Abhandlungen: „Armut zwischen Almosen und Armenpolizei. Zur Lokalgeschichte der Armut in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts“ (Wolfgang M. Gall), „Der Letzte. Vitalis Balthas, Piarist, gestorben 1815“ (Johannes Werner), „Die Entstehung der kath. Pfarrei in Diersburg“ (Josef Bayer), „Franz Joseph Himmelsbach / 1816–1889, Bauernsohn vom Schönberg, Holzhändler in Oberweier, Stammvater einer Unternehmersdynastie“ (Renate Liesem-Breinlinger), „Emil Glockners Straßburger Zeit / 1870–1872“ (Hansmartin Schwarzmaier), „Heinrich Hansjakob als Historiker. Eine Revision“ (Johannes Werner), „Der vergessene Dichter Heinrich Vierodt“ (Reiner Haechling von Lanzener) und „Die Ottenheimer Michaeliskirche. Ein Streifzug durch die wechselvolle Geschichte des ältesten Bauwerks der Gemeinde“ (Martin Frenk). Doch damit nicht genug! Es bleibt noch zu erwähnen: „Am Anfang stand ein preußisches Garnisonslazarett. Zur Geschichte des Kreiskrankenhauses Offenburg“ (Hansjörg Flick),

„Die ‚Marktfrage‘ als ‚Machtfrage‘ – Kontinuität und Wandel im ländlichen Raum: der Agrarsektor im Bezirk Bühl in den Jahren 1927–1937 unter besonderer Berücksichtigung des Obstbaues“ (Harald Faißt), „Bildstöcke und Wegkreuze auf der Gemarkung Haslach“ (Monika Kohde) und schließlich noch „Wann beginnt die Fasnacht? Versuch einer Klärung“ (Kurt Klein). Eine Anzahl Buchbesprechungen runden den Inhalt der „Ortenau“ 1994 ab, mit der der Historische Verein erneut seine Leistungsfähigkeit unter Beweis gestellt hat.

Kurt Klein

**Kurt Klein: Der Kinzigtäler Jakobusweg /** erschienen im Waldkircher Verlag, 240 Seiten, Broschur, ISBN 3.87885-278-9. DM 26,80

„Die Tat folgt dem Gedanken wie der Karren dem Ochsen!“ Dieses spanische Sprichwort findet sich im Vorwort, das Kurt Klein seinem neusten Buch „Der Kinzigtäler Jakobusweg“ vorangestellt hat. „Wanderführer durch den mittleren Schwarzwald von Loßburg nach Schutterwald“ heißt es im Untertitel. Das klingt bescheiden, fast alltäglich und keineswegs ungewöhnlich. Und dennoch ist dieses Büchlein mehr als nur ein Wanderführer. Bevor nämlich diese Beschreibung eines ganz eigenen Wanderweges geschrieben werden konnte, mußte eine andere „Tat“ vollbracht werden: die Schaffung eben dieses Wanderweges. Es war Kurt Klein selbst, der die Idee hatte und sie in die Tat umsetzte. Und so ist es nicht nur verständlich, sondern fast zwangsläufig, daß Kurt Kleins Verhältnis zu diesem Wanderweg über die übliche Zuwendung des Wandernden hinausgeht. So wird denn auch immer wieder deutlich, daß der Autor zu „seinem“ Weg, aber auch zur historischen Jakobuswallfahrt ein besonderes Verhältnis hat. Es ist geprägt von tiefer christlicher Verantwortung und Religiosität im besten Sinne des Wortes, wobei auch immer wieder ein wenig rückblickende Wehmut des in die Vergangenheit schauenden historisch interessierten Autors durchschimmert. Der Heimpreiseträger des Ortenaukreises fordert mit seinen Erinnerungen an den großen historischen Pilgerweg des Mittelalters, den „Camino“, einen geistigen Nachvollzug der Jakobuswallfahrt.

Aber es wäre kein Klein-Buch, wenn nicht auch die so sehr geschätzten Eigenarten Kleinscher Beschreibungs- und Erzählkunst enthalten wären. Da kann man natürlich zuerst einmal – einfach mit dem Büchlein in der Hand – „den Weg finden“. Und es wird wieder deutlich, daß der Autor wahrlich jede Abbiegung, jeden möglichen Irrweg und buchstäblich jeden Stein, Giebel oder Brunnen „eigenfüßig“ geprüft hat. Über die Wegbeschreibung hinaus finden sich dann aber auch jene kleinen Geschichten am Rande, die das

Büchlein sogar für Stubenhocker zum Erlebnis werden lassen. Übrigens: Kurt Klein begnügt sich nicht mit dem altherwürdigen Grundsatz, dem „Volk aufs Maul zu schauen“, sondern versteht sich auch sehr wohl, uriger Redeweise anzupassen. Und so hat er, dank verwandter Sprachmelodie, seinen Gesprächspartnern so manche Geschichte entlockt. Der Leser wird seine Freude daran haben. Wollte man allerdings allen Hinweisen des Autors nachgehen, so dürfte es schwerfallen, die Tagesaufgaben zu bewältigen.

Wer also der gelben Muschel folgen will, sollte, obwohl ihn das Wanderzeichen auch sicher führen wird, Kurt Kleins Wanderführer unbedingt dabei haben. Sonst würde dem Wanderer sowohl Denkwürdiges als auch Vergnügliches entgehen.

Um mit Kurt Kleins eigenen Worten zu schließen: Auf dem Kinzigtaler Jakobusweg von Loßburg nach Schutterwald möge der Wanderer den Alltag vergessen, Schönheiten in Berg und Tal entdecken, Natur und Kultur genießen, dem Schöpfer in seiner Schöpfung begegnen, einsame Wallfahrtsorte, Kirchen, Klöster, Kapellen, Burgen und Schlösser kennenlernen und zu Verehrungsstätten des Apostels Jakobus geführt werden.

Also dann: E Ultreia – auf geht's!

Erich Hermann

**Haug, Gunter: Spuk. Von Geisterburgen und Gespensterschlössern in Baden-Württemberg.** 160 S. mit 54 Abb. DM 29,80. Silberburg-Verlag, Tübingen und Stuttgart, 1993

Gunter Haug hat, hier dem Zug der Zeit folgend, mit „Spuk“ ein neues Buch vorgelegt. Der Autor hat 25 bekannte Volkssagen, ganz überwiegend aus dem Württembergischen stammend, ausgewählt und diese an sich textlich sehr knappe literarische Form ausgebaut. Das heißt mit anderen Worten, daß Haug die alten Sagen mit eigenen Zusätzen volkscundlicher, landeskundlicher oder sonstiger Art angereichert und sie so zu Erzählungen umgeformt hat, die dem Leser eine recht spannende Unterhaltung bieten. Nun, „haarsträubenden, gänsehauterregende, schaurige Gespenstergeschichten“, wie es in einem Presseinfo des Verlages heißt, sind sie gerade nicht geworden, besonders nicht für den Kenner der Volkssagen. Aber für den ist „Spuk“ auch nicht geschrieben worden. Unbestreitbar verfügt der Autor über erzählerische Fähigkeiten, die dem Buch Freunde gewinnen werden und nebenbei vielleicht auch für die alten Volkssagen – wenn auch in eine andere Form gegossen – etwas tun. Sehr gut ist die „Rundfahrt“ zu den Orten der „schrecklichen“ Vorkommnisse. Sie ist ein heimatkundliches Verdienst, denn sie verbindet alle Plätze, von denen die Sagen handeln, bietet Wegführungen, denkbare Wander- oder Fahrvorschlä-

ge, gibt Etappenlängen an und weist auf Sehenswürdigkeiten hin. Das alles ist gut und nützlich und macht Appetit, selbst einmal das Schloß Bronnen, den Hohenkrähen, den Mummelsee oder alle anderen Plätze zu besuchen.

L. Vögely

**H. Wiegand / W. Sauer, Hrsg.: Karl Gottfried Nadler: Fröhlich Palz, Gott erhalt's! und andere Gedichte.** 291 S., DM 39,-. Pfälzische Verlagsanstalt, Buchverlag, 76829 Landau/Pfalz. Reihe Pfalz-Bibliothek, 1994

Endlich liegt dieses Buch vor zur Freude aller Verehrer des pfälzischen Mundart-Klassikers Karl Gottfried Nadler. Die Herausgeber haben damit eine bisher schmerzhaft empfundene Lücke ausgefüllt, und der Landesverein Badische Heimat, der sich der Mundartpflege anzunehmen hat, ist dafür besonders dankbar. Wir besitzen im Hebel und Nadler zwei Dichter, die beide in vollkommener Echtheit ihre „Stammesart“ repräsentieren und charakterisieren, auf die wir mit Stolz blicken dürfen. J. P. Hebel spiegelt das ländliche Leben wider, bei ihm findet sich im „Stengelglas die ganze Welt“, er hat das Universum – nach Goethe – verbauert, vielleicht sollte man sagen, verchristlicht. Er schuf jenseits zeitlicher Grenzen und ist eigentlich im Gemüt eins mit der Welt. Karl Gottfried Nadler (1809–1849) ist anderer Art. Er ist ein Stadtmensch, und er schildert die Bürgertypen in den Merkmalen ihrer Epoche, des Vormärz und des Biedermeier. Er beobachtet sie kritisch und sieht ihre Schwächen und gelang so häufig zur „Karikatur“. Beide Klassiker lieben den Landstrich, aus dem sie stammen, der „besinnliche, beschauliche Alemanne und der fröhliche, derb zupackende Pfälzer“ (W. E. Oeftering, Mein Heimatland 1938, S. 365–376). K. G. Nadler war nur ein kurzes Leben geschenkt. Er wurde am 19. August 1809 in Heidelberg geboren. Sein Vater Karl Philipp Nadler (1778–1813) war Lehrer und Organist der lutherischen Gemeinde. Die Wutter Wilhelmine, geb. Barth (1788–1821), stammte aus einer Frankenthaler, in Wimpfen tätigen Kaufmannsfamilie. Die früh verwaisten Kinder, Nadler hatte noch einen Bruder, der später Arzt in Bretten war, kamen zu einem Onkel mütterlicherseits, dem Bäckermeister Christian Barth, und fanden bei ihm eine liebevolle Aufnahme. 21 Jahre lebte Nadler später bei seiner Tante Eleonore Stepp, deren Mann die Weinwirtschaft „Waldhorn ob der Bruck“ betrieb und in der auch der Freundeskreis des „Engeren“ um J.V. von Scheffel verkehrte. Zunächst besuchte Nadler das Heidelberger Gymnasium. 1826 bezog er die Heidelberger Universität und studierte Jura. Einer seiner Lehrer war der berühmte Professor Anton Friedrich Justus Thiebau, dessen Singkreis einen geachteten Platz im Heidel-

berger Musikleben einnahm und in dem Nadler als Kapellmeister und Komponist mitwirkte. 1830 reiste Nadler über Köln nach Berlin und setzte dort sein Studium fort. Nach seiner Heimkehr legte er am 15. Juli 1831 in Heidelberg das 1. Juristische Examen ab und absolvierte anschließend als Rechtspraktikant den Vorbereitungsdienst. Ab 1832 war er als besoldeter Aktuar tätig und ließ sich 1833 als Rechtsbeistand nieder. Sein Vorgesetzter war der Stadtdirektor Eichrodt, der spätere Minister und Vater Ludwig Eichrodts, der ihn sehr gut beurteilte. Trotzdem gelang es Nadler nicht, in den Staatsdienst übernommen zu werden. Erst 1840 wurde ihm wenigstens der Titel Advokat verliehen. Nadler trat auch als juristischer Fachschriftsteller mit vorzüglichen Abhandlungen hervor. 1840 heiratete er die Schwester Luise des nachmaligen Mannheimer Galeriedirektors Jakob Götzberger. Nach deren frühen Tod verheiratete er sich mit Elisabeth Josefine Kempf aus Mainz, mit der er eine Tochter hatte. Aus erster Ehe stammte ein Sohn, der Pfarrer wurde. Nadler litt lange an Brustkrankheiten und Gicht und starb am 26. August 1849 in seiner Vaterstadt. Er wurde auf dem Heidelberger Bergfriedhof bestattet, und sein Grabkreuz schmückt die schöne Inschrift

IST EIN GRAB DIR NACH WUNSCH  
DU PFÄLZER DICHTER GEWORDEN?  
SIEHE, ES RUHT SICH LEICHT  
HIER IN DEM SONNIGEN BERG!  
SCHAUE HINAUF ZU DEN HÖHEN,  
SIE SIND VOLL WEIN UND KASTANIEN,  
THEILE DIE ZWEIGE NACH VORN –  
DAS IST DIE FRÖHLICHE PFALZ!

Das vorliegende Buch besitzt eine hervorragende und ausführende Einleitung, die dem Dichter Nadler vollauf gerecht wird und ihn in seine Zeitepoche und deren Umfeld stellt. Es gliedert sich in: Pfälzer Bauern, Herr Christoph Hackstrumpf, Erzählungen, vermischte Gedichte, Schelmen und Lumpen und den Anhang (kurze Grammatik, Wörterbuch, Anmerkungen). Nadler begann mit der Mundartdichtung etwa um 1846, und die Verse entstanden in rascher Folge. Er veröffentlichte Gedichte zwischen 1845–1849 in den „Fliegenden Blättern“ und im „Heidelberger Journal“. 1847 erschienen dann seine gesammelten Gedichte unter dem Titel „Fröhlich Palz, Gott erhalt's“ bei Bröner in Frankfurt a.M. Im Mittelpunkt des Buches steht also die „Fröhlich Palz“, Nadlers Hauptwerk, das es hauptsächlich notwendig machte, eine neue Ausgabe vorzulegen, die den heutigen Ansprüchen gerecht wird. Im Vorwort heißt es zu Recht, daß Pfälzer Land und Leben kaum je so umfassend und selbstironisch im Gedicht dargestellt wurde wie bei Nadler. Er verfügt über eine erstaunliche Treffsicherheit der Sprache und Fülle seiner Verse. Nadler besitzt

einen Wortreichtum, den er meisterhaft beherrscht, und damit ein „treffsicheres Charakterisierungsmittel in vielen Abstufungen“ (Oeftering). Er hat in seiner Advokatenstube dem Volk aufs „Pfälzer Maul“ geschaut und auch im „Waldhorn“ seine Erfahrungen gemacht.

Über Nadlers politische Ansichten genau zu referieren, ginge über diese Besprechung hinaus, denn unpolitisch waren viele seiner Gedichte wirklich nicht. Ihr Verfasser war ein durch und durch konservativer Mann. „Vor allem eines der Herzstücke der Sammlung, die politische (Anti-)Idylle ‚Herr Christoph Hackstrumpf, weiland Schumacher und Volksredner, Particulier und Bürgergrenadierhauptmann, Ratsherr und Inhaber einer goldenen Schnupftabaksdose etc‘ in 13 Bildern nahm die Renommiersucht und politische Kennegießerei des radikalen vormärzlichen Heidelberger Kleinbürgertums in einer Weise aufs Korn, die den Radikalen und Demokraten in dem fortschrittlichen Baden kaum gefallen konnte“ (Vorwort). Nadler sympathisiert also nicht mit dem ungebildeten vormärzlichen Maulhelden, er verachtet und bekämpft dessen politische und menschliche Haltung. Aber dabei kommt nun pfälzische Art stark ins Spiel, denn Nadler gestaltet ihn so lebendig, plastisch und vielseitig, daß man ihm letztlich nicht mehr grollen kann. Er hebt so durch die versöhnende Art seiner Kunst die satirische Schäfte zum Teil wieder auf.

So geht es auch mit der Tante Schlemmelmann mit ihrer Liebe zur Schnapsflasche und deren Folgen. So ist es mit den umständlichen Ratsherren, „die gar nie denken“ und vor lauter Formelkram den Hutzelwald am Gaisberg abbrennen ließen, löschte nicht ein Regenguß die Flammen. Und ganz und gar natürlich und selbstverständlich gehört der Wein zu Nadlers Menschen, ohne daß da ein Maß als Grenze angegeben wird. Ein kleiner Schwips, was tut's! Stellt man Hebels „Ne Trunk in Ehre“ dagegen, wird der Unterschied zwischen Land und Leuten und deren Lebenslust deutlich.

Viele Gedichte sind zeitgebunden, und sie verlangen Kenntnisse der damaligen politischen Verhältnisse des Vormärz, des Liberalismus, Demokratie, Pressefreiheit usw. Die Anmerkungen zu jedem Gedicht sind dazu hilfreich, auch für das lokale Kolorit. Und wer weiß noch, daß Nadler das „Guckkastenlied vom großen Hecker“, „Hecker, der Große, in Straßburg“, „Ein schönes neues Lied von dem weltberühmten Struwel-Putsch“ oder den „Hinkeldey-Zug“ geschrieben hat? Das sind Schilderungen, auf welche die badische Historie nicht verzichten möchte. Sie sind gleichzeitig Ausdruck der politischen Konfession Nadlers.

Der Landesverein Badische Heimat dankt den Herausgebern und dem Verlag für dieses Buch. Es

wird hoffentlich dazu beitragen, daß K. G. Nadler wieder mehr in das Bewußtsein unserer Landsleute tritt, denn immer noch gilt sein Wort:

„Hoch! fröhlich Palz,  
Un pälzer Schproch, un pälzer Lewe –  
Gott erhalt's!“

L. Vögely

**Ursula Kröll: Glaskunst im Schwarzwald. Von Glashütten, Alchimisten und in schönen Gläsern.** 28 Farbabb., 58 schwarz-weiße Aufn. 168 S., 29,80 DM. Waldkircher Verlag, 1994

Glas ist schon ein ganz besonderer Stoff, und es gibt unter den Dingen, die uns umgeben und die wir gebrauchen, nichts Vergleichbares. Die Glashütten haben im Schwarzwald eine hervorragende Rolle gespielt und ihn durch ihren Holzverbrauch auch geprägt. Glasmacher und Glashütten bilden zusammen mit den Uhrmachern die alte Kulturlandschaft des Waldes und stehen so unverrückbar im Gedächtnis des heutigen Menschen. Sie sind Forschungsobjekte der Volkskunde, Volkskunst und Landeskunde geblieben. Deshalb gibt es auch eine zahlreiche Literatur, die sich grundlegend mit der Glasmacherei und ihren Zweigen beschäftigt. Ursula Kröll hat nun ein weiteres Buch hinzugefügt, das sich in angenehmer Weise mit der Glasmacherei beschäftigt und alle Sparten streift, die mit Glas zusammenhängen, als da sind: Die Anfänge der Glasmacherkunst, die Eigenschaften des Glases, Glas und Alchimie, Frühgeschichte des Glasmacherhandwerkes, keltisches, römisches Glas, Waldglas. Dann folgen die fürstenbergischen Glashütten, die markgräflichen und St. Blasischen, die Glasträger und ihre Compagnien. Es wird das Glas im Industriezeitalter angesprochen, die Glasformen im Wandel der Zeit. Die venezianischen Gläser und das Studioglas fehlen nicht. Die heißen Wälderhütten der Gegenwart, die Lampenglasbläser sind vertreten, und schließlich widmet sich die Autorin der Glasmusik und der gläsernen Märchenwelt. Das Verzeichnis der Glashütten und die Literaturangaben runden das Buch ab.

Das alles wird auf 160 Seiten dargeboten, was zur Konzentration der Beschreibung zwingt. Das ist

kein Nachteil, wenn keine wissenschaftliche Untersuchung angestrebt, sondern ein Überblick über das Glas und seine Bedeutung für den Wald und die Kunst gegeben wird. Dem verlegerisch gut betreuten und ausgezeichnet abgebildeten Buch gelingt dies, weil es in übersichtlicher Weise den Leser informiert. Es wird Freunde finden, denn es besitzt auch Aufforderungscharakter, sich wieder einmal intensiver mit den alten Glashütten zu beschäftigen und die ein oder andere „heiße“ zu besuchen.

L. Vögely

**Flegel, Sissi: Der dritte Löwe.** 208 S., 22,- DM. Thienemann-Verlag, 70182 Stuttgart, 1994

Der Untertitel des Buches heißt „Ein spannender Roman aus der Keltenzeit“. Die Autorin wurde durch die Funde im Hochdorfer Fürstengrab dazu angeregt. Diese sensationellen Funde, die aus dem 2500 Jahre alten und unberaubten keltischen Fürstengrab stammen, waren neben ihrem wissenschaftlichen Wert wirklich dazu angetan, die Phantasie eines Schriftstellers zu mobilisieren. Besonders der 40 Kilogramm schwere mit drei Löwen verzierte Kessel, der aus einer keltischen Schmiede stammt, steht im Mittelpunkt des Romans, und die Autorin versucht, die Rätsel des verschwundenen dritten Löwen phantasie- und personenreich zu klären, denn damit ist das Schicksal des Fürsten verknüpft.

Gewiß, das ist ein Roman, ein Kriminalroman, und historisch gesehen kann niemand mehr rekonstruieren, woran der reiche, etwa vierzigjährige Fürst tatsächlich gestorben ist. Sissi Flegel kann das. Und so entwickelt sich in dem Buch das bunte Bild eines keltischen Fürstenhofes mit seiner Mythologie, Prophezeiungen, Befragungen der Götter, von menschlicher Eifersucht und Neid. Es gelingt der Autorin, Spannung zu erzeugen, diese durchzuhalten, und manche der dargestellten Personen bleibt wegen der plastischen Schilderung ihres Denkens und Tuns im Gedächtnis haften. Das ist ein Buch, das man der Jugend gut in die Hand geben kann.

L. Vögely

## **Autoren dieses Heftes**

*Manfred Bosch*

Lenbachstraße 30, 79618 Rheinfelden

*Dr. Wolfram Förster*

B 6.12, 68159 Mannheim

*Patrick D. Heinsein*

Birkenauertalstraße 27–29, 69469 Weinheim

*Kurt Hodapp*

Haydnstraße 19, 79761 Waldshut-Tiengen

*Dr. Volker Kronemayer*

Badische Heimat Schwetzingen,  
68723 Schwetzingen

*Josef Lindenfeser*

Heimatverein Untergrombach e.V.,  
Joß-Fritz-Straße 40, 76646 Untergrombach

*Dr. Hubert Morgenthaler*

Maria-Probst-Straße 5,  
6903 Neckargemünd

*Adolf Schmid*

Steinhalde 74, 76117 Freiburg

*Prof. Dr. Helmut G. Schütz*

Blauenstraße 12, 76275 Ettlingen

*Prof. Dr. Helmut G. Schütz*

Pädagogische Hochschule Karlsruhe,  
Bismarckstraße 10, 76032 Karlsruhe

*Gym.Prof. Dr. Clemens Siebler*

Wildtalstraße 79, 79108 Freiburg

*Prof. Dr. Gerhard Silberer*

Brachfeldstraße 11, 77654 Offenburg

*PD Dr. Johann Anselm Steiger*

Universität Heidelberg,  
Praktisch-theologisches Seminar,  
Karlstraße 16, 69117 Heidelberg

*Ludwig Vögely*

Tiefentalstraße 35, 76228 Karlsruhe

*Konrad Watrin*

Freiburg

*Dr. Johannes Werner*

Steinstraße 21, 76477 Elchesheim

*Dr. Sabine Wienker-Piepho*

Silberbachstraße 17, 79100 Freiburg

G. BRAUN DRUCK + MEDIEN **B**

1/1994 10,— DM P9814F

# in Baden- Württemberg

KULTUR · LEBEN · NATUR



Die Tulpe Eine barocke Schöne mit Vergangenheit  
Ludwigsburg 40 Jahre Blühendes Barock  
Reklamemarken Als die Werbung kleben lernte

4 Hefte jährlich,  
Jahresabonnement DM 34.— Einzelheft DM 10.—

**L**and und Leute, Natur und Umwelt, Kunst und Kultur, Wissenschaft und Technik — das sind die Themen der „in Baden-Württemberg“. Führende Autoren und Fotografen beschäftigen sich mit Zeitgeschichten und Zukunftstendenzen, geben Hintergrundinformationen und berichten über das Geschehen im Land. — Ein kostenloses Probeheft senden wir Ihnen auf Anforderung gerne zu.

**G. BRAUN BUCHVERLAG** **B**

Karl-Friedrich-Straße 14-18 · 76133 Karlsruhe  
Tel. 07 21 / 165-0 · Fax 07 21 / 165-7-345



# VON WEGEN RUHESTAND

Wenn der berufliche Endspurt in Sicht ist, sollten Sie auch finanziell für gute Aussichten sorgen. Mit einer Zusatzrente zum Beispiel, die relativ leicht zu erreichen ist, wenn man sie frühzeitig plant.

Sprechen Sie mit dem Geldberater Ihrer Sparkasse über den  Renta-Plan. Mit diesem beliebten Vorsorgeprogramm können Sie Ihre Altersversorgung ganz schön beleben.

Aber auch wenn es um die rechtzeitige Regelung von Erbschaftsangelegenheiten, die Nachfolge in einer Firma, um Leibrente und ähnlich wichtige Fragen geht: Die Sparkasse ist mit Rat und Tat für Sie da. Damit Sie aktiv in den Ruhestand starten können.

wenn's um Geld geht – Sparkasse



Ein Unternehmen der  Finanzgruppe